Über die

Principien der Aesthetik.

Von

Dr. Heinrich Ritter.

Kiel,
Universitäts-Buchhandlung.
1840.

Vorwort.

Unter einem gemeinschaftlichen Titel sind in diesem Bändchen mehrere Abhandlungen zusammengestellt worden, welche ursprünglich nicht in der Absicht ein Ganzes zu bilden abgefaßt worden waren. Bei einer nochmaligen Überarbeitung gewährten sie einen Überblick über ein zusammenhängendes Gebiet der Untersuchung und es schien dem Verfasser als ließen sie leicht zu einem Ganzen sich vereinigen, welches um so willkommener war, je wahrscheinlicher dadurch das Unternehmen abgeschnitten wurde, die Sätze der einen Abhandlung ohne Berücksichtigung ihres Zusammenhanges mit den Sätzen der übrigen lesen und beur-

theilen zu wollen. Der Versuch ist nun gemacht worden, doch hat sich die ursprüngliche Gestalt der Abhandlungen nicht ganz verwischen lassen und besonders wird man einige Nachsicht üben müssen, wenn man deswegen zuweilen auf eine Wiederholung stößt, welche jedoch immer den Gegenstand in ein neues Licht setzen dürfte.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Von der Stellung des ästhetischen zum allgemeinen sittlichen Leben.

Kap. I. Bestreitung der Ansichten, welche dem ästhetischen Leben sittlichen Werth absprechen. S. 1—34.

Kampf und Spiel im Leben. 2. Gegen die Meinung, daß das Ästhetische etwas sittlich Gleichgültiges sei. 3. Die schöne Kunst bezweckt nicht Ermahnung oder Belehrung über das Sittliche. 5. Verschiedene Meinungen über den sittlichen Kampf. Kampf gegen die Natur in der nützlichen Arbeit. 7. Das der nützlichen Arbeit Entgegengesetzte. 10. Berufsthätigkeit. 12. Vertheilung der Arbeiten und Einseitigkeit menschlicher Bildung. 13. Ungenügendes für die sittlichen Anforderungen in dieser Ansicht. 14. Einwendungen. 16. Sittliche Nothwendigkeit des Lebens für sich selbst. 17. Kampf mit uns selbst. 18. Verhältniß des Sinnlichen zur Vernunft. 20. Die Größe der sittlichen Aufgabe. 23. Beurtheilung dieser Ansichten als aus Übergangsstimmungen hervorgehend. Nachgewiesen in ihrem Verhältnisse zum Frühern. 27. In ihrem Verhältnisse zum Spätern. 31.

Kap. II. Vom Leben der Muße und der sittlichen Befriedigung. S. 34—71.

Die Muße. 34. Relativer Gegensatz zwischen Muße und Arbeit. 36. Arbeit in der Muße und Muße in der Arbeit. 39. Unterschied zwischen beiden dem Übergewichte nach. 40. Sittliche Aufgabe für die Muße. 42. Inhalt dieser Aufgabe. 44. Die Wissenschaften. 47. Die Philosophie. 51. Die Arbeit in der Wissenschaft. 54. Die persönliche Welt- und Lebens-Ansicht. 58. Die wissenschaftliche Meinung. 62. Einwendungen gegen das persönliche Bewußtsein. 63. Widerlegung derselben. 65. Rückblick. 69.

Kap. III. Die Geselligkeit im ästhetischen Leben und in der Religion. S. 71—112.

Verkehr der einzelnen sittlichen Elemente mit einander. 71. Das gesellige Leben. 73. Sein Verhältniß zum Leben der Muße.

74. Feste der Religion und der Kunst in größern Kreisen der Geselligkeit. 76. Geselligkeit in kleinern Kreisen. 78. Kunst und Religion haben es mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Menschen zu thun. 80. Besonders das ästhetische Leben. 84. Sein Verhältniß zur Wissenschaft. 87. Verschiedenheit der religiösen und der künstlerischen Geselligkeit. 89. Die Mannigfaltigkeit in der Erscheinung und die Einheit im Wesen. 92. Mit jener hat es das Ästhetische, mit dieser die Religion zu thun. 96. Einwendungen. 99. Nähere Verwandtschaft der Religion mit dem arbeitenden Leben. 102. Grund hiervon. 105. Ästhetisches und religiöses Leben in der Einsamkeit. 108.

Zweiter Abschnitt.

Über die Form der Ästhetik.

Kap. I. Kritik der Formen, in welchen die Ästhetik ausgebildet worden ist. S. 112—164.

Relativer und absoluter Werth des ästhetischen Lebens. 112. Der weite Umfang des ästhetischen Lebens. 115. Zweck der folgenden Untersuchungen. 119. Die Ästhetik als Lehre vom Schönen. 120. Das Schöne in der Natur. 124. In einzelnen Naturgegenständen. 125. In Gruppen der Natur. 129. Die Ästhetik als Geschmackslehre. 133. Das Schöne ist nur in Beziehung auf den Geschmack zu erklären. 134. Entgegengesetzte Abirrungen der Geschmackslehre. 135. Der Geschmack im Verhältnisse zur Phantasie des Künstlers. 139. Zusammenhang mit der geselligen Neigung. 141. Der Geschmack im Verhältnisse zu dem natürlich Schönen. 143. Der Geschmack darf nicht von der Phantasie getrennt werden. 146. Bildung des Geschmacks und der Phantasie im eigenthümlichen Leben. 147. Die Ästhetik als Kunstlehre. 148. Vernachlässigung des natürlich Schönen. 149. Vorherrschende Berücksichtigung des künstlerischen Talents. 150. Absonderung der Kunst von den übrigen Werken des Lebens. 151. Die Kunst nicht von ihren Beziehungen zur Geselligkeit zu trennen. 152. Einwirkung der Geselligkeit auf den Künstler. 155. Besonders in der Erfindung. 158. In der technischen Ausführung. 159. Werke der Bestellung. 161. Schlußbemerkungen über die Kunstlehre. 163.

Kap. II. Verhältniß dieser Formen zur Lehre über das ästhetische Leben. S. 164—199.

Zusammengehören und Auseinandertreten des Künstlers und des Kunstfreundes. 165. Das künstlerische Talent als Naturgabe. 166. Die Übung dieses Talentes ist überhaupt zur ästhetischen Bildung nöthig. 167. Niemand ist ohne künstlerisches Talent. 168. Die allgemeine Kunst. 170. Sie ist nicht mit der Dichtkunst zu verwechseln. 171. Vielmehr die Kunst des Lebens überhaupt. 172. Schwierigkeiten hierbei. 175. Das Künstlerische des Lebens besonders im Leben der Muße. 178. Bildung des Geschmacks in dieser Art der Kunst. 182. Bildung des Künstlers aus dieser allgemeinen

Kunst hervorgehend. 183. In Rücksicht auf die Erfindung. 184. In Rücksicht auf die Darstellung. 185. Die Mittel der Darstellung. 187. Ursachen der Absonderung der besondern Künste von der allgemeinen Kunst. 190. Die besondern Künste als spätere Erzeugnisse der geselligen Muße. 193. Indirecte Darstellung der Eigenthümlichkeit des Künstlers. 194. Gefahr der allzustarken Absonderung der Künste vom allgemeinen geselligen Leben. 195. Schluß. 196.

Dritter Abschnitt.

Weitere Ausführungen über die Grundlagen der schönen Kunst.

Kap. I. Von der künstlerischen Begeisterung. S. 199—221.

Erregung zur geselligen Mittheilung und künstlerische Erregung. 200. Künstlerische Begeisterung. 200. Vergleichung derselben mit der geselligen Erregung. 201. Besonders in Beziehung auf das dabei herrschende persönliche Wohlwollen. 202. Zusammenhang der hierbei vorkommenden Erscheinungen. 205. Hervorragende Stellung des Künstlers. 206. Persönliche Anmaßung ist der Geselligkeit zuwider. 209. Ansprüche des Künstlers auf Auszeichnung. 210. Vorurtheile hierüber. 211. Worin das gesteigerte Bewußtsein des Künstlers über sich selbst beruhe? 215. Die künstlerische Begeisterung als Beruhigung des Gemüths. 217. Aber auch zugleich als Erregung in Beziehung auf die Darstellung. 219.

Kap. II. Von der künstlerischen Darstellung. S. 221—250.

Wechselwirkung zwischen Begeisterung und Darstellung. 221. An der Verschiedenheit der Künste nachgewiesen. 223. Ebenso am Verlauf der künstlerischen Darstellung. 224. Die Darstellung als Gegentheil der Erregung. 226. Schwierigkeiten der Darstellung. 226. Die besondern Schwierigkeiten der künstlerischen Darstellung. 228. Sie muß durch Zeichen des Allgemeinen hindurchgehn. 230. Schwierigkeiten, welche ihr hieraus entstehn. 232. Abstracte Künste und Künste, welche an die Darstellung des Gedankens sich anschließen. 235. Vereinfachung und Vermannigfachung der Kunstmittel. 237. Die abstracten Künste stellen das Schöne in größerer Reinheit, die Künste des Gedankens in größerer Fülle dar. 238. Prüfung des Satzes, das Schöne liege allein in der Form. 240. In welcher Art die schöne Kunst durch ihre Form den Stoff zu bemeistern sucht. 244. Lösung der Schwierigkeiten. 246.

Kap. III. Gegebene Stoffe und Formen in der Kunst. S. 250—275.

Verhüllende Zusätze, unter welchen der Künstler seine Eigenthümlichkeit verbirgt. 250. Das Sujet in der bildenden Kunst und in der Dichtkunst. 251. Zusammenhang desselben mit der geselligen Überlieferung. 253. Kunstwerke auf Bestellung. 258. Ähnliche

Erscheinungen in den abstracten Künsten. 259. In jedem Kunstwerke findet sich Gegebenes und dem Künstler Eigenthümliches. 260. Warum das Gegebene in den abstracten Künsten weniger stark heraustritt? S. 262. Auffallendes in diesen Erscheinungen. 263. Erklärung derselben aus der Beziehung der Kunst zur Geselligkeit. 265. Bedeutung der allgemeinen geselligen Bildung, welche in der Kunst sich geltend macht. 268. Resultate. 270. Ergänzung der vorhergegebenen Erklärung. 272.

Kap. IV. Verhältniß der gegebenen Stoffe und Formen zur künstlerischen Erregung und Darstellung. S. 275—303.

Wahl der Form und des Stoffs. 275. Freiheit in ihrer Behandlung. 277. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe ist der Wahl nicht allein förderlich. 279. Bildbarkeit der gegebenen Stoffe. 282. Die Stoffe der Sage in ihrer Gleichartigkeit mit der künstlerischen Erfindung. 286. Die gegebenen Stoffe sollen die Erfindung weder zu sehr beschränken, noch zu sehr frei lassen. 290. Die gegebenen Formen und Stoffe vermitteln die Verbindung zwischen künstlerischer Erregung und Darstellung. 291. Geschichtlicher Zusammenhang in der Entwicklung der schönen Kunst. 295. Mit der Entwicklung und der Weise der weltlichen Geselligkeit zusammenhängend. 297. Beschränktheit der künstlerischen Mittel. 301.

Druckfehler.

S. 3 Z. 8 v. u. st. aber l. eben.
„ 14 „ 1 st. der Natur l. der menschlichen Natur.
„ 35 „ 16 „ regen l. engen.

Erster Abschnitt.

Von der Stellung des ästhetischen zum allgemeinen sittlichen Leben.

Erstes Kapitel.

Bestreitung der Ansichten, welche dem ästhetischen Leben sittlichen Werth absprechen.

Wenn man die Principien einer einzelnen Wissenschaft aufsucht, so kann man nicht unterlassen auf ein größeres Gebiet der Untersuchung zu blicken, in welchem diese Wissenschaft ihre Stelle hat. Indem man aber dies Gebiet doch nicht in seiner ganzen Ausdehnung vorführen kann, findet man sich in um so größerer Verlegenheit, je weniger dasselbe bisher mit Sicherheit abgegrenzt und vermessen ist. Diese Verlegenheit trifft auch uns in unserm Unternehmen die Principien der Ästhetik in der Ethik nachzuweisen. Wir dürfen kaum hoffen unsrer Aufgabe anders als nur zögernd und schwankend uns zu nähern. Vollständiger würde sie gelöst werden können, wenn wir es vorhätten ein System der Ethik zu entwerfen. Inzwischen, wenn Zeit und Umstände dem größern Unternehmen sich versagen, muß man zufrieden sein das geringere leisten zu können.

Seitdem man angefangen hat — und freilich schon seit langer Zeit ist dies geschehen — das sittliche Leben vorherrschend als einen Kampf zu betrachten, hat die Seite der vernünftigen Entwicklung, welche nicht im Kampfe liegt, in den Schatten treten müssen, wenigstens für die Sittenlehre. Welche Seite wir meinen, davon wird schon die Überschrift eine Ahnung geben, doch soll damit nicht gesagt sein, daß außer dem ästhetischen Leben nichts anderes dieser Seite angehöre.

Daß aber der Gegenstand unsrer Untersuchung wenigstens zum Theil der Betrachtung des Lebens zufalle, welche in ihm nicht einen Kampf, sondern ein heiteres Spiel erblickt, darauf machen uns schon sehr gewöhnliche Ausdrücke unsrer Sprache aufmerksam. Wenn wir der schönen Kunst Spiele des Witzes und der Phantasie erlauben, wenn wir das Schauspiel, sei es Trauerspiel oder Lustspiel, zu den Erzeugnissen der Poesie rechnen, so deuten wir damit an, daß wir in den Zeiten, welche wir dem Schönen widmen, nicht gegen unsre Neigungen ankämpfen, sondern in ruhiger Behaglichkeit dem Spiele uns hingeben. Überhaupt aber jede schöne Kunst soll mit Neigung betrieben werden, und niemand findet sich mit Widerstreben gegen seinen Hang in der Stimmung, in welcher die Betrachtung des Schönen mit Lust und Liebe erfüllt. Sollte daher jede Art der ethischen Untersuchung nur auf Gegenstände führen, welche einen Kampf der Pflicht gegen Trieb oder Neigung voraussetzen, so würden wir behaupten müssen, daß weder die Thätigkeit des Künstlers, noch die des Kunstfreundes im Gebiete des sittlichen Lebens lägen.

Dieser Behauptung sind nun freilich viele Moralisten geneigt gewesen, und wir können eine Prüfung ihrer Ansichten nicht umgehen. Sie theilen sich zunächst in zwei Meinungen, indem sie alles, was der Hervorbringung des Schönen oder der Liebe zu ihm angehört, entweder für sittlich gleichgültig oder für sittlich verwerflich ansehen.

Mit der ersten Meinung verbindet sich nicht selten eine gewisse, nur, wie es uns bedünkt, gar zu schwächliche Liebe zur Kunst und zum Schönen. Nach der Arbeit, meint man, welche im Dienste der Pflicht und des Guten vollbracht worden, bedürften wir der Ruhe und der Erholung und in solchen Zeiten sei es denn wohl zu gestatten, daß man mit der schönen Kunst sich beschäftige oder solchen Beschäftigungen seine Aufmerksamkeit schenke, um hieraus seine Erholung zu schöpfen. Da klingt es denn wie eine Entschuldigung, wenn jemand auf eine kurze Weile der Freude am Schönen nachgegeben hat; er sucht sich zu rechtfertigen, weil er eben jetzt außer Stande gewesen etwas Besseres zu leisten. Das Bessere würde die Arbeit gewesen sein oder der geistige Kampf gegen seine Neigung; jetzt ist er in diesem Kampfe, in jener Arbeit erschöpft und ergiebt sich dem Müssiggange, weil er nicht anders kann. Er ist aber sittlich jetzt unthätig und deswegen ist auch die Lust am Schönen, welche seine Muße erfüllt, etwas Sittlich-Gleichgültiges, weil er durch seine Ermüdung gezwungen ist von der sittlichen Thätigkeit auszuruhen. Wenn man nun solche Entschuldigungen hört, so sollte man fast glauben, daß die, welche sie vorbringen, in den Zeiten, welchen sie gelten, Wunder wie sehr körperlich und geistig zugleich erschöpft gewesen wären.

Denn sollten sie nur geistig erschöpft sein, so würden wir ihnen rathen lieber eine körperliche Arbeit vorzunehmen, als sich in den allzubequemen, aber auch allzu zweideutigen Raum des Sittlich-Gleichgültigen zu stürzen; sollten sie aber nur körperlich erschöpft sein, so umgekehrt eine geistige Arbeit vorzunehmen. Wir denken, wenn sie noch einige Kraft übrig haben irgend etwas zu treiben, was ihnen selbst oder Andern förderlich ist, so ist es ihre Pflicht diese Kraft aufzubieten. Aber betrachten wir nun die Beschäftigungen mit dem Schönen, sei es in der Hervorbringung, sei es in dem Genusse desselben, so werden wir doch keinesweges sagen können, daß sie ohne einige geistige Anstrengung abgehen könnten; wer seine Aufmerksamkeit nicht zu spannen, wer nicht einzudringen vermag in den Zusammenhang und die Bedeutung der Erscheinungen, der ist weder Schönes zu schaffen, noch Schönes aufzufassen im Stande. Daher müssen wir eins von beiden behaupten, entweder es ist sittlich tadelnswerth, wenn jemand seine geistige Kraft in irgend einer Thätigkeit des ästhetischen Lebens vergeudet, oder die Entschuldigung, welche dafür vorgebracht wird, als wäre dies sittlich gleichgültig, ist unpassend gewählt und es ist dafür eine bessere Rechtfertigung zu finden, indem man zeigt, daß die Thätigkeiten des ästhetischen Lebens einen sittlichen Werth haben.

Die Meinung, daß die Beschäftigung mit dem Schönen etwas sittlich Gleichgültiges sei, ist wohl unstreitig leichter zu bestreiten, als die, welche diese Art der Beschäftigung für sittlich verwerflich hält. Denn in jener verräth sich sowohl in der Annahme eines Sittlich-Gleich-

gültigen überhaupt, als auch in dem zweideutigen Lobe, welches die Kunst und die Liebe zum Schönen erhalten, als wären sie doch für die Erholung brauchbar, eine sehr unentschiedene Gesinnung, und über Unentschiedene ist der Sieg leicht. Bei Weitem schwerer dürfte er uns werden, wenn wir den entschiedenen Männern begegnen sollen, welche das ästhetische Leben gänzlich verwerfen, weil sie eben ein Sittlich-Gleichgültiges nicht zugeben und den sittlichen Gehalt dieser Art des Lebens nicht einsehn können. Es hält schwer uns mit ihnen zu verständigen, weil die Verschiedenheit unsrer Meinungen auf zwei Begriffe sich bezieht, welche an dieser Stelle nicht leicht sich berichtigen lassen, auf die Begriffe des Ästhetischen und des Sittlichen. Jenen aber wollen wir erst finden, um ihn der Wissenschaft, deren Principien wir suchen, zum Grunde legen zu können, dieser scheint weit über die Grenzen unsrer besondern Aufgabe hinauszugehn. Dennoch können wir uns von der Anforderung nicht losmachen einen sittlichen Werth des ästhetischen Lebens nachzuweisen, wenn wir uns gestatten sollen es absichtlich in den Kreis unsrer vernünftigen Bestrebungen aufzunehmen.

Gewiß, wenn wir unsre Aufgabe unsern streng gesinnten Gegnern gegenüber richtig im Auge haben, werden wir es nicht versuchen wollen sie damit zu beschwichtigen, daß wir eine oft versuchte Theorie ihnen entgegenstellen, welche das Wesen der schönen Kunst in ihren sittlichen Wirkungen sucht. Nach dieser Theorie hat man zwar gemeint, die schöne Kunst wolle auf eine gefällige Weise, in Bildern und Beispielen uns veranschaulichen, was gut und was böse sei, zu dem einen uns ermuntern, vor dem

andern uns warnen; sie habe den Zweck durch Belehrung und Ermahnung zu bessern und also für das sittliche Leben zu wirken; aber wie wenig diese Theorie genüge, haben selbst die, welche dem ästhetischen Leben großen Werth beilegen, sich nicht leicht verhehlen können, viel weniger wird sie bei den Gegnern des ästhetischen Lebens Beifall gewinnen. Denn nicht mit Unrecht werden sie fragen, ob man der Kunst überhaupt eine solche moralisirende Absicht unterlegen könne, da die meisten Künste kaum eine entfernte Spur derselben verrathen, und wollten sie etwas dergleichen, offenbar Ermahnung und Belehrung nur so nebenbei andeuten würden, daß die wenigsten derer, an welche sie sich wendeten, ihre Absicht begreifen könnten. Kaum möchte man es begreiflich finden, daß jemand, um zu belehren oder zu ermahnen, anstatt des Wortes der Mittel der Baukunst oder der Musik sich bedienen sollte. Oder wenn er nun auch der Rede sich bedient, warum lehrt und ermahnt er nicht geradezu ohne Umschweife und schaltet die veranschaulichenden Mittel nur an solchen Stellen ein, wo der Gang der Lehrweise sie nothwendig hervorruft? Man sollte wenigstens erwarten, daß er einmal ausdrücklich sagen würde, was seine Absicht sei; denn wenn er eine andre Absicht hegt, als die, welche er ausspricht, so geräth er in Gefahr die Beschuldigung sich zuzuziehen, daß er nur einen frommen Betrug übe und, indem er zum Guten ermahnt, selbst ein böses Beispiel gebe. Aber auch noch eine andre Gefahr liegt nahe, daß nemlich die Bilder und Beispiele im lockenden Gewande der Kunst die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abziehen und durch

ihren Reiz sogar verführerisch wirken dürften. Denn alle Kunst regt die Sinnlichkeit an, und in dieser den Feind unsrer Sittlichkeit zu sehen ist wenigstens ein Theil unserer streng gesinnten Gegner geneigt.

Also so wie wir selbst Mißtrauen in diese Ansicht des ästhetischen Lebens setzen müssen, so können wir sie noch weniger zur Vertheidigung unsrer Ansicht gebrauchen. Indem wir eine solche unternehmen, müssen wir vielmehr in die uns entgegenstehenden Meinungen eingehn. Wir werden aber bei denen, welche das sittliche Leben nur als Kampf sich denken, zwei verschiedene Richtungen unterscheiden können, von welchen die eine das Äußere oder die körperliche Natur als den zu bekämpfenden Feind betrachtet, die andre dagegen einen Feind in unserm Innern fürchtet und gegen ihn unsern Muth und unsre Thatkraft aufruft. Gewiß diese Richtungen gehen weit von einander ab; sie werden eine jede eine besondere Betrachtung verlangen. Es wird schicklich sein zuerst die Meinung zu untersuchen, welche das sittliche Leben als einen Kampf gegen die äußere Natur ansieht.

Wir werden sie bei denen finden, welche die Summe des sittlichen Lebens in der nützlichen Arbeit suchen. Denn in dieser kommt es wesentlich darauf an der Natur, welche beständig Anforderungen an uns macht, alles abzugewinnen, was uns Schutz und Befriedigung unsrer Bedürfnisse gewährt, und so die Natur wie einen besiegten Feind unserm Willen zu unterwerfen. Diesen Kampf zu kämpfen fordern die Freunde der nützlichen Arbeit uns auf nicht allein zu unserem eigenen Nutzen, sondern auch für die ganze Gesellschaft, welcher wir angehören, um ihr die

Herrschaft über die Natur mehr und mehr zu gewinnen. Gegen die Natur richten sie ihren Kampf, wenn sie nichts stärker betreiben, als daß Ackerbau und Viehzucht dem Boden und der erzeugenden Kraft des Lebens immer bessere und reichlichere Gaben entlocke, daß man die Schätze der Erde und der Gewässer aus ihren Tiefen hebe, daß der Gewerbfleiß sich ausdehne und immer zweckmäßiger die rohen Gaben des Waldes und der Gebirge, des Landes und des Meeres verarbeite. Denn wohin zwecken alle diese Arbeiten ab, als nur den harten Tribut, welchen täglich und augenblicklich die Natur uns abfordert und vermittelst aller unsrer Bedürfnisse vor uns eintreibt, ihr selbst wieder abzujagen? Aber diese Ansicht will nicht etwa, daß wir in unsrer Arbeit als vereinzelte Wesen uns betrachten. Denn um den Bedürfnissen des Einzelnen, um seinem Tribute an die Natur zu genügen, dazu würde es kaum großer Mühe und weitläuftiger Anstalten bedürfen. Wer in einer reichen Natur lebt, wem die Natur nicht eben zu tyrannisch zusetzt, sondern bei dem Tribute, welchen sie einfordert, auch wieder Gaben zur Abtragung desselben verschwenderisch zuwirft, dem würde das Leben für sich allein gelebt wohl kaum als eine ununterbrochene Reihe arbeitsvoller Kämpfe erscheinen können. Und auch unter weniger günstigen Himmelsstrichen, bei weniger günstiger Natur bietet wohl das Glück dem einzelnen Menschen eine Stellung, welche wenig Arbeit verlangt zur Befriedigung der natürlichen Forderungen. Allein der Mensch soll eben nicht für sich allein sorgen und kämpfen, sondern er soll als ein nützliches Glied der Gesellschaft sich zeigen, und da werden denn freilich seine Ar-

beiten nicht in das Kurze sich ziehen lassen. Denn welche Noth schwebt nicht über eine zahllose Menge unsrer Mitmenschen, welche weniger als wir begünstigt worden von Natur und Glück, nicht allein drohend, sondern nagend und zehrend, so daß ihnen kaum einmal verstattet ist in Sicherheit zu athmen. Da sollen wir nun vorsehen und ihre Noth wie die unsre achten. Doch nicht etwa um ihnen Ruhe und Müssiggang zu verschaffen, sollen wir ihnen ein Almosen hinwerfen, sondern eine Stelle sollen wir ihnen zu bereiten streben in der Gesellschaft, in welcher sie arbeiten können für sich und Andere, daß sie auch des Glückes theilhaftig werden, als nützliche Glieder des Ganzen sich zu fühlen. Es ist nicht Selbstsucht, was diese Ansicht empfiehlt, es müßte denn die Selbstsucht sein der ganzen Menschheit; denn auf das Wohl dieser arbeitet sie hin, indem sie die ganze Menschheit als eine Einheit betrachtet, welche sich denn freilich ihrem natürlichen Feinde, der alles gebährenden, aber auch alles verschlingenden Natur, entgegensetzen muß. Daher geht sie auch darauf aus die ganze Menschheit zu einer Gesellschaft zu verbinden, welche verschiedene Glieder in sich zuläßt, ja fordert, und ruft alle auf Theil zu nehmen an der Anordnung dieser Gesellschaft, welche nicht eher ihr Ziel erreicht haben werde, als bis ein jeder für seine Arbeit auch seinen Lohn, d. h. seinen hinlänglichen Schutz gegen die Natur, empfange, ja bis ein jeder auch zu der Einsicht und dem Willen gebracht sei an seiner Stelle für das Ganze nach Möglichkeit zu arbeiten und mit dem Ganzen gemeinschaftlich den Schutz gegen die Natur zu genießen. Welche große Arbeit diese Lehre uns hiermit aufer-

legt, sieht ein jeder ein; nicht weniger, wie sie dadurch nicht allein die körperlichen Kräfte des Menschen in Anspruch nimmt, sondern auch seinen Geist, seine Kenntnisse, seine Wissenschaft. Alles dies soll dem allgemeinen Nutzen dienen. Groß ist die Arbeit; niemand darf ruhen, bis sie vollendet, oder vielmehr niemand darf ruhen, weil sie nie vollendet sein wird; es müßte denn sein, daß die Natur selbst ihm Ruhe abzwänge, sei es in der Ermattung seiner Kräfte, sei es im Schlafe oder im Tode. Gewiß aber wird niemand daran denken dürfen bei dem Drange einer so großen Arbeit eine Muße oder Ruhe sich vorbehalten zu wollen für die Spiele der schönen Kunst, welche dieser Ansicht des Lebens nur als eine Vergeudung der Zeit und der Kräfte erscheinen können. Dabei aber möchten wir fast uns versucht fühlen, unsrer Feindin, der Natur, es Dank zu wissen, daß sie uns doch zuweilen überwältigt und damit eine kürzere oder längere Ruhe gestattet.

Denn wie großartig auch diese Ansicht sich uns darstellen mag, so ist sie doch kleiner als der Umfang des sittlichen Lebens und engt daher das vernünftige Bestreben auf eine unerträgliche Weise ein. Ihre Einseitigkeit zeigt sich freilich auch von andern Seiten auf eine sehr auffallende Weise; aber wir haben sie doch hier nur insofern zu betrachten, als sie das ästhetische Leben als ein Leben des Müssiggangs und einer unnützen Geschäftigkeit verwirft. Zu diesem Zwecke müssen wir den Begriff der Arbeit etwas genauer betrachten, in welcher allein jene Ansicht das Sittliche findet. Unsre Gegner, wie so eben ihre Meinung ausgesprochen wurde, stellen ihm nicht

ein einfaches Gegentheil gegenüber, sondern unter zwei Begriffen setzen sie der sittlichen Arbeit das Unsittliche entgegen, nemlich theils als Müssiggang, theils als unvernünftige, d. h. unnütze oder gar schädliche Geschäftigkeit. Sie werden nicht sagen wollen, die Arbeit bestehe allein darin, daß man sich anstrenge in der Bewältigung der Natur, sondern so etwas thun auch wohl die, welche dem ästhetischen Leben ihre Zeit widmen und welche dennoch für schlechte Glieder der menschlichen Gesellschaft von ihnen gehalten werden. Wer weiß nicht davon zu sagen, mit wie großer Mühe oft Künstler die Natur ihres Körpers zur Kunstfertigkeit gewöhnen, den äußern Stoff bewältigen und die Kenntnisse sich verschaffen, welche ihrer Kunst dienen? Auch die Kunstfreunde, je wärmer ihre Liebe zum Schönen ist, um so mehr Mühe und Arbeit bringt sie ihnen unumgänglich herbei. Also wenn wir nach der Ansicht unsrer Gegner den Begriff der Arbeit bestimmen sollen, dürfen wir ihm nicht ohne Weiteres den Begriff eines müßigen, nichtsthuerischen Lebens entgegensetzen und sein Wesen darin allein finden, daß der Wille des Menschen mit Anstrengung seiner Kräfte den Widerstand der Natur bricht. Dagegen wird das Merkmal als entscheidend angesehn, daß die Arbeit ein nützlicher Kampf gegen die Natur sei, und unter dem Nützlichen das verstanden, was in der Behauptung der menschlichen Gesellschaft gegen die Natur fördernd eingreift. Hierzu aber gehört, daß ein jeder in dieser Gesellschaft ein bestimmtes Geschäft hat, welches er zum Nutzen des Ganzen als seine Arbeit übernimmt. Mancher möchte vielleicht etwas anderes als das betreiben, wozu ihn seine Stelle

in der Gesellschaft anweist; aber dies ist ihm untersagt, denn durch einen solchen Umtausch der Beschäftigungen würde er nur die Ordnung der Gemeinschaft stören und etwas Unnützes, ja Schädliches beginnen. Mit der unnützen Geschäftigkeit ist ihm auch die Vielthuerei verboten. Mit einer Fabrik möchte man diese Gesellschaft vergleichen, in welcher eine jede Maschine und ein jeder Arbeiter, in welcher alle Bestandtheile des Ganzen das Ihrige zu thun haben zu bestimmter Zeit und keiner weder müssig bleiben, noch auch Beliebiges treiben darf, wenn das Ganze seine Bestimmung erreichen soll. Eine solche Bestimmung hat auch die Gemeinschaft der Menschen, und ein jeder Einzelne in ihr hat einen Theil dieser Bestimmung zu erfüllen; diese nennt er seinen Beruf, und seine Berufsthätigkeit daher ist seine Arbeit. Daher spricht man davon, daß in der menschlichen Gesellschaft eine Vertheilung der Arbeiten stattfinde, und welche große Sache dies ist für die Erreichung unsrer Zwecke, begreift man leicht, wenn man die rohen Zustände der menschlichen Gesellschaft, in welchen die Vertheilung der Arbeiten noch kaum eingetreten war, mit dem verfeinerten System unsrer gegenwärtigen Bildung vergleicht. Einem solchen großen und nützlichen Werke also sollen wir uns anschließen, aber auch nicht wähnen, daß wir bei dieser Vertheilung der Arbeiten noch frei haben würden über unsre Thätigkeit nach Belieben zu verfügen, sondern in allen unsern Thätigkeiten sollen wir unserm Berufe folgen, wie weit oder eng er auch gesteckt sein möge. Zwar mag zugegeben werden, daß derselbe nicht eben einartig sein müsse, sondern es ist in dieser arbeitsamen Gesellschaft wohl er-

laubt mit seinen Beschäftigungen zu wechseln; nur muß eine jede Wahl der Beschäftigung auch eine Wahl des Berufs sein, welchen uns unsre Stellung zu der übrigen Gesellschaft auferlegt, d. h. jeder Wechsel in den Beschäftigungen muß in der Gliederung der ganzen Geschäftsthätigkeit, wie sie in der Gesellschaft angeordnet ist, fördernd und Nutzen bezweckend eingreifen, ohne daß wir dabei auf die größere oder geringere Neigung sehen dürften, welche wir für die eine oder die andre Art der Beschäftigung haben möchten.

Es ist wohl erlaubt eine so treffliche Sache, wie diese Vertheilung der Arbeiten ist, in das Ideale sich auszumalen, so wie auch die Freunde des Nützlichen offenbar hierzu eine Neigung zeigen. Denken wir uns also die Vertheilung der Arbeiten auf das Höchste ausgebildet, so würde dabei zuletzt herauskommen, daß jeder einen sehr engen Kreis seiner Arbeit vorfände, in welchem er sich nun auch zu möglichster Vollkommenheit einüben könnte, und daß es ihm höchstens zu seiner Erholung verstattet wäre auch zwischen mehreren Beschäftigungen zu wechseln, von welchen aber eine jede wieder zur bessern Einübung einen eben so engen Kreis beschreiben müßte. Was nun aber hieraus sich ergeben würde für die menschliche Bildung, ist nicht schwer auszurechnen. Nirgends in keinem Menschen würde sich der volle und ganze Mensch entwickelt finden, sondern wie in kleine Theile zerbröckelt müßte hier die eine, dort die andre der Fähigkeiten ausgebildet werden, deren Anlage in der menschlichen Natur liegt. Es ist nicht zu bezweifeln, der Wilde, welcher alles treibt, wie unvollkommen es auch gerathen möge, er wird

das Ganze der Natur doch besser darstellen, als der Mensch eines solchen ausgebildeten Systems, in welchem die Vertheilung der Arbeiten unbedingt herrschte. Denn dieser würde Einzelnes zwar auf das Beste zu üben gelernt haben, aber diese seine Fertigkeit würde doch nur wie ein Kopf erscheinen, der mit Vernachlässigung und auf Kosten der übrigen Gliedmaßen sich ausgebildet hätte. Schön würde nun so der einzelne Mensch nicht eben gerathen. Allein unsre Männer der Nützlichkeitstheorie werden uns entgegnen, auf eine solche Schönheit oder auch nur natürliche und wahrhaft menschliche Bildung der Einzelnen sei es von ihnen auch gar nicht abgesehn, sondern sie hätten eine ganz andre und viel höhere Bildung im Auge und, wenn wir so sagen wollten, eine höhere Schönheit; die Bildung nemlich der ganzen Menschheit, das sei ihre Aufgabe, und dieser müßten die Einzelnen sich unterordnen, damit die ganze gesellschaftliche Verbindung als eine schön zusammengefügte Harmonie sich darstelle.

Sie mögen sich wohl rühmen damit ein höheres Ziel bezeichnet zu haben, als das, welches die Selbstsucht verfolgt; allein wenn sie der Meinung sein sollten, daß sie auch das höchste Ziel damit bezeichnet hätten, so würden wir sie daran erinnern müssen, daß sie bei der Glückseligkeit, welche sie der ganzen Menschheit erringen möchten, doch eine Kleinigkeit vergessen hätten, das Wohl nemlich des einzelnen Menschen. Ihre Schönheit, ihre Bildung, alles, was sie als Ziel der vernünftigen Thätigkeit beschreiben, beruht nur in dem Ganzen; sie wollen eine vollkommene Einheit, welche aus vielen Theilen bestehn, in welcher aber diese Theile sehr unvollkommen sein sol-

len, d. h. ihren Anlagen nach nur wenig entwickelt, welche in ihnen ihre Entwicklung erwarten und, wie wir meinen, auch verlangen dürfen. Sollten sie nicht begreifen können, in welcher einseitigen Abstraction sie damit befangen sind, daß sie die Vollkommenheit des Ganzen ohne die Vollkommenheit der Theile setzen? Gewiß wir müssen eine höhere Vollkommenheit als Ziel unseres Bestrebens annehmen, eine Bildung, in welcher wir zwar alle dem Ganzen unsre Kräfte ganz und ungetheilt widmen, aber auch zugleich ein jeder Einzelne die Bildung des Ganzen ganz und ungetheilt sich aneignet; wo aber dies höchste Ziel nicht erreicht werden kann, da dürfen wir wenigstens die eine Seite dieses Bestrebens nicht zu Gunsten der andern gänzlich aufgeben. Das Sein und Leben für das Allgemeine und das Sein und Leben für sich selbst mögen wohl manchmal in Widerstreit unter einander auftreten und das eine mag zuweilen die Beschränkung für das andre bilden; aber dennoch dürfen wir nicht daran zweifeln beide als Zielpunkte unseres sittlichen Bestrebens zu setzen, von welchen ein jeder gleichen Anspruch auf Beachtung hat. Denn was wäre wohl jenes Wohl des Ganzen, auf welches die Utilitarier so großen Werth legen, wenn daran die Einzelnen nicht Theil hätten? Jedes Wohlsein muß ja doch zuletzt in einem Bewußtsein wurzeln und das Bewußtsein, wie es auch sonst sich gestalten möge, immer erzeugt es sich doch auf eine persönliche Weise; ein jeder hat es für sich allein; sein Bewußtsein ist es, seine Reflexion, seine Thätigkeit. Daher kann es zwar ein Wohlsein geben, welches von einer Sympathie des allgemeinen Wohls ausgeht; aber eben

dieser Sympathie ist doch der Einzelne sich bewußt und wenn die Einzelnen sie nicht fühlten, so würde das allgemeine Wohl nicht vorhanden sein. Wenn wir nun aber dem folgen wollten, was die Utilitarier selbst äußern, so müßten wir freilich glauben, sie wollten einem jeden nur so viel Bewußtsein gestatten, als zur Betreibung des ihm zugetheilten Geschäfts nöthig wäre, und wenn auch das Geschäft eines jeden die Gesellschaftsverhältnisse mit umfassen sollte, so daß auch von diesen ein Bewußtsein sich zu verschaffen einem jeden erlaubt sein müßte, so würden wir dennoch nicht absehn, wie dadurch das Bewußtsein nicht ebenso zerstückelt werden sollte, wie die Arbeit und die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten. Denn ein Zusatz der Art, in welcher die Nützlichkeitstheorie jede Erlaubniß giebt, würde doch auch hier nicht vergessen werden dürfen, nemlich daß ein jeder nur so viel Bewußtsein von den Gesellschaftsverhältnissen sich verschaffen solle, als er mit denselben sich zu beschäftigen habe, weil eben das Bewußtsein nur für die nützliche Thätigkeit sein soll und es also nur eine Zersplitterung von Zeit und Kräften sein würde, wollte er klug sein über seinen Wirkungskreis hinaus.

Vielleicht jedoch möchten unsre Gegner, damit es nicht scheine, als gewährten sie dem Einzelnen zu wenig, dahinter sich zu verstecken, daß ja am Ende eine jede Einsicht in das Einzelne der Gesellschaftsverhältnisse das Ganze der Gesellschaft umfassen müßte, weil das Einzelne nicht ohne das Allgemeine erkannt werden könnte. Dann aber müßten wir ihnen zu bedenken geben, ob sie damit nicht in der That ihre eigenen Grundsätze gefährdeten.

Denn indem diese ausschließlichen Werth auf das Bearbeiten und Bekämpfen der Natur legen, können sie einem jeden auch nur so viel Einsicht, ja Bewußtsein verstatten, als seine Arbeit verlangt. Was darüber hinausgeht, ist wie vom Unnützen, so vom Übel. Wenn auch in die Arbeit eine Thätigkeit für die gesellschaftliche Ordnung mit eingeschlossen werden muß, so wird diese doch immer nur eine solche sein dürfen, die für die besondere Lage eines jeden, für seinen bestimmten und von der Vertheilung der Arbeiten abhängigen Wirkungskreis abgemessen ist, und da ein solcher Wirkungskreis seiner Natur nach ein beschränkter sein muß, denn dem Einen wird ja der eine, dem Andern ein anderer zugetheilt, so wird auch dies gestattete Bewußtsein nur ein beschränktes sein können. Von diesem Gesetze werden selbst die, welche die Gesellschaftsverhältnisse ordnen, nicht auszunehmen sein; denn sofern sie im Einzelnen nicht arbeiten, sondern nur das Allgemeine besorgen, werden sie auch in das Einzelne der Arbeit keine Einsicht nöthig haben, insofern ihnen aber auch eine Arbeit im Einzelnen gestattet sein sollte, würden sie doch nur ein kleines Feld besonderer Werke bestreiten können. Demnach folgt aus einer richtigen Ausführung dieser Nützlichkeitstheorie, daß ihr das Gemeinwohl, nach welchem sie strebt, unter den Händen zerrinnt und in eine leere Abstraction sich auflöst, welche nach dem System der vertheilten Arbeiten nirgends zum Bewußtsein und mithin auch nirgends zum Dasein gelangen kann.

Im Gegensatz gegen diese Abstraction müssen wir verlangen, daß dem Menschen außer der Arbeit und der nothwendigen, von der Natur abgedrungenen Ruhe oder

Erholung auch noch eine Entwicklung seines Bewußtseins nicht allein gestattet, sondern auch nothwendig sei, in welcher er sowohl seines eignen, als auch des allgemeinen Wohls seiner Gesellschaft inne werde. Es mag sein, daß beide Entwicklungen, jene erste und diese zweite, zugleich betrieben werden können; dennoch werden wir die Ansicht, welche nur eine erzwungene Erholung gestattet, sonst aber das Ganze unseres thätigen Lebens der Arbeit allein gewidmet wissen will, für einseitig ansehn müssen. In der Arbeit leben wir dem Allgemeinen, wir sollen aber auch uns selbst leben, weil ohne uns selbst das Allgemeine wenigstens nicht vollständig wäre. Hierin haben wir zwei entgegengesetzte Richtungen unseres Lebens anzuerkennen, deren Ausgleichung unter einander wir zwar versuchen mögen, von welchen wir aber auch wohl werden anerkennen müssen, daß sie niemals, so lange wir leben, in der vollkommnen Weise sich ausgleichen werden, welche das Uebergewicht der einen oder der andern Richtung an dem einen oder dem andern Ende ausschlösse.

Wenn wir aber ein Leben für uns selbst fordern, so folgt daraus noch keineswegs, daß dies ein Leben außerhalb des Kampfes sein müsse, sondern nur der Kampf mit der äußern Natur muß dabei in einem gewissen Grade überwunden sein, damit wir uns in uns selbst versenken und unser eignes Innere anbauen können. Aber werden wir nun in diesem unseren eigensten Leben nicht einen neuen Kampf finden, den Kampf mit unsern Neigungen, mit unserer Sinnlichkeit oder unserer Selbstsucht? Und wenn es so sein sollte, haben wir da nicht die Beschäftigung mit dem Schönen als ein Reizmittel der Wollust

und als eine Verweichlichung der Sitten zu fliehen? Wir stoßen also hier auf neue Zweifel und auf die Gegner des ästhetischen Lebens, welche unser sittliches Leben als einen beständigen Kampf mit unserem eigenen Innern sich denken.

Diese Gegner haben es auf eine strenge Uebung und Zucht, auf eine harte Ascetik abgesehn; in dem ästhetischen Leben dagegen sehen sie nur eine Schmeichelkunst, welche den Ernst des innern Kampfes scheut. Freilich dürften ihnen für dieses Vorurtheil, wie wir es nennen müssen, zahlreiche Beispiele nicht sehr fern stehen, hergenommen von einer luxurirenden Kunst, von einer Liebe zur üppigen, sinnlich reizenden und verführerischen Schönheit, wie solche Erscheinungen zuweilen über große Zeiträume wuchernd sich verbreitet haben. Aber wollten sie auf solche Beispiele sich berufen, so würden wir ihnen entgegensetzen müssen, daß dies nur Ausartungen der Kunst und des Geschmacks sind und daß es nicht erlaubt sei das Wesen des ästhetischen Lebens nach einzelnen Erscheinungen zu beurtheilen. Wir würden ihnen auch wohl andere Beispiele entgegenstellen können, welche die Kunst in ihrem Ernste und in ihrer Würde zeigen und die Liebe zum Schönen nicht als ein weichliches Hingeben, sondern als eine tüchtige Anstrengung des Geistes erscheinen lassen. Ja es würde vielleicht nicht unmöglich sein ihnen an ihrem eigenen Beispiele begreiflich zu machen, daß sie von dem Eingehn auf das Schöne und von dem Wohgefallen an ihm nicht so weit entfernt sind, als sie glauben mögen, indem sie selbst bei ihrer harten Ascetik solche Mittel nicht zu verschmähen pflegen, welche die Phantasie schreckhaft

oder besänftigend erregen und zuweilen einen dichterischen und musikalischen, zuweilen einen plastischen Ausdruck annehmen. Allein mit allen solchen Beispielen würden wir doch im Allgemeinen nichts gewinnen, um so weniger als sie doch nur dahin führen könnten, daß man die Beschäftigung mit dem Schönen als ein brauchbares Mittel, gleichsam als eine Kriegslist gegen das Böse gelten ließe.

Die Gegner selbst, mit welchen wir es hier zu thun haben, gründlich von ihrem Irrthum zu überzeugen würde uns unstreitig nur alsdann gelingen, wenn wir sie bessern könnten; denn nur so weit erstreckt sich überhaupt die Einsicht in das Gute, als die Liebe zu demselben. Da wir nun aber schwerlich im Stande sein möchten durch wenige Worte eine Besserung zu bewirken und die, welche im sittlichen Kampf leben, über diesen Kampf zu erheben, daß sie den sittlichen Frieden schmeckten, so werden wir uns zu begnügen haben, wenn es uns gelingen sollte Andern zu zeigen, wie die Ansicht, welche in unserm sittlichen Leben nichts als einen Kampf mit unsern Neigungen erblickt, nur von einer niedern Stufe der sittlichen Entwicklung ausgeht. Dies wird uns gelingen, wenn wir in ihr selbst Spuren davon nachweisen können, daß sie nur dazu bestimmt ist eine höhere Ansicht des Sittlichen vorzubereiten.

Unsere Gegner schildern uns das sittliche Leben als einen beständigen Kampf zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Neigung und sittlichem Gebot. Einen Frieden wollen sie nicht gestatten, in welchem die sinnliche Begierde, dies widerstrebende Mittel unseres Lebens, zum Gehorsam gebracht, in Übereinstimmung mit dem

sittlichen Zwecke sich zeigte, und daher beweisen sie sich auch feindlich gesinnt der Kunst und dem Schönen, welche uns eine Erquickung in der Ruhe nach überstandenem Kampfe zu vergönnen scheinen. Wie sollen wir ruhen, da noch augenblicklich der Feind droht? Verderblich sind die Lockungen, welche in eine gefährliche Sorglosigkeit uns einwiegen möchten. Wenn wir bisher redlich gekämpft haben, so dürfen wir doch nur einen Augenblick uns schwach zeigen, um auf einmal nicht nur alle Früchte unseres früheren Streitens zu verlieren, sondern auch für immer jeder Hoffnung des Heils beraubt zu werden. So schildern sie unsere Lage gegenüber einem Feinde, der übermächtig, unaufhörlich lauert um uns das Verderben zu bringen. Wenn wir ihren Schilderungen trauen dürften, so würden wir anzunehmen haben, auf der Seite unseres Feindes wäre eine Kraft, welche niemals schwächer drohte, auf unserer Seite eine Schwäche, welche niemals sicherer die Hoffnung des Sieges fassen dürfte. Allein eben deswegen erregen diese Schilderungen den Verdacht, daß sie übertreiben. Auf den ersten Blick scheint es einzuleuchten, daß die Elemente unseres Lebens, welche im Streite unter einander gedacht werden, in einem ganz anderen Verhältnisse zu einander stehen. Anfangs beim Beginn unseres Lebens sind die sinnlichen Triebe und Begehrungen übermächtig in uns; wir lernen sie aber, wenn wir anders zum Guten uns wenden, allmälig besiegen und gewöhnen sie zur Ordnung; die Vernunft dagegen, welche wir als unser eigentliches Selbst zu betrachten pflegen, wie unscheinbar ist sie zuerst, wie schwach! Mit der Zeit jedoch wird sie stärker. So möchte es scheinen,

als wenn wir nicht, wie jene unsere Gegner, anzunehmen hätten, daß unser Feind immer gleich gefährlich bleibe, sondern als dürften wir uns wohl rühmen, in dem Kampfe mit unsern Begehrungen und Neigungen werde doch etwas errungen, ein sicheres Ergebniß, ein unbestrittener Besitz. Sonst würden wir sagen müssen, unser Leben bisher wäre ohne allen Gewinn gewesen. Betrachten wir nur unsere Sinnlichkeit, unsere Selbstsucht, unsere Leidenschaft, diese unsere Feinde, ohne Schrecken, mit Ruhe. Wir werden finden, es ist nicht ein Feind, ihrer sind viele und diese Vielheit der Feinde darf uns nicht besorgter machen, vielmehr muß sie uns Hoffnung des Siegs einflößen; denn je weniger der Feind einig ist, um so leichter läßt seine Kraft sich trennen und in einzelnen Kämpfen allmälig besiegen. Die sinnlichen Triebe und Neigungen, welche uns anfangs zu schaffen machen, werden eine nach der andern überwunden; wir haben sie nun unterwürfig und zu unserer Hand gewöhnt; da ist die Ruhe der Vernunft über sie gekommen; sie haben das Maß anerkennen gelernt, das Maß des Guten und der Schönheit. Sollen wir uns nun nicht muthiger fühlen und dessen uns erfreun, was wir gewonnen haben? So möchte es scheinen, daß auch die Ansicht unserer Gegner es verstattete in unserm Leben Momente anzuerkennen, in welchen wir uns eines gewonnenen Friedens, einer Uebereinstimmung unserer Neigungen mit unserer Vernunft erfreuen könnten, und zu diesen Momenten dürfte alsdann auch wohl das gezählt werden, was das Schöne und die Spiele der Phantasie in unser Leben bringt.

Allein, wenn jemand glaubte durch diese Betrachtun-

gen unsere Gegner in ihrer Feindschaft gegen das ästhetische Leben beschwichtigen zu können, so würde er sich irren. Sie würden uns vielmehr des Leichtsinns beschuldigen, wenn wir im Bewußtsein unseres Sieges über einzelne sinnliche Neigungen uns der Freude hingeben wollten, als wenn nicht beständig ein neuer Kampf uns bevorstände. Wir sollen es anerkennen — und dem können wir uns, wenn wir es redlich meinen, in der That nicht entziehen — daß, nachdem der eine Feind sinnlicher Neigung besiegt worden, alsbald ein anderer aufsteht und neuen Kampf erzeugt, daß wir niemals völlig den Lockungen von rechter Bahn ab entgangen sind, und so müssen wir auch unsern streng Gesinnten zugeben, daß wir den Kämpfen mit uns beständig unsern ganzen Eifer zuzuwenden haben. Wenn dem nun aber so ist, wie können wir uns da beruhigen in irgend einer einzelnen Befriedigung, welche wir gegen den Andrang des sinnlichen Triebes gewonnen haben mögen? Das sind gar zu vergängliche Beruhigungen, welche auf diesem Wege uns zu Theil werden, eben so schnell verschwindend, wie gewonnen; als eine augenblickliche Erholung mögen wir sie betrachten, als einen flüchtigen Gewinn; aber wollten wir uns an diesem Schmucke vergänglicher Freuden laben und in seinem Bewußtsein einen dauernden Genuß suchen, so würde uns das Zeitliche nur verlocken und zerstreuen und abhalten von dem ernsten Streben nach dem ewigen Frieden unseres Gemüths, welcher nur in unabläſſiger Erfüllung unserer Pflicht gefunden werden kann. Diese Ansicht also verwirft die Befriedigung, welche wir im Bewußtsein des einzelnen Schönen finden können, indem sie eine höhere

Befriedigung sucht, die aber nur am Ende unseres Lebens gefunden werden könnte und erreicht werden soll durch einen ununterbrochenen Kampf. Denn die Beseligung im letzten Ziele unseres Strebens stellt uns eine Aufgabe auf, deren einzelne Momente untheilbar mit einander verknüpft sind, so daß, nachdem sie in irgend einem Momente zur Lösung gekommen ist, an dieselbe sogleich eine neue Aufgabe sich anschließt, welche von neuem unsern Kampf in Anspruch nimmt. Daher will sie nicht gestatten, daß wir auch nur einen Augenblick zurückblicken auf das, was gewonnen worden, sondern immer sollen wir vorwärts sehen auf das, was noch zu leisten ist. In dem Bewußtsein der Größe unserer Aufgabe können wir alles, an welchem wir uns erfreun möchten als an einem schon Geleisteten und Vollendeten, nur als einen nichtigen Tand betrachten. Es ist die unermeßliche Weite bis zu unserm Ziele, es sind die Schrecken noch völlig unbekannter Gebiete, welche den Gefahren der Gegenwart sich zugesellend uns überwältigen; alles dies ist wohl im Stande uns so zu beunruhigen, daß Kunst und Schönheit vergebens sich bemühen würden uns zu befriedigen. Besonders aber indem wir die Erhabenheit unseres Ziels bedenken und uns gestehn müssen, daß wir ihm allein einen unbedingten Werth beilegen, in ihm allein das Göttliche finden können, tragen wir Scheu irgend ein anderes ihm zu vergleichen oder gegen dasselbe gehalten noch sonst etwas irgend einer Achtung zu würdigen. Wenn wir nun nach diesem Blicke auf unser Ziel wieder zurücksehen auf unser früheres Leben, welches noch nicht gelebt wurde in dem Bewußtsein dieses Zieles, in der Vereh-

rung dieses unseres Gottes, welcher uns Gegenstand unserer Liebe und einziges Gesetz unseres Handelns ist oder sein soll, so mögen wir uns wohl mit Unwillen abwenden von allem, was damals unsere Seele erfüllte und uns Beruhigung zu gewähren schien. Jetzt erst ist unser Leben geheiligt worden von der Verehrung des Heiligen; was wir früher lebten und liebten, ehe wir dieses Ziel verfolgten, was wir jetzt noch leben und lieben ohne dieses Ziel dabei zu berücksichtigen, alles das waren und sind unheilige Dinge; wollten wir zu ihnen uns zurückwenden, so wäre Gefahr, daß sie mit der Kraft, welche sie auf unser Gemüth auszuüben wissen, von neuem in eine Bahn uns herabzögen, welche wir jetzt als eine gottvergessene nur verabscheuen oder bemitleiden können.

Dies sind Überlegungen, welche uns auffordern beständig eingedenk unserer großen Bestimmung keine Ruhe in unserm Kampfe, keine heitere Lust im Besitze des Geleisteten uns zu verstatten. Eine solche Stimmung der Seele zu tadeln fällt uns nicht ein. Vielmehr müssen wir sie als etwas ansehn, was nothwendig in dem Verlaufe unseres Lebens, sobald dasselbe nicht auf einer niederen Stufe des Bewußtseins über uns selbst stehen geblieben, heraustreten muß. Anfangs mögen wir wohl sorglos dahinleben, wenig bekümmert um das Ende, uns dessen erfreuend, was die Gegenwart bietet, unsere Kräfte wenn auch nicht geradezu vergeudend, doch kaum dessen gedenk, wozu sie gebraucht werden sollen. Aber immer soll es nicht so fortgehen, einmal sollen wir das Ziel bedenken lernen, und wenn wir uns nun zurückwenden im Geiste zu den vergangenen Zeiten, wie werden sie uns da er-

scheinen? Wenn sie am schuldlosesten waren, wie ein kindisches Spiel; aber mehr noch wie ein frevelhafter Leichtsinn; denn ohne Schuld ist keiner und so wie diese uns einmal ergreift, so vergiftet sie bald mit Leidenschaft das ganze Leben. Da ergreift uns nun Reue und im Gefühl unserer Schwäche wenden wir uns ab von unserm frühern Treiben; es soll ein neues Leben beginnen; das Alte müssen wir von uns abthun; nur zu viele Lockungen sind in ihm verborgen; wir dürfen nicht wieder in das hinuntersteigen, was wir mit Mühe verlassen haben; alles in ihm ist von Leidenschaft durchdrungen und Reines aus ihm ausscheiden zu wollen würde uns nur in Gefahr bringen von dem Unreinen befleckt zu werden. Dies sind Gedanken, welche niemanden fremd sein können, sobald er zu einem Leben im Bewußtsein seiner Bestimmung sich erhoben hat. Nicht nur dem Einzelnen drängen sie sich auf, sondern auch in der Geschichte der ganzen Menschheit bilden sie periodisch sich aus. Nach den Spielen einer heitern Kunst, welche nur zu leicht ausarten in Leichtsinn und in Begünstigung einer üppigen Phantasie, besinnt sich ein reiferes Zeitalter, daß dem Menschen eine höhere Bestimmung zu verfolgen geboten ist, als in einer solchen Sorglosigkeit der Lust und der Freude dahinzuleben. Die Befriedigung, welche das Spiel gewährte, sie ist dahin; sie war nicht die rechte; denn aus ihr erwuchs uns der Kampf um so stärker, je dringender uns nun die Aufforderung vorliegt auch die Spuren unserer Vergangenheit, die kindische Lust an der Eitelkeit und das verlockende Spiel der Sünde, aus unserem Bewußtsein auszutilgen. Wie sollten wir uns also erfreuen an dem,

was wir im Kampfe gewonnen haben? Es ist eben nichts gewonnen worden; so wie die Befriedigung nicht die rechte war, so war auch unser Kampf nicht der rechte. Erst jetzt haben wir den rechten Kampf zu beginnen und von nun an dürfen wir nicht feiern ihn bis zum Ende unsers Lebens durchzuführen.

Aber wie gern und willig wir auch anerkennen mögen, daß diese Stimmung, welche uns zum Kampf aufruft, mit Recht einen Frieden verwirft, der zu früh, zu unsicher abgeschlossen worden, so werden wir sie dennoch nur für eine Stimmung halten dürfen, welche wie alle Stimmungen vorübergehend ist. Wie düster sie auch das Leben schildert, so lieben sie doch viele, weil sie wissen, daß sie mehr in ihr haben, als jenes heitere, aber auch leichtsinnige Spiel ihres frühern Lebens ihnen gewähren konnte, und indem sie dieselbe lieben, möchten sie auch für immer sie festhalten. Allein sie soll ausgetauscht werden gegen noch höhern Gewinn; sie ist nur dazu bestimmt einen Uebergang aus dem frühern Unbewußtsein in das reichere Leben zu bilden. Wir glauben, daß selbst die, welche ihr zugethan sind, hiervon sich überzeugen könnten, wenn sie es nur über sich vermöchten sie sorgfältig zu betrachten; denn sie trägt deutlich die Spuren an sich, daß sie einer Übergangsbildung angehört.

Gesetzt sie wäre von dieser Art, so würden wir sie in doppelter Rücksicht zu prüfen haben, theils in Beziehung zu dem, was sie hinter sich zurückließ, theils in Beziehung zu dem, was sie einleitet. Beide Richtungen treten aber auch deutlich genug an ihr hervor. Gegen das Frühere zeigt sie sich offenbar sehr gereizt; sie verfolgt

es mit einem gewissen Haß, welcher wohl zu der Vermuthung berechtigen könnte, daß sie nicht mit völliger Billigkeit es zu beurtheilen im Stande sei. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn wir ihr eigenes Verhältniß zu ihm fest im Auge behalten. Sie beschuldigt das frühere Leben, daß es nichts gewonnen habe in seinen allzu leicht errungenen Siegen; alles erscheint ihr als ein eitler Tand, was früher betrieben wurde. So müssen wir sie denn fragen, wie sie selbst geworden. Wird sie etwa behaupten wollen, sie sei aus dem Nichts entstanden? Ein neues Leben einzuleiten rühmt sie sich; aber woher kommt ihr die Kraft zu diesem neuen Leben? Sollte sie diese Frage sich beantworten wollen, so würde sie wohl in Verlegenheit sich finden, wenn sie dabei in aller Strenge an ihrer Behauptung festhalten wollte, daß in dem frühern Leben nichts gewonnen worden. Vielleicht möchte jemand sein, in jener Stimmung so befangen, daß er es auszusprechen wagte, das neue Leben, in welches er nun eingetreten, es sei eine reine Schöpfung Gottes, ein neuer durchaus unbedingter Anfang der Entwicklung; und freilich, wer bis hierher vorzuschreiten sich entschließen könnte, von dem dürften wir wohl kaum erwarten, daß er durch irgend welche vernünftige Gründe sich belehren ließe. Doch wollen wir ihm zu bedenken geben, daß damit weder die allgemeinen Gesetze des Denkens, noch die Erfahrungen derer übereinstimmen, welche zu einem neuen Leben gekommen zu sein sich rühmen. Nicht die allgemeinen Gesetze des Denkens; denn diese verlangen, daß wir das Leben eines Menschen als einen stetigen Verlauf betrachten, in welchem zu keiner Zeit der

einmal begonnene Faden der Entwicklung schlechthin abgerissen wird. Hätten wir zwei gänzlich getrennte Leben eines Menschen zu unterscheiden, das alte und das neue, so wäre in diesem der Lebende nicht mehr derselbe, welcher in jenem lebte; es wäre da nicht sowohl ein Mensch, als vielmehr zwei Menschen. Aber auch eben so wenig die Erfahrungen des neuen Lebens; denn wie völlig dieses sich auch lossagen möge von dem alten, so wissen wir ja doch alle, daß dies nur geschieht vermittelst der Reue, in der wir die Thaten des alten Lebens als unsere Thaten bereuen und damit uns zu ihnen noch jetzt bekennen. Und wenn wir überdies noch immer die Spuren derselben in uns zurückgeblieben finden und uns fürchten, daß die alten Neigungen ihre frühere Gewalt über uns wieder gewinnen möchten, so gestehen wir auch damit ein, daß unser neues Leben aus dem alten hervorgegangen sei und dieses in jenem sich fortsetze. Daher werden wir denn auch ohne Zweifel die vorher aufgeworfene Frage in der Weise uns beantworten müssen, daß die Kraft zum neuen Leben nur im frühern Entwicklungsgange sich uns ausgebildet habe und die nothwendige Folgerung, welche wir hieraus ziehen müssen, wird dahin lauten, daß auch jenes frühere Leben nicht ganz für uns verloren sei, sondern zur Stärkung der Kraft gedient habe, in welcher wir uns jetzt zur Lösung schwierigerer Aufgaben rüsten können. Zwar haben wir wohl früher die Wendung, welche unser Leben jetzt nehmen will, nicht beabsichtigt und unsere Kraft für die jetzt vorliegenden Zwecke nicht mit Bewußtsein ausgebildet; aber wie es zu geschehn pflegt, unter der Hülle eines absichtlosen Spieles der Kräfte wurde

dennoch das gefördert, was wir jetzt als Zweck unseres Lebens ansehn müssen. So schließt sich selbst die Reue, zu welcher wir uns jetzt erstarkt haben, an etwas an, was wir nicht völlig bereuen können, und wir werden uns eingestehn müssen, daß wir in unserm frühern Leben zweierlei zu unterscheiden haben, das nemlich, was wir mit Recht bereuen und durch die Reue zu überwältigen und für unser künftiges Leben unschädlich zu machen beabsichtigen, von der andern Seite aber auch das allmälige Wachsen unserer Kraft, dessen Frucht wir jetzt erndten und herüberzunehmen haben in unser weiteres Leben. Wenn uns nur erst diese Unterscheidung gelingt, so werden wir auch nicht mehr alles beklagen, was das frühere Leben uns brachte, sondern es wird auch eine Freude uns aufschießen über die Ergebnisse des alten Lebens. Wir werden alsdann uns rühmen dürfen, daß eine göttliche Oekonomie bis hierher uns geführt hat, trotz unserer Irrthümer und unserer Sünden, trotz unserer Verblendung gegen ihre fühlbare Macht, und daß alles, was sich uns bisher ergab, eine nothwendige Vorbereitung war für den Standpunkt, welchen wir jetzt erreichten. Allein die Stimmung der Reue und des Kampfes mit uns selbst findet sich freilich außer Stande jene zuvor bezeichnete Unterscheidung zu unternehmen. Darum klagt sie das Frühere an als ein Spiel, welches sie nun ganz von sich abthun müsse, während sie doch selbst einen Theil seiner Erfolge in sich aufnimmt. Dies ist ihre Verworrenheit, welche sie als eine Uebergangsbildung bezeichnet; denn sie weist dadurch auf das spätere Leben hin, welches mit ihr beginnt.

Dieses wird nun aber ein doppeltes Werk zu vollbringen haben. Auf der einen Seite soll es die Unterscheidung bewerkstelligen zwischen den gesunden und krankhaften Bestrebungen der frühern Lebensperiode, um jene auszuscheiden, diese aber um so sicherer, je reiner sie nun hervortreten, sich anzueignen, und indem es dies letztere thut, erfreut es sich auch jener frühern Spiele ohne Kampf mit den entgegengesetzten Elementen, mit welchen sie früher vermischt erscheinen mochten. Von der andern Seite aber soll es alsdann auch den sinnlichen Trieben und Neigungen weitere Siege abgewinnen und sobald diese errungen sind, darf es nun auch ihrer Früchte sich erfreuen und in ihrem Besitze eine Ruhe feiern, welche über dem Kampf erhaben ist. Nicht als wenn nun aller Kampf abgethan sein sollte, sondern er dauert noch immer fort um Neues zu gewinnen; aber mitten in dem Kampfe werden wir auch des Gewonnenen uns erfreuen dürfen und beides, den Kampf und den Besitz des Gewonnenen, und eben so auch die Arten des Bewußtseins, welche beide begleiten, werden wir zu unterscheiden haben, wenn wir das Ganze unseres vernünftigen Lebens uns wissenschaftlich gliedern wollen. Hierin besteht nun eben der Fehler derer, welche von dem angegebenen Standpunkte aus das sittliche Leben nur als einen Kampf betrachten möchten, daß sie von dem Bewußsein des Kampfes, der in ihrem gegenwärtigen Entwicklungsgange vorherrschend sie beschäftigt, gleichsam überwältigt, den Frieden, den Gewinn aus dem frühern Kampfe, nur als etwas Jenseitiges ansehn, als etwas, was in diesem zeitlichen Leben uns fremd bleibe. Aller Schmuck zeitlicher Freuden stellt sich

ihnen als etwas Vergängliches dar, was, sobald es seiner Wahrheit nach erkannt werde, uns nicht erfreuen könne. Da ist die Hoffnung auf Gott noch nicht zu ihrer Einigung mit diesen weltlichen Dingen gelangt, welche auch als ein Werk Gottes betrachtet sein wollen; da kämpft man noch gegen die Freuden an, welche uns Gott zu seiner Verherrlichung in dieser Welt bereitet hat, und findet in den unschuldigsten Erquickungen der Seele eine Störung des Werkes, welches man so eben betreiben soll. Wir aber müssen dagegen festhalten, daß diese zeitliche Erscheinung das Ewige in sich birgt, daß die Seligkeit, welche wir suchen, auch schon gegenwärtig uns geworden ist, wenn auch nicht in ihrer Vollkommenheit, und daß wir der zeitlichen Erscheinungen uns erfreuen dürfen, in welchen wir die Schönheit des Himmels vorbedeutet und abgebildet finden.

So viel haben wir zu sagen gegen die, welche in ihrem streng sittlichen Eifer einen beständigen Kampf uns auflegen möchten und jede Nachgiebigkeit gegen unsere Neigung verdammen. Wir können sie nur ermahnen sich zu bedenken, ob sie nicht in einem solchen Übergange ihres Lebens sich befinden, wie wir ihn geschildert haben, an einem Punkte ihrer Entwicklung, wo sie ein neues Leben beginnen wollen und sich noch nicht besinnen können, daß sie doch in dieses neue Leben das alte, so weit es nur irgend eine wahre Bildung enthielt, herübernehmen müssen. Sollten sie hierauf sich besinnen lernen, so würden sie auch wohl gewahr werden, daß mit der Entwicklung des Guten auch zugleich die Neigung zum Guten sich in uns erzeuge, der Besitz eines Gutes, welches un=

vergänglich ist, und daß wir in der Übereinstimmung des sittlichen Gebots mit dieser Neigung unsern Frieden gewinnen mit uns und eine Freude, welcher keine Reue folgt. Nur wer durchaus noch keine Festigkeit in der Bewältigung seiner sinnlichen Neigungen gewonnen und es noch nicht erfahren hat, wie unsere Triebe der Vernunft gehorchen lernen, wird es leugnen wollen, daß die Neigung mit der Vernunft geeinigt sein könne. Die sittliche Übung läßt auch eine Neigung zu ähnlichen Übungen in uns zurück, gewährt uns einen Geschmack am Guten, und wer nur in einem solchen Leben seiner Neigung und seinem Geschmacke folgend sich ergeht, der wird auch im Frieden der Seele das Sittliche finden. In einem solchen friedlichen Leben würden wir denn auch die Stelle zu suchen haben, wo dem Geschmacke am Schönen nachzuhängen uns erlaubt sein dürfte.

So dürfen wir uns also gegen die Ansichten derer für gesichert halten, welche dem ästhetischen Leben keinen sittlichen Werth beilegen wollen, ja es verdammen, weil sie die Sittlichkeit nur im Kampfe, sei es mit der äußern Natur, sei es mit unsern eigenen Neigungen zu finden wissen. Die nützliche Thätigkeit ist nicht allein zu loben; wir haben neben der Arbeit auch eine Muße in Anspruch zu nehmen; nicht allein das ist an uns zu preisen, was wir gegen unsre Neigung uns selbst abgewinnen, sondern auch was wir mit Neigung zum Guten thun, darf auf sittlichen Werth Anspruch machen; es giebt auch einen sittlichen Frieden. In diesem Leben der Muße und der sittlichen Befriedigung haben wir das ästhetische Leben zu suchen, wenn wir sagen dürfen, daß es erlaubt sei auf

dasselbe einzugehn und daß wir es als einen Theil unserer sittlichen Aufgabe zu betrachten haben.

Zweites Kapitel.

Das Leben der Muße und der sittlichen Befriedigung.

Einseitigen Theorien pflegt mit unwiderstehlicher Gewalt das praktische Leben sich entgegenzusetzen. So hat auch der Theorie, daß unser waches Leben nur der Arbeit für das Gemeinwohl gewidmet werden sollte, die beständige Übung widersprochen und es ist keine Zeit gewesen, welche nicht neben der Arbeit auch die Muße verlangt hätte. Wir wollen uns nicht auf jene orientalischen Völker berufen, die in der Ruhe ihre ganze Seligkeit suchten; aber wir können uns nicht enthalten auf Römer und Griechen als auf ein nicht verächtliches Beispiel hinzuweisen, auf jene Männer, die auch den Krieg liebten und die Geschäfte des Friedens, aber die dennoch nichts mehr preisen als ihre Muße und fest davon überzeugt sind, daß ein allzu geschäftiges Leben in beständiger Arbeit, welches keine Muße gestatte, die Seele zu sklavischer Gesinnung niederdrücke. Hat nicht von jeher die Sitte aller Völker Feste geheiligt, an welchen die Arbeit ruht, der Geist den gewöhnlichen und nützlichen Geschäften sich entreißt, in Fröhlichkeit sich ergeht oder an etwas anderes denkt, als an jenen Ernst des Kampfes mit der Natur und des Verkehrs unter den werkthätigen Menschen?

Sprechen nicht auch unter den Völkern unserer gegenwärtigen Bildung noch die heiligsten Überzeugungen dafür, daß wir auch eine Zeit der Ruhe und Muße haben sollen, in welcher unsere Seele sich erheben könne über die Arbeit des alltäglichen Lebens und sich sammeln von der Zerstreuung, in welche uns nothwendig die Beschäftigung mit unsern augenblicklich wechselnden physischen Bedürfnissen und der Markt des arbeitenden Lebens dahinreißen müssen? Auch dies Bedürfniß eine Erholung in der Muße zu suchen ist beständig gefühlt worden; es ist nicht das Bedürfniß der Ermüdeten, welche nach körperlicher oder geistiger Anstrengung Ruhe und Schlaf suchen, vielmehr scheinen uns die, welche noch eine andere Ruhe nach gethaner Arbeit außer im Schlafe und nach Übermüdung in seltenen Fällen verstatten wollen, aber keine Thätigkeit in der Muße suchen, dem thätigen Leben einen zu regen Spielraum anzuweisen. Denn durch einen geordneten Wechsel der Thätigkeiten, glauben wir, könne erreicht werden, daß niemand außer dem Schlafe und den Zeiten der Übermüdung irgend eine Zeit gänzlich verliere, und wir halten es für die Pflicht eines jeden einer solchen Einrichtung seines Lebens nachzutrachten ohne doch deswegen auf seine Muße zu verzichten. Die Muße soll demnach nicht in Unthätigkeit vergehen; sondern wie ein Alter gesagt hat, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, so sollen auch wir eine Muße suchen, in welcher wir unsere Bestimmung nicht außer den Augen verlieren, die Zeit nicht vergeuden, sondern sie gewinnen zur Betreibung von Angelegenheiten vom höchsten Werthe. Die Freude am Schönen, die Spiele der Kunst, welche

den Festen aller Welt sich anschließen, die religiöse Erbauung, welche geheiligt ist bei allen Völkern, zeugen von einer solchen Muße und daß sie zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen für etwas dem Menschen Nothwendiges gehalten worden ist.

Wir müssen hier noch einmal an den Begriff der Arbeit erinnern, so wie er früher von uns aufgestellt wurde. Nach dem dort Gesagten haben wir ihr Wesen in der Thätigkeit zu suchen, welche für die menschliche Gesellschaft aufgewendet wird. Weil in dieser ein jeder seine besondere Stelle und dieser gemäß dem Ganzen etwas zu leisten hat, darum sind die Arbeiten vertheilt, darum hat ein jeder seinen besondern Beruf und alles, was er in diesem Berufe vollzieht, das ist seine Arbeit. Es stellt sich hierbei von selbst heraus, daß der Begriff der Arbeit nicht an einer bestimmten Art von Werken hängt, sondern eine persönliche Bedeutung hat. Das, was dem Einen als seine Arbeit zugetheilt ist, weil es im Kreise seines Berufs liegt, das wird vom Andern in seiner Mußezeit getrieben und stellt sich ihm als eine Erholung von der Arbeit dar. Der Gelehrte ruht von seiner Arbeit aus, indem er den Garten besorgt, seine Bäume, seine Pflanzen pflegt oder sonst eine mechanische Arbeit verrichtet. Arbeit ist dabei auch wohl, indem diese Beschäftigung einen Nutzen für den Einzelnen und für die Gesellschaft hat; aber die Arbeit ist untergeordnet der Erholung, denn sie wird nicht eigentlich des Nutzens wegen betrieben, sondern dieser fällt nur nebenbei ab, die Erholung aber ist der Zweck und dieser wird dadurch gewonnen, daß man sich irgend eine Beschäftigung erwählt, welcher

die eigene Neigung sich zuwendet. So wird auch umgekehrt Einigen das eine Arbeit, was den Meisten nur eine Erholung ihrer Muße ist. Wenn wir die Feste sich bereiten sehen, mögen sie weltliche oder religiöse Bedeutung haben, so finden wir, daß sie zwar den Meisten eine Zeit der Muße gewähren, aber doch nicht allen; denn denen, welche dabei die Vorsteher und Anordner der Festlichkeit abgeben oder beschäftigt sind dieser zu dienen, wird eben hieraus eine Arbeit erwachsen. Und auch hierbei findet derselbe Grund statt. Das was sie dabei thun, verrichten sie nicht ihrer selbst wegen, sondern nur nebenbei haben sie auch ihre Freude daran, hauptsächlich aber ist es das Beste der Übrigen, was ihnen dieses Geschäft zur Arbeit macht. So ist auch einigen wenigen die schöne Kunst eine Arbeit, den meisten eine Beschäftigung der Muße. In allen den Punkten, in welchen jemand anfängt, dieselbe nicht für sich, sondern für andere zu betreiben, verkehrt sie sich ihnen zur Arbeit und nur eben hierin ist der Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung der Muße, daß wir jene für die Gesellschaft der Übrigen treiben, diese aber für uns. Und zwar muß dieses "Uns" im strengen Sinne genommen werden, indem wir unterscheiden müssen, was wir als Glieder der vernünftigen Gesellschaft sind und was dagegen als einzelne Wesen. In jener Rücksicht müssen wir anerkennen, daß unsere leibliche Natur uns nicht eigen angehört außer nur in einem weitern Sinne; sie ist uns von Geburt zugefallen, in einem Processe der Natur, welcher nicht von dem Einzelnen vollzogen wird, am wenigsten von uns selbst; sondern das allgemeine organisirende Gesetz unserer Art vollzieht

ihn und daher können wir auch diesen Leib nur als ein Product unserer Art betrachten, welches an uns besonders verliehen worden, aber nicht, daß er unser wahres und von uns unablösliches Eigenthum sei, vielmehr, mögen wir auch noch so kräftig ihn uns aneignen und unter die Gewalt unserer Vernunft bringen, immer bleibt er dennoch etwas uns Fremdes, was unter allgemeinen Naturgesetzen sich forterhält und ernährt, unter den Gesetzen unserer Art, welche wir wohl in einzelnen Äußerungen bestimmen können, welche aber im Ganzen ihren Gang unabhängig von unserem Willen gehen. Und so ergiebt es sich denn auch zuletzt, daß wir diesen Leib wieder abgeben müssen nach den Geboten der Natur, während wir hoffen oder mit Sicherheit vertrauen, daß wir selbst diese Umwandlung der Natur, welche wir den Tod nennen, überdauern werden, zum sichern Zeichen, daß eben der Leib nur zum Nießbrauch uns gegeben war, aber nicht zum beständigen Eigenthum. Wenn wir daher für ihn sorgen, so dienen wir in der That nur fremden Bedürfnissen und uns liegt eine Beschäftigung ob, welche einem Gliede unserer Art gewidmet ist, einem Producte nicht unserer eigenen Thätigkeit, sondern einer über unser ganzes Geschlecht vertheilten Kraft, welche die Bedingungen des einzelnen Lebens ordnet und gleichsam das eine Leben aus dem andern hervorwachsen läßt. Daher wird auch niemand sagen, daß indem er den Bedürfnissen seines Leibes dient, er nicht eine Arbeit verrichte. Die Beschäftigung seiner Muße dagegen soll sich auf ihn allein beziehen und das fördern, was seinem eigenthümlichen Wesen ersprießlich ist. Jeder wird diesen Punkt, welchen

wir im Begriff der Arbeit haben hervorheben müssen, auch damit in Übereinstimmung finden, daß wir früher die Arbeit als einen Kampf gegen die Natur betrachtet haben; dies genauer auseinanderzusetzen liegt aber dem Zwecke unserer gegenwärtigen Untersuchung fern.

Sollte nun noch etwas hinzuzusetzen sein über diesen Gegensatz zwischen Arbeit und Muße, so würde es nur darauf gehen, daß beide Glieder desselben doch keineswegs unbedingt sich ausschließen, sondern in der Muße eine Arbeit, aber auch in der Arbeit eine Muße sein könne. Davon haben wir schon früher einige Beispiele vorgebracht und es möge hier nur vergönnt sein noch allgemeiner diesen Punkt in's Licht zu stellen. Wenn vom sittlichen Leben die Rede ist, so wird wohl kaum bezweifelt werden können, daß der Gegensatz zwischen dem, was für das Allgemeine gethan wird, und dem, was für das Einzelne, nur ein dem Übergewichte nach zu bestimmender sei. Denn darin möchten wir ja wohl das Beste finden, was von vernünftigen Wesen erstrebt werden könnte, daß an dem allgemeinen Wohle ein jeder den innigsten und vollkommensten Antheil nehme und daß daher alles, was für das Allgemeine gearbeitet wird, auch sogleich und unausbleiblich dem Einzelnen zu seinem Besten, zu seinem Wohlgefühle ausschlage. Sollte aber eine solche Gemeinschaft der Einzelnen mit dem Allgemeinen hergestellt sein, so würde ja daraus auch ohne weiteres folgen, daß so wie für den Einzelnen etwas gethan würde, auch sogleich alle es empfänden als eine Wohlthat, welche einem Gliede des Ganzen und mithin auch dem Ganzen erwiesen wäre. Gilt dies nun ohne Beschränkung, so wird es auf alle

Fälle seine Anwendung finden, in welchen der Einzelne für sich selbst etwas thut, er wird da nicht allein für sich etwas thun, sondern auch für das Allgemeine, und umgekehrt, wenn er für das Allgemeine thätig ist, so wird er auch zugleich für sich sorgen; haben wir nun aber in dem einen die Arbeit, in dem andern die Beschäftigung der Muße zu sehen, so wird auch in jeder Arbeit eine Muße und in jeder Muße eine Arbeit sein. Um die Muße in der Arbeit zu erkennen, dazu gehört nun, daß wir mit Neigung und Liebe den gemeinnützigen Werken uns widmen, d. h. daß wir dabei uns bewußt sind, wie in ihnen etwas betrieben wird, was in einem innigen, so zu sagen verwandtschaftlichen Zusammenhange mit uns steht. Dies kann in jeder sittlich gebotenen Arbeit geschehen, und so kann auch jede solche Arbeit mit Lust und Liebe getrieben werden, so daß, wenn wir uns denken, irgend etwas nöthigte uns von derselben uns zurückzuhalten, dies eine wahre Anstrengung für uns sein, alsbald aber die Erholung der Muße in der Arbeit hervortreten würde, sobald wir dieser Lieblingsarbeit uns wieder widmen dürften. Noch leichter aber möchte es sein in der Beschäftigung der Muße die Arbeit zu erkennen, sobald wir nur irgend wie in jener darauf ausgehn einen wahren Trieb, der in unserm Wesen liegt, zu befriedigen. Denn ein solcher Trieb geht immer auf die Erhaltung oder Entwicklung unserer wesentlichen Anlagen aus und wenn wir hierin glücklich sind, so dürfen wir auch gewiß sein, daß wir damit Kräfte ausbilden, die später wieder dem gemeinen Besten zum Vortheil gereichen.

Wollten wir nun annehmen, das sittliche Leben sei in

irgend einem Menschen vollendet, so würde von ihm gesagt werden müssen, seine Arbeit sei ihm auch in demselben Maße Muße und seine Muße in demselben Maße Arbeit, und der Unterschied zwischen beiden würde für ihn nur im Gedanken vorhanden, d. h. ein völlig müssiger sein. In dem Zustande aber, in welchem wir leben, macht sich uns immer ein Schwanken bemerkbar zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern; uns selbst haben wir dem Allgemeinen nach nicht so geeignet, daß wir nicht unsere Neigung noch in einem Gegensatze finden sollten gegen das, was das Allgemeine von uns fordert, und die Übrigen stehen uns auch in einer ähnlichen Weise gegenüber, so daß sie Anforderungen an uns machen, in welchen wir nicht die volle Berechtigung des Allgemeinen finden können, sondern theils streiten ihre Begehrungen unter einander, theils schließen sie unsre Triebe und Neigungen, die mit Recht Befriedigung erwarten dürfen, nicht genugsam mit in sich ein und deswegen ergeben sich nun Reibungen zwischen unsern Interessen und den Interessen des Allgemeinen und damit tritt der Gegensatz zwischen Arbeit und Muße heraus, wenn auch nicht als ein völlig ausschließender, doch als ein dem Übergewichte nach wirklich vorhandener. Daraus geht es denn auch hervor, daß wir von den Arbeiten, in welchen wir vorherrschend dem Allgemeinen leben und ihm gleichsam unsern Zoll abtragen, eine Erholung in der Muße verlangen müssen und dürfen, daß wir aber auch den Beschäftigungen der Muße uns wieder entreißen sollen, um den Interessen des Allgemeinen Genüge zu thun. Die Arbeiten, welche wir für das Allgemeine verrichten, strengen

uns eben deswegen an, weil wir in ihnen, wenn auch nicht schlechthin, so doch großentheils auf uns selbst verzichten, von unsern eigenthümlichen Trieben und Neigungen absehn, ja ihnen Gewalt anthun müssen. Dies ist der Kampf, die Anspannung unseres Geistes in ihnen, welcher eine Abspannung, eine Erholung naturgemäß folgen muß und der Verlauf dieser ergiebt sich nun nothwendig darin, daß wir den in der Arbeit zurückgedrängten Trieben und Neigungen unseres eigenen und eigenthümlichen Wesens nachgeben. Hierin werden wir das Wesen der Muße zu suchen haben.

Es ist jedoch nicht allein anzuerkennen, daß es erlaubt ist und nothwendig nach der Arbeit wechselnd die Beschäftigungen der Muße eintreten zu lassen, vielmehr müssen wir diese auch, um eines alten Ausdrucks uns zu bedienen, nicht allein als etwas Nothwendiges, sondern auch als etwas Schönes ansehen, d. h. als eine sittliche Aufgabe, deren Lösung an und für sich einen Werth hat. Die Erholung in der Muße ist nicht blos als ein Mittel zu denken, damit wir nachher in neu gestärkter Kraft arbeiten können, so wie ein solches Mittel der Schlaf uns gewährt; sondern es ist dabei eine Entwicklung unseres eigensten Wesens, der eigenthümlichen Richtung unserer Vernunft, eine Entwicklung, welche wir für ein Gut achten müssen. Wir gehen da unsern Trieben und Neigungen nach, welche immer aus unsern Anlagen stammen, denn wo ein Trieb ist, da enspringt er aus einer Anlage, welche entwickelt werden will, und die Neigung ist nur ein schon in Entwicklung begriffener Trieb; aber die Entwicklung einer jeden Anlage muß als etwas Gutes geachtet

werden für den, welchem sie geschieht. Mögen wir daher unsere Muße auch zu Spielen gebrauchen, nur nicht zu gänzlich leeren oder verkehrten, welche denn freilich als sittlich verboten angesehn werden müßten, so wird doch in diesen Spielen eine Übung unserer Kräfte und Fertigkeiten zu finden sein, welche uns weiter bringt in der Entwicklung unserer Vernunft oder in der Herrschaft derselben über unsere leiblichen Kräfte; mögen wir sie im geselligen Umgang verbringen, wenn dieser nur nicht von unsittlichen Beweggründen zusammengehalten wird, so wird auch darin ein Wetteifer sich offenbaren Phantasie und Gemüth sei es sinnig oder scherzhaft zu beschäftigen, genug unsere geistigen Kräfte zu wecken und anzutreiben zu reger Thätigkeit. Einige wenden ihre Muße der Natur zu und dabei giebt es mannigfaltige Veranlassung die Beobachtung zu schärfen, die Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne aufzuregen; andere vertiefen sich lieber in sich selbst oder erheben ihr Gemüth zu Gott, genug zu welchen Thätigkeiten auch unser Geist sich wenden möge in seiner Muße, die Zeit, welche wir ihr widmen dürfen, wird für den sittlich Gesinnten nicht verloren sein. Deswegen muß nun auch die Sittenlehre, welche ihre Aufgabe in ihrem ganzen Umfange begriffen hat, nicht allein fragen, wie wir die Zeit unserer Arbeit unsern Berufsgeschäften zu widmen und da für Andere zu wirken und unsern gesellschaftlichen Pflichten zu genügen haben, sondern eben so sorgfältig hat sie zu erforschen, in welcher Weise wir unsere Muße zu erfüllen und zu gebrauchen haben zu unserer eigenen Bildung. Wenn die Zeit der Arbeit gewidmet sein soll unserem Berufe für

das Allgemeine, dem wir angehören, so soll dagegen die Zeit der Muße, indem wir da unsern eigenthümlichen Trieben und Neigungen nachgehn, aufgewendet werden zu unserer eigenthümlichen Entwicklung, welche einen größern Kreis von Bedürfnissen umfaßt, als das beschränkte Berufsleben eines jeden zu befriedigen gestattet.

Wir haben uns hiermit die Aussicht in einen Raum sittlicher Thätigkeiten eröffnet, in welchem, wie wir uns wohl voraussagen können, neben andern Beschäftigungen auch das Gebiet des ästhetischen Lebens liegt. Denn daß wir in diesem unsern Neigungen nachgehn und eine Beschäftigung unserer Muße finden, indem wir dem Schönen folgen, welches uns lockt es vor unserem Geiste zu fixiren, ihm Gestalt und Farbe, Ton und Wort zu geben und es gleichsam in Fleisch und Blut zu kleiden, das wird wohl niemand verkennen. Allein in dem weiten Raume, in welchen wir jetzt schauen, liegen auch noch andere Gegenstände, und indem wir gegen diese den Gegenstand unserer Untersuchung zu begrenzen haben, müssen wir noch einmal das Ganze der sittlichen Thätigkeit uns vor das Auge stellen, um genauer zu unterscheiden, was dem einen und was dem andern der beiden Theile, welche wir so eben von einander abgeschnitten haben, zugezählt werden müsse. Nicht eben leicht sind diese Theile aus einander zu halten, da wir schon bemerken mußten, daß der eine Theil in den andern hinübergreife.

Das Gebiet der Arbeit vertheilt sich, wie wir sahen, unter den verschiedenen Menschen in verschiedener Weise. Da hat ein jeder seinen Beruf, der von seiner Macht über die Natur und über Andere abhängt und daher, wie

groß er auch im Verhältniß uns erscheinen möge, doch im Blicke auf das Ganze sehr beschränkt ist und einem jeden nur einen kleinen Theil des sittlichen Lebens in sich auszubilden gestattet. Wollte er nichts weiter als diesem Berufe genügen, er würde nur zu einer sehr einseitigen Bildung kommen. Aber wenn auch der Einzelne nur eine sehr beschränkte Macht über die Natur erhalten hat und diese nur dadurch zu einem einigermaßen genügenden Grade steigern kann, daß er an die übrigen sich anschließt und mit ihnen gemeinschaftlich der Herrschaft über die Natur sich zu bemächtigen strebt, so ist es doch anders mit seinen Kräften zur Entwicklung der Vernunft in sich selbst. In dieser hat ein jeder einen weitern Gesichtskreis in Anspruch zu nehmen. Wir wollen nicht untersuchen, ob derselbe unbeschränkt sei, ob der Einzelne die Fähigkeit habe, die ganze Gesellschaft der Menschen mit allen ihren sittlichen und nicht sittlichen Entwicklungen, die ganze Natur, die ganze Welt, Vergangenes und Gegenwärtiges, ja selbst Zukünftiges in sich abzuspiegeln von seinem Standpunkte aus; aber gewiß ist es, eben so sehr, daß in der Gegenwart dieser Gesichtskreis nicht unbeschränkt ist, als daß er weiter reicht als unsere Macht in der Natur und unser Beruf diese Macht für das Ganze geltend zu machen. In die Geschäfte Anderer können wir hineinblicken, von ihren Fertigkeiten uns Rechenschaft geben, was nicht unser eigen, können wir uns geistig aneignen, selbst die Natur, wo wir ihrer Gewalt freien Lauf lassen müssen, da ist es uns doch erlaubt sie gewissermaßen uns zu gewinnen, indem wir ihr Getriebe belauschen. Was uns also physisch zu überwältigen nicht vergönnt ist, das dürfen wir

geistig für uns zu gewinnen hoffen. Und wenn wir auch hierin unsere Beschränktheit schon eingestanden haben, so wissen wir doch, daß diese so, wie sie gegenwärtig sich zeigt, nicht immer bleiben müsse, sondern wir besitzen eine Fähigkeit die Schranken unsers Bewußtseins in das Unermeßliche zu erweitern. Und sollte wohl jemand sein, welcher nicht mit dieser Fähigkeit auch eines Triebes und einer Neigung sich bewußt wäre dieselbe weiter auszubilden? In edlerer oder unedlerer Weise folgt jeder diesem Triebe, wißbegierig oder neugierig umherschauend und lauschend, Sinne und Verstand anstrengend, damit er seine Lust zu gewahren, zu vernehmen befriedige. So ergänzt sich die Einseitigkeit des Berufslebens, welches in der Arbeit vollbracht wird, und gewiß nach einer solchen Ergänzung dieser Einseitigkeit zu streben haben wir als etwas anzusehn, was in unserer sittlichen Bestimmung liegt. Man könnte auch dies wohl zu unserem Berufe zählen aufmerksame Beschauer der Werke Gottes in dieser Welt zu sein, oder wie man sonst darüber sich ausdrücken möchte, wenn es nicht vielleicht besser sein sollte den Begriff des Berufs nur auf das Gebiet der sittlichen Thätigkeit zu beschränken, welches einem jeden in besonderer Weise als seine Pflicht für seine Gesellschaft zufällt. Aber auf jeden Fall niemand darf sich der Aufgabe versagen weiter zu blicken und seine geistige Bildung weiter auszudehnen, als seine Berufsarbeit von ihm unumgänglich verlangt, wenn er nicht den Vorwurf von beschränktem Geiste zu sein sich gefallen lassen will. Außerdem daß er Handwerker oder Handelsmann, Krieger oder Gelehrter, Geistlicher oder Künstler ist, soll er auch von solchen Be-

schränkungen des Fachwesens frei, ein wahrer Mensch sein, d. h. ein Bewußtsein, eine Ansicht des Lebens und der Welt sich gebildet haben, welche nicht für das eine Fach eine andere ist, als für das andere. Eine solche bildet sich nun aber eben nur aus in dem Theile des Lebens, welcher nicht der Arbeit des Faches oder Berufs gewidmet ist, sondern der Muße. Ja wir können sagen, daß die Lösung jener Aufgabe eine solche Ansicht vom Leben und von der Welt zu gewinnen und so viel als möglich zu vollenden den Inhalt unserer Muße ausmachen soll; denn wenn das Berufsleben alles für sich in Beschlag nimmt, was den besondern Obliegenheiten eines jeden angehört, so wird dem Leben der Muße nichts anderes übrig bleiben, als die rein menschliche oder vernünftige Aufgabe zu lösen in sich selbst, in seinem Bewußtsein einen so viel als möglich reinen und vollkommenen Spiegel der Welt darzustellen. Wir haben hier einen Unterschied in unsern sittlichen Thätigkeiten vor uns, welcher in strengen Gegensätzen sich bestimmen läßt. Das Leben der sittlichen Arbeit ist einem jeden ein besonders beschränktes, wird aber für das Allgemeine gelebt, während dagegen das Leben der sittlichen Muße unbeschränkt das allgemein Menschliche sich anzueignen strebt, aber auch für jeden Einzelnen besonders gelebt wird.

Bei dieser Art jedoch uns das Leben der Muße seinem Inhalte nach zu bestimmen möchte es nöthig sein einem Misverständnisse, welches leicht sich einschleichen könnte, sogleich durch Hervorhebung eines einzelnen Punktes zu begegnen. Viele möchten wohl in dem, was den Inhalt dieses Lebens uns bilden soll, nichts anders an-

erkennen wollen, als die Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes. Denn sie solle uns zu Spiegeln der Welt, zu aufmerksamen Beschauern der Werke Gottes machen und zu einer vollen und sichern Ansicht des Lebens und der Welt verhelfen, eben dies aber waren die Ausdrücke, in welche wir früher die Aufgabe der Muße gefaßt haben. Allein dabei würde denn doch zu bedenken sein, daß wir vorher unter den Berufsarten, welche wir aufzählten, auch die des Gelehrten mit anführten, wobei es wohl nicht unsere Absicht sein konnte einen Gegensatz zwischen Gelehrsamkeit und Wissenschaft in Versteck zu halten. Denn wie echte Gelehrsamkeit von Wissenschaft oder wie Wissenschaft von echter Gelehrsamkeit getrennt werden möchte, außer etwa in einer leeren Abstraction, das dürfte schwerlich zu einem reinen Verständnisse gebracht werden können. So wie wir aber oben gethan haben, so pflegen auch alle zu thun, welche eine vollständige Übersicht über die Zusammensetzung des Lebens sich entwerfen; sie betrachten die Beschäftigung mit der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft als eine Arbeit, und selbst wenn jemand in seinen Nebenstunden sie betreiben sollte, so wird er bekennen müssen, wenn er nicht etwa mit der Bequemlichkeit eines Liebhabers, sondern mit ernstlichem Fleiße ihr sich zuwenden sollte, daß er darin zwar einen Wechsel der Arbeit, aber nicht eine Erholung des Geistes finden könne. Hiermit wird auch der Einwand abgeschnitten, daß es mit der Wissenschaft sein möchte, wie mit der künstlerischen Thätigkeit und mit dem Berufe des Geistlichen, daß sie nemlich nur dem zur Arbeit würde, welcher sie nicht allein für sich, sondern für Andere betreibt,

gegen welchen Einwand aber auch noch anderes spricht, nemlich daß es niemanden erlaubt sein dürfte die Wissenschaft nur für sich allein zu betreiben; sondern sobald er in derselben etwas gefunden haben sollte, von welchem sich annehmen läßt, daß es Andern bisher verborgen geblieben, so muß er es für seine Pflicht achten, dasselbe mitzutheilen und soweit es ihm vergönnt ist, zu einem Gemeingute der Menschheit zu machen. Daher schließt sich auch die Wissenschaft meistentheils an die Vertheilung der Arbeiten an und es entsteht eine Vertheilung der Wissenschaften in der Weise, daß die eine der einen Art des Berufs dient, die andere einer andern Art und es nun als eine Verpflichtung der Wissenschaftlichen erscheint den verschiedenen Berufsarten in die Hände zu arbeiten. In dieser Weise der Ausbildung wenigstens haben die Wissenschaften nur wenig voraus vor den Beschäftigungen, welche wir vorzugsweise praktische zu nennen pflegen; denn wenn diese in der Natur oder in der Anordnung der Gesellschaft in einem beschränkten Kreise arbeiten, so schließen sich jene ihnen fast als dienende Hülfsmittel an und gewähren auch nur einen beschränkten Gesichtskreis der Betrachtung; sie erweitern denselben vielleicht um etwas, indem doch die Theorie immer weiter zu reichen pflegt, als die Ausübung, aber daß sie eine einigermaßen vollständige Ansicht des Lebens und der Welt uns verschaffen sollten, davon sind sie weit entfernt, daran verhindert sie ihre Berücksichtigung besonderer Zwecke des praktischen Lebens. So weit nun die Wissenschaften über den besondern Beruf hinausgehn, und auch nicht etwa einen neuen Beruf sich machen, so weit können wir ihnen wohl zuge-

stehn, daß sie der rein menschlichen Bildung obliegen und dem Leben der Muße sich anschließen, und daher kann auch wohl von ihnen gesagt werden, daß sie den Menschen weniger einseitig dahingehn lassen, als die Beschäftigung mit irgend einer Bearbeitung der Natur, und daß jene deswegen auch die persönliche Neigung mehr in Anspruch nehmen, als diese, und je mehr die eine oder die andere von ihnen dies thut, um so mehr werden wir auch bekennen müssen, daß sie das Leben der Arbeit mit dem Leben der Muße in Eins zusammenzufassen bemüht ist. Aber dies deutet doch nur darauf hin, daß nach unsern frühern Auseinandersetzungen eben nur ein Gegensatz dem Übergewichte nach zwischen diesen beiden vorhanden ist, daß aber in der Betreibung der Wissenschaften das Übergewicht auf die Seite der Muße sich neigen sollte, werden wir so lange nicht zugeben können, als wir bemerken müssen, theils daß sie nicht betrieben werden können ohne mancherlei Anstrengungen in Herbeischaffung der Mittel, sei es aus der Natur, sei es aus der Bücherwelt, so daß sich ohne Zweifel dabei auch ein Kampf mit Naturbedingungen zu erkennen giebt, theils daß auch ihre Bearbeitung doch nur vereinzelten Richtungen des menschlichen Wesens sich zuwendet und deswegen der Einseitigkeit einen breiten Spielraum gestattet. Wer wird aber, was das letzte und wichtigste betrifft, verkennen dürfen, daß Mathematik und Jurisprudenz, Naturkunde und Geschichte und wie die einzelnen Wissenschaften weiter heißen, wenn sie abgesondert für sich betrieben werden, nur eine einseitige Bildung gewähren? Von dieser Seite also würden wir sagen müssen, daß die Wissenschaften erst alsdann

dazu sich eigneten die Bedürfnisse zu befriedigen, welche in der Muße befriedigt werden sollen, wenn sie unzersplittert zur Einheit einer Wissenschaft sich verbunden hätten und so jede Einseitigkeit ausschließend eine volle und ganze Ansicht des Lebens, der Welt und ihrer Gründe gewährten. Was aber den andern der zuvor erwähnten Punkte betrifft, so würden wir auch, sollte die Beschäftigung mit den Wissenschaften der Muße angehören, verlangen müssen, daß sie nicht auf eine so mühsame Weise, wie es zu geschehen pflegt, durch unaufhörliches Beobachten der Natur, durch schwer zu veranstaltende Versuche, durch das sorgsamste Vergleichen der Denkmale aller Zeiten gewonnen würden, denn alles dies setzt voraus, daß wir der Natur der Dinge nur mit Mühe ihre Geheimnisse zu entlocken vermögen und nicht in dem glückseligen Zustande sind, in welchem wir durch eine ruhige Einkehr bei uns oder durch eine stille Beschauung der Gegenstände und der in uns gesammelten Erfahrungen die Schätze der Wissenschaften ausbeuten und darin eine Erholung unserer Muße finden könnten.

Doch bei Betrachtung dieser Punkte möchten viele eine Einwendung bereit haben. Den Arbeiten zählen wir die wissenschaftliche Forschung zu, weil sie eine Vertheilung verschiedenartiger Beschäftigungen in sich einschließt und weil sie mit Mühe und nicht ohne Kampf gegen die sich verbergende Natur der Dinge durchgeführt werden will; allein diese Bemerkungen gegen die entgegengesetzte Ansicht treffen nur einige Arten der wissenschaftlichen Forschung, während dagegen ein großes Gebiet derselben von ihnen unberührt zu bleiben scheint. Wir meinen die Philosophie,

4 *

welche die zerstreuten Glieder der Wissenschaft zusammenfaßt und durch eine Einkehr der Vernunft in sich selbst ihre Gedanken entwickelt. Sie gewährt eine volle und sichere Ansicht von allem, was ist, und ist daher von jeder Einseitigkeit frei; sie wendet sich nicht solchen Arbeiten zu, welche erst die Natur oder die Bücher und Denkmale der Vergangenheit mit Mühe um Rath angehen müssen, ehe irgend etwas gewonnen werden kann, sondern eine Thätigkeit des Nachdenkens ist freilich in ihr, aber die Thätigkeit des Geistes haben wir ja auch dem Leben der Muße nicht erlassen wollen, und wenn auch jene Arbeiten der einzelnen Wissenschaften vielleicht als Vorarbeiten für die Philosophie angesehn werden müßten, so läßt sie doch diese Mühen hinter sich und gebraucht nur die Ergebnisse derselben zu der Befriedigung der Vernunft in ihrem eigensten Wesen. Hiernach also dürfte sich die Philosophie als die wahre Beschäftigung unserer Muße uns empfehlen, und in diesem Sinne haben auch gar viele edle Geister sie gepriesen und ihr sich zugewendet. Dennoch werden wir zur Vorsicht ermahnen müssen. Sie wird uns zunächst dadurch geboten, daß wir auch die Philosophie in einer Absonderung von den übrigen Wissenschaften erblicken und daher vermuthen müssen, sie werde sich ebenfalls der Vertheilung der Arbeiten anschließen, welche wir dem Leben der Muße nicht zumuthen dürfen, weil in ihm der ganze Mensch mit allen seinen Trieben und Neigungen sich bethätigen soll. Zwar wissen wir wohl, daß manche Philosophen behauptet haben, ihre Wissenschaft umfasse alle übrige Wissenschaften, allein ihnen uns anzuschließen verhindert uns theils das weite Gebiet der Erfahrungs-

wissenschaften, deren Ergebnisse in allen ihren Einzelheiten doch in die engen Grenzen der Philosophie nicht eingehn wollen, theils die Sprödigkeit der Philosophie, welche das in der Erfahrung Gegebene und alles ihm sich Anschließende von sich zurückweist, weil sie es wenigstens nicht völlig zu bewältigen vermag *). Dies mag ein Ideal der Philosophie sein, welches sie als eine reine Abspiegelung der ganzen Welt und ihrer Gründe darstellt, aber der Wirklichkeit der Philosophie entspricht es nicht, und so werden wir denn auch nicht behaupten können, daß die Philosophie die Vertheilung der Arbeiten aufhebe und eine allseitige Bildung des Menschen gewähre, vielmehr müßten wir auch den einer einseitigen Richtung in den Wissenschaften anklagen, welcher allein der Philosophie leben wollte. Nicht weniger wird uns Vorsicht geboten von der Betrachtung, daß es doch wenig den Anschein habe, als dürften wir die Philosophie nur zu einem Werke unserer Muße machen, vielmehr die, welche sie nur als ein solches betrieben haben, möchten zwar für nicht ungebildete Liebhaber derselben gelten können, aber doch nicht für die wahren Meister, durch welche sie zu Stande gekommen. Die letztern haben wohl immer die Philosophie als ein Werk ihres Lebens und ihres Berufs, als eine wahre Arbeit angesehn und sich in dem Kreise der übrigen Menschen als solche betrachtet, welchen ein eigenes Geschäft obliege, nemlich den übrigen zu geistigen

---

*) S. meine Abhandlung über das Verhältniß der Philosophie zum wissenschaftl. Leben überhaupt (Berlin 1835) und über die Erkenntniß Gottes in der Welt S. 75 ff.

Führern zu dienen in der Erforschung der philosophischen Wahrheit, und dadurch haben sie in die Vertheilung der Arbeiten sich eingereiht und einen besondern Theil derselben sich zugeeignet. Neben dieser seiner Arbeit darf der Philosoph auch wohl eine Erholung und eine Beschäftigung seiner Muße verlangen.

Worin die Arbeit der Philosophie nicht allein, sondern auch der übrigen Wissenschaften, so weit sie auf bloßem Nachdenken beruhen, bestehn möge, das wird sich alsbald uns enthüllen, wenn wir das Wesen der wissenschaftlichen Thätigkeit überhaupt mit dem Wesen der Muße vergleichen. Von der letztern haben wir gesagt, daß sie es zu ihrer Aufgabe habe das ganze Gebiet des Menschlichen uns anzueignen, so weit irgend möglich ohne Beschränkung, so daß es einem jeden eigenthümlich werde. Auf diesen letztern Punkt müssen wir jetzt besonders unser Augenmerk richten. Daß wir in der Muße Erholung von der Arbeit finden, das beruht eben darauf, daß wir in ihr unserem eigenen Hange nachgehn, unsern Trieben und Neigungen ihren freien Lauf lassen und alle diese Triebe, bewußte und unbewußte, schon in der Entwicklung begriffene und noch nicht entwickelte, sind darauf gerichtet unser eigenes Wesen zu erhalten und zu entfalten, natürlich mit Einschluß aller der Verhältnisse, welchen wir unserm Wesen nach angehören und ohne welche wir nicht gedeihen können. Wo ein Trieb sich vorfindet, da will er etwas hervortreiben, eine Anlage zur Entwicklung bringen; um sie zur Entwicklung zu bringen, dazu gehört aber natürlich auch, daß die Grundlage der Entwicklung, das lebendige Wesen, erhalten werde. So haben wir

denn ein jeder unsere Lust und Liebe an der Entwicklung der Talente, welche in unserer eigenen Natur liegen, und so wie diese Natur einem jeden in eigenthümlicher Art beiwohnt, so sind auch die Triebe und die Neigungen, die Lust und die Liebe eines jeden eigenthümlicher Art, und ein jeder findet daher auch in einer eigenthümlichen Weise des Lebens seine Erholung und seine Muße. Vielleicht möchte nun jemand dieses Leben der Muße, wie es hier geschildert wird, ein selbstsüchtiges Leben nennen; denn das können wir nicht leugnen, daß ein jeder in ihm sein eigenes Selbst sucht; jedoch nicht das Selbst der sinnlichen Erscheinung, die Befriedigung des sinnlichen Triebes; sondern es ist das wahre Wesen seines Ich, der innerste Kern seiner unvergänglichen Natur, wie sie der Erscheinung zum Grunde liegt, wie sie zuerst als Anlage von Gott gegeben ist, alsdann aber durch die Erscheinung hindurch zur Wirklichkeit werden soll, — dies ist es, was jeder im Leben der Muße entwickeln und gewinnen soll; er sucht da sein ewiges Selbst, sein unsterbliches Leben. Und wenn man nun auch hierin noch eine Regung der Selbstliebe suchen sollte, so würden wir bekennen müssen, daß wir uns nicht losmachen könnten von ihr, weil eben unser Wesen darin ruht uns selbst zu suchen, unser bewußt zu werden in den unvergänglichen Gütern unserer Natur, weil unsere Bestimmung nichts anderes sein kann als die Anlagen zu entwickeln, welche uns gegeben sind. Vergleichen wir nun aber hiermit die Weise der Wissenschaft, so werden wir eingestehn müssen, daß sie mit jenem Triebe uns selbst ganz und ungetheilt zu entfalten, soweit es die gegenwärtigen Umstände verstatten, nicht völlig

Hand in Hand geht. Sondern indem wir wissenschaftlich forschen, gerathen wir mit unserm Hange unserer Eigenthümlichkeit ihre freie Entwicklung zu lassen in einen wenn auch nicht unversöhnlichen, doch zur Zeit unaufgelösten Streit. Denn wie man auch sonst über die Wissenschaft denken möge, so kann doch niemand leugnen, daß sie in allen ihren Bestrebungen darauf ausgehe nur das Allgemeingültige in unserem Bewußtsein hervorzuziehen, dagegen alles zurückzuweisen als ihr fremd und ihr Wesen störend, was irgend wie die Färbung einer eigenthümlichen Denkweise an sich trägt. Deswegen wird sie als etwas Lehrbares betrachtet in ihrem ganzen Umfange, d. h. sie kann in einen Ausdruck gefaßt werden, in welchem der Lernende denselben Gedanken wieder erkennt und sich aneignet, welchen der Lehrende gedacht hat, und beide, welche so ihre Gedanken austauschen, sie denken der Eine wie der Andere, welches nicht sein könnte, wenn der wissenschaftliche Gedanke nach den verschiedenen Eigenthümlichkeiten beider in beiden auf verschiedene Weise sich entwickelte. Deswegen muß auch der Gang des wissenschaftlichen Denkens frei gehalten werden von allen Regungen der Eigenthümlichkeit, von allen Neigungen, welche nach verschiedenen Seiten ziehen, von jeder besondern Vorliebe, welche die Herzen der Menschen bewegt; vielmehr fordern wir von ihm, daß in seinem Verlaufe ein jeder dieselben Verknüpfungen der einzelnen Elemente in derselben Ordnung durcharbeite und an eine allgemeingültige Regel des Fortschreitens sich binde. Dies ist es nun eben, was als Arbeit in dem wissenschaftlichen Nachdenken anerkannt werden muß. Zwar mögen wir sagen, daß in demselben

auch eine Befriedigung des eigenthümlichen Strebens liege, inwiefern ein jeder, indem er seine eigene Anlage zu entwickeln sich getrieben fühlt, dabei auch die allgemein menschliche oder vernünftige Anlage zur Entwicklung zu bringen sucht und in dieser Weise das wissenschaftliche Nachdenken nicht vernachlässigen kann; aber wenn er ausschließlich dem wissenschaftlichen Denken sich zuwendet, darf er seinem persönlichen Hange, dem Triebe seiner Eigenthümlichkeit nicht nachgeben, vielmehr muß er da sich selbst verleugnen und selbst die theuersten Überzeugungen seines Lebens, die aber eben nur aus seinem individuellen Entwicklungsgange heraus sich gebildet haben, muß er bei Seite schieben, um nur dem zu vertrauen, was ihm wie Andere zu denken der Verstand gebietet. Dies ist die Arbeit des wissenschaftlichen Forschens, dieses Abziehen des Gedankens von seinen eigenen Neigungen, diese Abstraction, welche keinem erlassen werden kann, der zur Gewißheit des Erkennens gelangen will. Es handelt sich da nicht um das Geschäft eines einzelnen Menschen, welcher wohl für sich viel früher und leichter sein Ergebniß abschließen, seine Überzeugung sich bilden möchte, sondern in der Wissenschaft wird ein Werk der ganzen Menschheit betrieben; da geht man darauf aus den Zusammenhang der Gedanken zu gestalten, daß ein jeder, wer er auch sei, welchen Lebensweg er auch genommen haben möge, sobald er nur den Gedanken zu folgen durch den Grad seiner Bildung befähigt ist, seine volle Überzeugung ihnen zu schenken genöthigt sei. Eben aber weil ein solches Werk der Menschheit, nicht unmittelbar des Einzelnen im wissenschaftlichen Forschen betrieben wird, können wir

dieses auch nur der Arbeit zuzählen. Es trägt durchaus den Charakter dieser an sich. Der Einzelne lebt in ihm dem Allgemeinen und hat dabei auch nur eine besondere beschränkte Aufgabe zu lösen, nemlich dieses Gut der Erkenntniß, so wie es bisher zur allgemeingültigen Einsicht ausgebildet worden, vielleicht den Gewinn von Jahrtausenden, der Gegenwart zu erhalten und der Zukunft zu überliefern in dem Kreise seiner Wirksamkeit oder seines Berufs, auch wohl diesen also gewonnenen Schätzen noch durch eigene Erfindung und Erweiterung der Wissenschaft Neues hinzuzufügen und es so genau als möglich mit dem Alten zu verbinden nach allgemeingültigen Gesetzen des denkenden Fortschreitens. Wer auf solche Weise die Wissenschaft betreibt, der mag vielleicht Freude finden an ihr, wie auch der Landmann und der gemeinnützige Arbeiter an seinem Werke seine Lust hat, aber er wird dennoch gestehn müssen, daß sie ihm eine Arbeit sei und daß, wenn er seiner Muße und Erholung nachgehn wolle, seine Thätigkeit einer andern Art der Beschäftigung sich zuwenden müsse.

Wenn nun alles dies uns zur Einsicht gekommen ist, können wir nicht leicht irren in der Bestimmung des Gebiets von Thätigkeiten, welches wir der Beschäftigung unserer Muße anzuweisen haben, und nur über einzelne Punkte der äußersten Grenzen werden wir noch hier und da etwas berichtigen müssen. Wenn wir das Leben der Muße darauf beziehn mußten, daß ein jeder seinem eigenthümlichen Hange nachgehend in sich selbst das Ganze der Welt und des Lebens darzustellen strebt, so haben wir damit freilich die Wissenschaft in ihrer strengen Form von

diesem Gebiete ausschließen müssen, ein jeder sieht aber auch, daß dadurch eine weniger strenge Form des Erkennens nicht ausgeschlossen wird, wie dieselbe auch bezeichnet werden möge. Was von den Erscheinungen der Natur und des menschlichen Lebens wie von selbst und ungesucht sich uns darbietet, das in unser Bewußtsein aufzunehmen macht uns keine Arbeit. Ein jeder strebt darnach in solcher Weise sein Bewußtsein zu bereichern und ohne Zwang folgt er darin seiner Neigung. Aber in einer solchen Auffassungsweise tritt auch keinesweges das Gegenständliche rein und für den wissenschaftlichen Gebrauch zubereitet heraus, sondern es mischt sich dabei immer unsere Eigenthümlichkeit mit den Gegenständen, nicht allein in der Weise, wie unsere Empfänglichkeit durch die Eindrücke der Außenwelt erregt wird, sondern auch in den Urtheilen, welche daran sich anschließen und aus dem eigenthümlichen Standpunkte unserer Gesammtbildung wie von selbst hervorquellen. Eine solche Entwicklung des Bewußtseins bildet sich bei einem jeden als ein Ergebniß aller der in unserm Leben spielenden Kräfte, die unsere Arbeit begleiten, die unser Beruf in uns weckt und die alsdann in dem Augenblicke der Muße, wo wir das früher Erlebte mit den gegenwärtigen Erregungen unseres Nachdenkens zusammenrechnen, in festern Gestaltungen unserer Überzeugung sich aussprechen. Aber was auf diese Weise in uns sich abspiegelt, das wagen wir nicht mit dem Namen der Wissenschaft zu schmücken, sondern nur etwa unsere Ansicht des Lebens und der Welt nennen wir es, indem wir uns wohl bewußt sind, wie zu seiner Entstehung die eigenthümlichsten Regungen unserer Seele, unsere ganze Ge=

sinnung, die besondern Richtungen unserer Phantasie, unserer Liebe und Abneigung beigetragen haben, wie darin der Widerklang ist von tausenderlei gelungenen und mislungenen Bestrebungen, von eben so vielen Erfahrungen, die wir auf den verschlungenen Bahnen unseres persönlichen Lebens haben machen müssen, und daß wir deswegen nicht erwarten dürfen, ein jeder werde uns beistimmen, wenn wir diese unsere Ansicht des Lebens und der Welt ihm eröffnen sollten. Sondern eben sie glauben wir auch wohl geheim halten zu dürfen, weil sie nicht vorbereitet ist zu allgemeinem Verständniß, weil uns selbst diejenigen, die auf gleicher Stufe der Bildung mit uns stehn, misverstehn dürften, wenn sie nicht in den innersten Gang unseres Lebens eingeweiht sind, und deswegen rücken wir mit diesen unsern Ansichten, mit diesem Ausdruck unserer Gesinnungsweise nur gegen solche heraus, denen wir unser besonderes Vertrauen schenken oder von welchen wir voraussetzen, daß sie, seit langer Zeit bekannt mit unserem Leben oder geneigt in den tiefsten Sinn desselben einzudringen, unsern Andeutungen mit Liebe und Neigung nachspüren werden. Sollten wir nun mehr ein praktisches als ein theoretisches Leben geführt haben, so wird auch unsere Lebensansicht und die in ihr sich bekundende Gesinnung mehr die Färbung praktischer Ergebnisse an sich tragen; sollte dagegen unser Leben vorherrschend der Theorie gewidmet gewesen sein, so wird das Umgekehrte stattfinden und darin die wissenschaftliche Färbung vorwalten. In dem letztern Fall aber dürften doch in ihr eben so wenig die Elemente vermißt werden, welche aus dem praktischen Leben in natürlicher Weise sich ein=

mischen, als in dem erstern Falle die theoretischen Elemente, wenn solche überhaupt in unserem Leben sich geltend gemacht haben sollten; denn eben dies ist der Charakter der persönlichen Ansicht oder Denkweise eines Menschen, wie sie in seiner Muße sich entwickeln mag, daß in ihr keinem Ergebnisse des Lebens die Rede verwehrt wird, sondern alles, was unserer Bildung angehört, wie in einer gemüthlichen, ungezwungenen Geselligkeit sich vernehmen läßt und gleichsam um den heiligen Herd unseres selbstbewußten Wesens sich versammelt. Nur da ist die Arbeit und die Anstrengung fern, wo wir uns ganz vernehmen können mit uns selbst, allem, was bisher unser Leben gefördert oder beschäftigt, allem, was uns Neigung und Liebe abgewonnen hat, sein Recht gewährend. Hieraus eben ergeben sich denn nach zwei entgegengesetzten Endpunkten hin Grenzbestimmungen für das Leben der Muße. Denn wie zuvor angegeben, darf die Entwicklung der Lebens- und Welt-Ansicht, mit welcher es sich beschäftigen soll, weder als ein Ergebniß nur unseres praktischen, noch auch nur unseres wissenschaftlichen Lebens sich darstellen, und wenn in jener Weise etwa alle Erfahrungen, die wir auf unserm Lebenswege gemacht haben, sich zu einer allgemeinen Betrachtung praktischer Art zusammenstellen, in dieser Weise dagegen die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften und der Philosophie sich gegenseitig ausgleichen und eine allgemein-wissenschaftliche Meinung bilden sollten, so würden wir zwar anerkennen müssen, daß diese beiden Weisen des Bewußtseins eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem hätten, was wir der Beschäftigung der Muße zueignen müssen, aber daß sie

völlig mit demselben übereinkämen, dürften wir doch nicht behaupten.

Diese Bestimmung ist uns besonders wichtig wegen der zuletzt erwähnten Art des Lebens. Wenn wir früher gesagt haben, daß die Philosophie doch nur in einem gewissen Gegensatz gegen die übrigen Wissenschaften sich entwickle, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie ein Bestreben in sich trägt, diese Schranken zu durchbrechen und mit allem sich zu bereichern, was in dem Gebiete des Wissens zu sicherer Gestalt sich ausbilden kann, und von der andern Seite sind denn auch die übrigen Wissenschaften, je mehr sie sich selbst verstehen lernen, um so geneigter mit den Ergebnissen der Philosophie sich zu befreunden, so daß von beiden Seiten eine Vereinigung aller wissenschaftlichen Elemente angestrebt wird. Es fehlt jedoch viel, daß diese einen rein wissenschaftlichen Charakter haben sollte, vielmehr die Form, in welcher sie sich darstellt, gehört weder der Philosophie an, noch den einzelnen Wissenschaften; sie ist nur ein Ergebniß des allgemein wissenschaftlichen Lebens, welches Philosophie und einzelne Wissenschaften umfaßt, und in einer beständigen Fortbildung und Bewegung begriffen, nach Sicherheit mehr strebend, als sie erreichend hat sie die Gestalt einer Meinung, einer Ansicht*). Hierin ist sie der Beschäftigung der Muße ähnlich, und wenn wir darauf sehen, daß zwischen Muße und Arbeit doch immer nur ein Gegensatz dem Übergewichte nach stattfindet, so werden wir die

*) Vgl. über das Verhältn. d. Philos. zum wissenschaftl. Leben; Erkenntniß Gottes S. 94 ff.

Ausbildung der wissenschaftlichen Meinung auch keineswegeges von den Beschäftigungen der Muße ausschließen wollen; allein daß sie den reinen Charakter derselben an sich trage, dürfen wir nicht zugeben. Denn alles, was ihr angehört, entwickelt sich doch in einer entschiedenen Scheu vor dem Persönlichen, Nicht-Allgemeingültigen und sollte auch die Verbindung der Elemente in ihr einer persönlichen Neigung oder Willkür Raum geben, so wird doch auch diese so viel als möglich auszuschließen der wissenschaftlich Meinende immer bestrebt sein müssen.

Wir müssen hierbei ein Vorurtheil zurückweisen, welches gegen die Beschäftigung der Muße, wie wir sie fordern, sich erheben dürfte. Die, welche nichts höheres kennen, als die Wissenschaft, werden sagen, indem wir der Muße gestatteten in die Ausbildung des Bewußtseins etwas anderes aufzunehmen, als das Allgemeingültige, nähmen wir nur eine Verunreinigung und Verfälschung des wahren vernünftigen Lebens in Schutz. Allein daß sie nur nicht, indem sie die Wissenschaft als das Höchste schätzen, in den Irrthum verfallen sie für höher zu halten, als den ganzen Menschen, welcher sie hat. Sie mögen wohl, wie Aristoteles, meinen, wer zu dem Gesetze den Menschen hinzufüge, der füge das Thier hinzu, und dabei vergessen, daß wenn der Satz, in solcher Gestalt ausgedrückt, wahr sein sollte, er nicht von dem menschlichen Gesetze reden kann, sondern von dem göttlichen Gesetze, welches die Menschlichkeit mit in sich einschließt. Denn ihrem unbeschränkten Lobe der Wissenschaft würden wir beizustimmen nicht zögern, wenn es der göttlichen Wissenschaft gezollt würde, welche auch alles Menschliche und

Persönliche in sich umfaßt und mit dem Wissen auch Liebe und Seligkeit vereinigt; aber billig dürfen wir wohl Bedenken tragen ihr allein den Preis zuzuerkennen, wenn sie als eine unvollkommene Wissenschaft gedacht wird, in der Gestalt, in welcher allein wir sie unter uns kennen. Da werden wir nicht sagen dürfen, wir müßten uns hüten außer ihr irgend etwas anderes in die Mischung unseres Lebens aufzunehmen, da werden wir auch zulassen müssen eine Ahndung, welche in die fernste Zukunft hinausblickt, eine Phantasie, welche die dunkelsten Räume mit glänzenden Bildern uns erfüllt; denn wir haben noch eine andere Wirklichkeit anzuerkennen, als die, welche unserm Bewußtsein gegenwärtig und dadurch der Wissenschaft zugänglich ist, und selbst in solche Dinge, welche wirklich vor unsern Augen liegen, dringt der wissenschaftliche Gang unserer Untersuchungen nicht tief genug ein, daß wir nicht Vermuthungen, nur für unsere persönliche Denkweise zu rechtfertigende Meinungen täglich und augenblicklich zu Hülfe rufen müßten, um uns in den Verhältnissen zurechtzufinden, welche uns umlagern, und um uns so dem Leben mit seiner Furcht und seinen Hoffnungen gewachsen zu zeigen. Wenn nun in allen diesen Dingen ein nicht wissenschaftliches Gebiet unseres Bewußtseins sich uns öffnet und wenn wir in dem Leben der Muße der ganzen Fülle unseres Bewußtseins herauszutreten gestatten sollen, so können wir doch keinesweges dieser Weise der Bildung einen geringern Werth beilegen, als der, welche im wissenschaftlichen Leben sich uns erschließt. Denn diese wird nicht von jener ausgeschlossen, sondern sie ist ihrem ganzen Umfange nach in jener mit enthalten, indem auch das

wissenschaftliche Bewußtsein unserer Eigenthümlichkeit angehört, und wo diese zur Sprache kommt, seine Stimme auf das kräftigste vernehmen läßt. In Rücksicht auf die Ausbildung des Bewußtseins werden wir also das Leben der Muße trotz seiner persönlichen Färbung nur für reicher achten können, als das Leben der Wissenschaft, und nur dies könnte mit einigem Scheine gesagt werden, daß in der Mischung seiner Bestandtheile zwei Arten des Bewußtseins sich fänden, das wissenschaftliche und das nicht wissenschaftliche, von welchen das erstere eine höhere Würde in Anspruch zu nehmen hätte, als das letztere. Dies ist denn auch die gewöhnliche Wendung der Ansicht, welche wir hier zu bestreiten haben.

Die, welche ihr folgen, halten die individuellen Entwicklungen unseres Geistes, die persönliche Liebe, die Hoffnung auf das Zukünftige und den religiösen Glauben, die künstlerische Begeisterung, die Bildung der Phantasie und des Geschmacks nur für niedere Stufen des wissenschaftlichen Bewußtseins. Denn sollte wirklich der wissenschaftliche Bestandtheil schlechthin von größerem Werthe sein, als der nicht wissenschaftliche, so würde nur ein Gradunterschied unter beiden stattfinden können, weil der specifische Unterschied immer voraussetzt, daß in einem jeden Gliede des Gegensatzes, welchen er begründet, etwas wahrhaft Seiendes ist, was in dem andern nicht in dieser Weise gefunden wird, und daß also auch ein jedes Glied, sofern das andere seinen Inhalt nicht erschöpft, einen Vorzug hat vor dem andern. Die nothwendige Folgerung hieraus würde nun aber sein, daß in die Mischung unseres ganzen Bewußtseins nur in so weit das individuell

Ausgebildete, Nicht-Wissenschaftliche aufgenommen werden dürfte, als wir eben den höhern Grad, das wissenschaftliche Bewußtsein, noch nicht hätten erreichen können. Dafür ließe sich denn auch wirklich nicht unbedeutendes anführen. Denn werden wir nicht eingestehn müssen, daß wir nach Möglichkeit dahin zu streben haben alle unsere vernünftige Bildung zu dem Grade der Entwicklung zu steigern, daß sie Andern sich mittheilen und völlig durchsichtig machen läßt, daß sie also dem Allgemeinen zu Gute kommt und als eine allgemeingültige, als eine wissenschaftliche sich darstellt? So wenig wir dies verkennen, eben so sehr haben wir doch darauf zu beharren, daß auch dieser höchste Grad der vernünftigen Entwicklung das individuelle Bewußtsein nicht ausschließe, ja daß es nur eine einseitige Ansicht des vernünftigen Lebens geben würde, wenn wir in demselben alles als in der Wissenschaft sich vollendend uns denken wollten. Sollte diese Meinung folgerichtig verfolgt werden, so würde sie auf das führen, was zwar auch in unsern Zeiten mehrmals versuchsweise aufgetaucht ist, aber doch immer wieder wie verschämt sich zu verbergen gesucht hat, daß nemlich das Ziel aller Entwicklung der Vernunft, das ewige und selige Leben oder Sein, alles Individuelle aufhebe, vernichte und in die Allgemeinheit des vernünftigen Bewußtseins zerfließen lasse. Da würden wir denn freilich nur eine Wissenschaft haben, die niemand hätte. Denn daß jemand sich herausnehmen sollte in diesem Ziele aller Entwicklung noch etwas für sich zu haben oder zu sein, das würde für eine leere und freche Anmaßung angesehn werden müssen. Allein hiergegen stemmt sich nun die Weise der

Wissenschaft selbst. Denn diese wird ja immer zunächst nur durch und für den Einzelnen gewonnen und, wenn sie nachher auch den Übrigen sich mittheilt, so wohnt sie doch auch diesen nur durch ihre eigene Thätigkeit bei, wie sie auch dem Ersten, welcher sie zuerst fand und nachher mittheilte, doch in seinem eigenen Bewußtsein auf eigenthümliche Weise verbleibt, so daß, wenn wir das Bewußtsein der Einzelnen aufheben wollten, damit auch die Wissenschaft uns, ich weiß nicht wohin, verflogen sein würde. Daher mögen denn wohl die, welche verlangen, daß auch die individuellen Entwicklungen unseres innern Lebens zur Wissenschaft sich ausbilden sollen, darin etwas Richtiges sehen, daß sie jene als unvollkommen und einseitig betrachten, so lange sie nicht durch diese in allen ihren Bestandtheilen durchdrungen sind, allein sie verfallen in eine ähnliche Einseitigkeit, wenn sie alsdann nur die Wissenschaft uns übrig lassen und der Forderung nicht Raum geben wollen, daß auch von der andern Seite die Wissenschaft von den individuellen Entwicklungen unseres Bewußtseins durchdrungen werde. Sie vollendet sich uns erst dadurch, daß wir sie ganz in unser Gemüth, in unsere Gesinnung, in unsere Liebe aufnehmen, sie gleichsam in unser Fleisch und Blut verwandeln oder zu unserem eigenthümlichsten Bewußtsein uns umgestalten. Sehen wir auch nur auf die logische Form unseres Denkens, so werden wir anerkennen müssen, daß die Eigenthümlichkeit des besondern Seins nicht verschwinden darf, wenn die Wissenschaft bleiben soll. Denn die Unterschiede unter den Dingen und so auch unter den Menschen muß die Wissenschaft zu erkennen streben, und so wie sie dieselben erkennt und

als Wahrheit setzt, müssen sie auch von ihr als ewig gesetzt werden. Weit gefehlt also, daß sie verschwinden dürften, müssen sie vielmehr immer kräftiger sich offenbaren, immer schärfer sich ausprägen, und demnach wird, wie im Bewußtsein, so auch im Sein das Vollkommenste auch nur bei der vollkommensten Eigenthümlichkeit erreicht werden können.

Wir können die hier bestrittene Ansicht, die Einseitigkeit der Wissenschaftlichen, mit der früher betrachteten vergleichen, welche nur die dem Allgemeinen geleistete Arbeit gelten lassen will. Beide vergessen, daß ohne das Einzelne auch das Allgemeine nicht ist, daß daher auch, wenn kein Einzelner für sich sein sollte, niemand sein würde, welcher die Frucht der Arbeit oder des wissenschaftlichen Denkens sich aneignen könnte. Wir dürfen also die Vollendung aller Vernunft nicht in der höchsten Ausbildung der Wissenschaft suchen, eben so wenig als in der vollendeten Ausbildung des individuellen Bewußtseins, sondern nur in dem Punkte würde sie eingetreten sein, in welchem beide in einander fallen, welches denn aber auch eine Weise des Bewußtseins sein würde, für welche wir weder Namen noch Begriff haben. Denn in unserem gegenwärtigen Leben schließen sich zwar das eigenthümliche und das allgemeingültige Bewußtsein nicht völlig aus, sondern ein Gedanke kann auch mit eigenthümlicher Neigung von uns gefaßt, eine Liebe kann auch gedankenreich und in der Fülle des Wissens gehegt werden; aber in einer beständigen Unterscheidung haben wir doch beide Seiten unseres Bewußtseins auseinanderzuhalten und ein jeder wird sich zu sagen haben, daß in ihm das allgemeinmenschliche

Bewußtsein etwas anderes ist, als das eigenthümliche Bewußtsein oder der Ausdruck seines ihn von allen Übrigen unterscheidenden Charakters. Da würde es eben so wenig zu billigen sein, wenn jemand uns aufforderte nur das eigenthümliche Bewußtsein auszubilden und das allgemeinmenschliche Bewußtsein darin zu versenken, als es zu loben wäre, wenn jemand nur das wissenschaftliche Bewußtsein in sich entwickeln, den Ausdruck seines eigenthümlichen Charakters aber in diese Allgemeinheit auflösen wollte. Beide verhalten sich eben nicht als verschiedene Grade des Bewußtseins zu einander, von welchen der niedere durch weitere Entwicklung in den höhern übergehn könnte, sondern beide sind verschiedene Arten des Bewußtseins, welche nach einer höhern Einheit streben, in welcher beide mit gleichem Werthe und keine von beiden die andere zu ersetzen fähig neben oder in einander bestehen sollen.

Erst nachdem wir so manche Vorurtheile beseitigt haben, dürfen wir es wagen dem Inhalte, welcher das Leben der Muße erfüllen soll, eine selbständige sittliche Bedeutung beizulegen. Überblicken wir noch einmal den Gang, welchen unsere Untersuchungen genommen haben. Wir sind davon ausgegangen, daß wir außer dem Kampfe, in welchem unser Leben sich verwickelt findet, auch ein Leben des Friedens zu suchen haben, in welchem nach der Anspannung unseres Geistes uns Erholung werden soll, haben aber auch behaupten müssen, daß diese Erholung nicht in der Ruhe und Unthätigkeit unserer Kräfte uns bestehn dürfe, sondern in neuer, jedoch unsern Neigungen entsprechender Thätigkeit. Eben deswegen mußten wir auch die Ansicht vom Sittlichen zurückweisen, welche nichts

anderes gelten lassen will als verdienstlich und gut, als den Kampf gegen unsere Neigungen. Denn wir würden keine Erholung finden können in unserer Muße, wenn wir da, wo unser Kampf mit der äußern Natur ruhte, nur in einen neuen Kampf mit uns selbst verwickelt würden. Jene Ansicht konnten wir nur ansehn als einem Übergange in unserem Leben angehörig, welches den Zwiespalt unter den auseinandertretenden Bestrebungen unseres Geistes besiegen soll, aber eben deswegen zuvor diesen Zwiespalt offen darlegen muß. Als einem solchen Übergange angehörig kann sie auch nur mangelhaft und ungenügend sein, verlangt aber zu ihrer Ergänzung, daß auch eine friedliche Entwicklung anerkannt werde, welche alle Triebe und Neigungen des menschlichen Wesens zusammenzufassen strebt. Diese als Ausflüsse der eigenthümlichen Anlagen sollen ihre Befriedigung erhalten, indem es uns als Bestimmung eines jeden Wesens erscheinen muß, daß alles in ihm Angelegte zur Wirklichkeit komme. Ebenso haben wir gefunden, daß wir unser sittliches Leben nicht allein dem Kampfe gegen die äußere Natur weihen dürfen; denn indem dieser über die einzelnen Menschen sich vertheilt und ein jeder dabei ein eigenes Geschäft in der Gesellschaft der Menschen zu übernehmen hat, gewährt er auch einem jeden Einzelnen nur eine beschränkte Bildung. Zwar wird er für das Allgemeine, für die über unsere ganze menschliche Art verbreitete Anlage der Vernunft gekämpft, aber eben diese Allgemeinheit tritt dabei in dem Bewußtsein des Einzelnen gar nicht heraus und darum mußten wir neben diesem Leben in der Arbeit noch ein Leben der Muße verlangen, damit ein jeder in

sich selbst das Bewußtsein des Allgemeinen gewinnen könne. Wir fanden aber auch hierin die Nothwendigkeit gegründet dem Leben der Muße einen andern Inhalt zu geben, als die Wissenschaft, indem diese nur für das Allgemeine ausgebildet wird, für einen jeden Einzelnen dagegen auch ein ihm eigenthümliches Bewußtsein gefordert werden muß. Ohne die Wissenschaft auszuschließen soll jenes doch den eigenthümlichen Charakter ausdrücken, den Neigungen und Interessen des Einzelnen gemäß sein, damit so das Ganze seines Lebens und Bestrebens und mithin die Fülle seines Wesens mehr und mehr ihm zur Anschauung komme. So glauben wir in einem Überblicke über das ganze Gebiet unseres sittlichen Lebens uns die Berechtigung erstritten zu haben auch für die Beschäftigung unserer Muße ein eigenes Gesetz zu verlangen, nach welchem dieselbe sich erfüllen soll, ein Gesetz, welches zwar die Elemente der allgemeinmenschlichen Bildung in sich zu vereinigen hat, aber für einen jeden ein anderes ist. Denn durch die Entwicklung nach diesem Gesetze soll sich einem jeden Einzelnen sein Charakter entwickeln und ihm selbst und Andern zum Bewußtsein gebracht werden.

Drittes Kapitel.

Die Geselligkeit im ästhetischen Leben und in der Religion.

Wir können nun aber verschiedene Kreise des Friedens unterscheiden, so wie früher verschiedene Gegenstände des

Kampfes von uns unterschieden wurden. Dem Kampfe mit uns selbst stellen wir die innere Befriedigung entgegen, die Befriedigung in dem kleinsten Kreise des Sittlichen; dem Kampfe gegen die Natur ist der Friede mit der Natur entgegengesetzt. Wenn wir nun aber diesen Frieden nicht darin zu suchen haben, daß in den befriedigten Kreisen die einzelnen Elemente gleichgültig gegen einander sich verhalten, sondern vorausgesetzt werden muß, daß sie in einem wechselseitigen Einfluß auf einander stehn, so haben wir auch im Leben des Friedens einen einträchtigen Wechselverkehr zu setzen, in welchem das eine und das andere Element unter einander sich mittheilen, sich verständigen und der Güter ihres Lebens wechselseitig froh werden. In dem innern Frieden seiner Seele verständigt sich der Mensch über seine einzelnen Lebensmomente mit sich selbst; wo noch scheinbarer Streit unter ihnen waltet, sucht er ihn auszugleichen, wo unter ihnen Übereinstimmung in verschiedenen Richtungen des Lebens heraustritt, sucht er dessen immer mehr inne zu werden; so entwickelt sich ihm gleichsam ein geselliger Umgang mit sich selbst. Eben so gestaltet sich auch das friedliche Leben mit der äußern Natur, besonders mit der Natur, welche uns am nächsten verwandt ist, mit welcher wir uns entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise verständigen können, mit den übrigen Menschen, denn auch diese sind für uns eine gegebene Natur; wir gehen mit den Menschen in dem Leben unserer Muße eine Geselligkeit ein; etwas Ähnliches findet auch wohl in unserem Wechselverhältnisse mit der übrigen Natur statt, doch ist es offenbar von viel geringerer Bedeutung für unser sittliches Leben.

Von diesen Verhältnissen ist uns zunächst besonders das gesellige Leben unter den Menschen bemerkenswerth; denn es fällt in die Augen, ein wie großer Theil unserer Muße ihm zugewandt zu werden pflegt. Einen Theil freilich unserer Muße widmen wir auch wohl der Einsamkeit; aber im Allgemeinen werden wir bemerken können, daß dies hauptsächlich alsdann geschieht, wenn wir noch nicht einig sind mit uns selbst, oder wenn wir noch überlegen, wie und durch welche Mittel wir Andern uns mittheilen sollen. Alles dies kann angesehn werden als den Durchgangspunkten angehörig, durch welche wir erst zu der rechten Muße gelangen sollen. Außerdem wird der Hang zur Einsamkeit in der Muße nur etwa alsdann sich bemerklich machen, wenn wir uns zurückgestoßen sehen von Andern durch Miskennung unserer Bestrebungen, durch eine kränklich angegriffene Reizbarkeit oder durch sonst ein Misverhältniß, in welches wir zur Geselligkeit gerathen sind, und auch dieser Fall möchte wohl bei näherer Überlegung auf den ersten zurückgebracht werden können. Denn daß wir uns zurückgestoßen sehen im Allgemeinen von Andern kann doch wohl kaum eine andere Ursache haben, als daß wir das rechte Verhältniß zu den Andern, das rechte Mittel uns ihnen verständlich zu machen noch nicht gefunden haben und darüber in Rathlosigkeit sind bei uns selbst. Also man wird wohl sagen können, daß wenn das Leben der Muße die Einsamkeit sucht, dies nur der Beweis ist, daß es noch in der Mitte einer Entwicklung stehen geblieben, in welcher das rechte und mit sich einige Bewußtsein des eigenthümlichen Wesens noch nicht zu einem sichern Durchbruch gekommen ist.

Wenn dagegen dies stattgefunden hat, dann wird der sittliche Mensch sich auch gedrungen fühlen aus seiner Einsamkeit herauszutreten, und alles, was er in sich ausgearbeitet hat, den Übrigen zu öffnen und so bestimmt als möglich darzulegen, das wird ihm seine Lust und seine Freude sein. Dies müssen wir in der That als sittliche Aufgabe für einen jeden anerkennen. Denn daß jemand etwas rein für sich zu haben und zu behalten begehren sollte, würden wir ihm immer als Selbstsucht anzurechnen haben. Daher soll er selbst mit seinem eigenthümlichsten Bewußtsein nicht heimlich thun, sondern es den Übrigen dahingeben in demselben Maße, als er erwarten darf, daß sie dasselbe sich werden aneignen, verstehn und in ihr eigenes Innere aufnehmen können. So ist also mit der innern Entwicklung, wie überhaupt, so auch im Leben der Muße die Äußerung dieser Entwicklung natürlich verbunden, und wir haben es als die Aufgabe dieses Lebens zu betrachten sich mehr und mehr zu einer solchen Freiheit zu entwickeln, daß alles, was in ihm erzeugt wird, auch als ein Gemeingut der vernünftigen Gemeinschaft nach außen zu treten bereit sei. Eine solche Forderung haben wir an dasselbe zu richten, weil wir es als einen Bestandtheil unseres sittlichen Lebens betrachten. Denn alles, was diesem angehört, soll nicht allein für das einzelne Wesen selbstsüchtig ausgebildet werden, sondern als ein Glied der vernünftigen Gemeinschaft sich darstellen, welcher wir angehören.

Wenn wir nun früher das Leben der Muße als ein solches bezeichnet haben, in welchem wir uns selbst leben, so erfährt dies durch das eben Bemerkte keine Beschrän-

kung. Denn eben unser eigenes Leben ist mit der vernünftigen Gemeinschaft, der wir uns zuzählen müssen, so innig verbunden, daß wir uns von dieser gar nicht zu trennen vermögen. Es wird niemand vorherrschend eine Arbeit darin finden, wenn wir unsere ausgebildete Eigenthümlichkeit Andern öffnen und durch die Mittel unseres natürlichen Lebens ihnen darlegen, was in uns sich gestaltet hat, denn eben hierin folgen wir nur unserer Neigung und der Liebe, welche wir zu Andern in unserem Wesen tragen. Da haben wir nicht die Anspannung zu überwinden, welche es verlangt, wenn wir unsere Kräfte einem besonderen Werke widmen mit Unterdrückung anderer Neigungen, in einer Abstraction, welche uns schwer wird, sondern frei und froh lassen wir unser ganzes Wesen und alle unsere Triebe in unsere Worte, in Mienen und Geberden, und wie sonst die Mittel heißen, durch welche wir unser Inneres äußern, so weit irgend möglich in die Erscheinung ausströmen und es wird dadurch eine Geselligkeit wesentlich freier Natur eingeleitet, welche wir zu unterscheiden haben von der Gesellschaft des arbeitsamen Verkehrs, weil in dieser die Vertheilung der Arbeiten einen jeden an einen besondern Beruf bindet. In der Geselligkeit, welche wir meinen, herrscht aber das sittliche Gesetz, daß da ein jeder nach seiner Eigenthümlichkeit sich gebe, weder besser, noch schlechter scheinen wolle, als er ist, keinerlei Schein sich zusetze, keine Falte seines Herzens verbergen wolle, und beschränkt ist diese Geselligkeit durch keine Rücksicht des Standes und der äußern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, sondern allein durch das Maß unserer Neigung und der Empfänglichkeit, welches

wir bei Andern für das Verständniß unserer Eigenthümlichkeit finden. Nach diesem Maße wählen wir uns unsere Gesellen aus und in die Geselligkeit unserer Muße ziehen wir am meisten die, von welchen wir überzeugt sind, daß sie einen freien Sinn haben werden für alle Äußerungen unseres ganzen inneren Lebens, und die Vertraulichkeit unter ihnen und uns wächst um so fröhlicher heran, je mehr wir die Überzeugung gewinnen, daß sie eine jede einzelne Äußerung in den Sinn unseres ganzen Lebens zu deuten fähig und bereit sind. So schließt sich ein engerer Kreis um uns herum, aber er verhindert nicht, daß wir unsere Eigenthümlichkeit auch in einem weitern Kreise öffnen könnten, vielleicht nur in einem geringeren Grade, aber dies nur deswegen, weil wir nicht wissen oder nicht hoffen dürfen, daß diese größere Geselligkeit vertraut genug mit unserer Weise sei, um unsere einzelnen Äußerungen richtig deuten zu können. Doch dürften wir wohl nicht annehmen, daß irgend jemand völlig von unserer Geselligkeit im weitesten Sinne des Wortes auszuschließen sei, weil er nichts von unserer eigenthümlichen Weise verstehen könne.

Erst nachdem wir dies in unsere Betrachtung gezogen, werden wir im Stande sein das Leben der Muße in seiner Allgemeinheit, wie es vorliegt, uns zu erklären. Wir haben schon früher bemerkt, daß unter allen Völkern und zu allen Zeiten nicht nur das Bedürfniß der Einzelnen sich gezeigt hat neben ihrer Arbeit auch der Muße zu pflegen, sondern daß dies Bedürfniß auch zu einer allgemeinen Sache geworden ist geheiligt durch Sitte und Gesetz, welchen Mächten niemand ungestraft sich entzieht. Da ist

denn aber die Muße auch nicht eine Sache des einsamen Lebens geblieben, sie hat auch nicht im Schoße der Familie sich verborgen gehalten, sondern ganze Völker haben sie gefeiert in Festen bald ernsterer Art, bald lauterer und scherzhafter Fröhlichkeit gewidmet, ja selbst über den Kreis der einzelnen Völkergemeinschaft haben sich solche Feste verbreitet, bereit alle Menschen an sich Theil nehmen zu lassen, welche in gleichartiger Gesinnung zu solcher Festlichkeit sich vereinigen möchten. Hierin spricht sich zu unzweideutig aus, wie sehr die Muße die Geselligkeit liebt, als daß wir einen weitern Beweis suchen sollten. Aber an der Einrichtung solcher Feste läßt sich auch recht im Großen und in unverkennbaren Zügen darthun, welche Art des Inhalts das Leben der Muße verlange. Es sind besonders zwei Weisen der Begehung, welche dabei vorherrschen, eine ernstere und eine mehr heitere; die erstere wendet sich fast ohne Ausnahme der Gottes- oder Götterverehrung zu, die andere hat immer eine Hinneigung zur schönen Kunst. Diese beiden aber, Religion und Kunst, verbinden sich auch gern mit einander, so wie Ernst und Heiterkeit wechselnd das gesellige Leben zu erfüllen pflegen, so daß selten eine religiöse Begehung stattfinden wird, an welche nicht auch eine Darstellung der schönen Kunst sich anschlösse, aber auch die schöne Kunst selten Feste verherlichen wird, ohne irgend wie Elemente der Gottesverehrung in sich aufzunehmen. Zwar giebt es auch ernste Feste, welche der Erinnerung weltlicher Ereignisse von einer allgemeinen Merkwürdigkeit geweiht sind, aber man wird finden, daß davon der Hinblick auf die göttliche Schickung sich nicht absondern lasse. Eine solche religiöse

Weihe muß die Erinnerung heiligen und mehr oder weniger ausdrücklich wird sie in der festlichen Anordnung herausgehoben werden. Dann aber auch von der andern Seite um die Erinnerung an das gefeierte Ereigniß zu erhalten und zu beleben, wird die schöne Kunst hinzutreten müssen, welche die Sage oder Geschichte im Munde des Volkes ausschmückt und mit mehr oder weniger Beiwerk der Phantasie vergegenwärtigt. Oft sind es auch Spiele, Wettkämpfe und Proben irgend einer ausgezeichneten Fertigkeit, welche zur Belebung der Festlichkeit dienen oder sogar den Mittelpunkt der Feier bilden und die Menge zu ihr heranziehen; aber theils tragen sie selbst einen künstlerischen Charakter an sich, theils begehren sie zu ihrer festlichen Haltung Beiwerke der schönen Kunst, wollen durch Musik, durch Tanz, durch ein malerisches Gepränge empfohlen sein, und wo nicht Ausartungen, welche ja in alle menschliche Dinge sich einzumischen pflegen, entschieden daran Antheil haben, da wird der Geschmack der festlich zusammengetretenen Gemeinheit immer in irgend einer Weise dem Schönen sich zuwenden. Genug in diesen großen Darlegungen sind es zwei Interessen, welche die geistige Thätigkeit beleben, das religiöse und das ästhetische.

Aber auch in den kleinern Kreisen der Geselligkeit wird man sie nicht vermissen dürfen, wenn die Geselligkeit nicht leer und schal werden soll, welches freilich um so leichter sich ereignet, je weniger die kleinern Kreise aus einer innern Nothwendigkeit hervorgehn, je mehr sie von zufälligen Beziehungen und beschränkenden Verhältnissen der einzelnen Personen abhängig sind. Je mehr sich aber die Geselligkeit in einem solchen Kreise in sittlicher Gesin-

nung entwickelt, um so mehr werden wir sie durch Religion und schöne Kunst zusammengehalten und belebt finden. Was würde ein solcher Kreis sein ohne das Band der Liebe, welche in ihren Gründen überall zurückweist auf die allgemeine Verwandtschaft aller vernünftigen Wesen in ihrem himmlischen Vater, welche selbst in ihren zartesten Verbindungen die Weihe der Religion unter allen Völkern verlangt hat? Um die Ehe aber und die Familiengemeinschaft herum lagern sich zunächst fast alle die kleinern Kreise der Geselligkeit wie um ihren Mittelpunkt. Aber wo auch die religiöse Heiligung der geselligen Verbindung nicht offenbar ausgesprochen ist, da wird sie nichts desto weniger im Stillen anerkannt und verkündet sich im allgemeinen Wohlwollen, so wie im innigsten Vertrauen und Glauben an die Heiligkeit der Gastfreundschaft, an die Treue und unerschütterliche Gesinnung des Freundes, an die unverbrüchliche Zucht der Sitte. Erst auf einem solchen Grunde religiöser Gemeinschaft sprossen alsdann in freister, ungezwungenster Heiterkeit die Äußerungen der Eigenthümlichkeit hervor, in Scherz und Witz ergeht sich die Phantasie, so wie in gleichmäßiger, weniger abspringender Entwicklung und Darlegung der Gesinnung, der Lebens- und Weltansicht und in allen diesen Äußerungen der Geselligkeit macht sich das künstlerische Element geltend, wenn wir dieses in seiner weitesten Bedeutung, auch in seinen unscheinbarsten Anfängen fassen. Denn nicht allein in den vollendetern Formen, in welchen die Erzeugnisse der schönen Kunst eine selbständige Haltung gewinnen und von andern Entwicklungen des Lebens auf eine entschiedene Weise sich absondern, werden wir

das Künstlerische zu suchen haben, wenn wir es in seinem ganzen Umfange begreifen wollen, sondern wir müssen es auch erkennen in einer jeden Äußerung des geselligen Lebens, an welcher die Phantasie in ihren mannigfaltigsten Gestaltungen Antheil hat. Der flüchtige Blitz des Witzes, die Anmuth der einfachen Schilderung oder Erzählung, die Würde im Ausdruck der Gesinnung, wie sie im geselligen Gespräche heraustreten, über alle diese Gestalten der Rede breitet sich der Reiz der Schönheit aus, gesucht oder ungesucht, und daran schließen sich alsdann auch hervorstechendere Darbringungen der Kunst an, in Gesängen und Tänzen und was sonst noch sich verflechten läßt in die Stimmung des geselligen Kreises, und alles dies wird zu einem Ganzen gewoben, welchem das Streben nach Schönheit nicht wird abgesprochen werden können. Jeder in der geselligen Lust will dem Andern sich gefällig zeigen und das Gefallen gewährt eben nur die Schönheit, welcher Art sie auch sei. Genug wir würden der Geselligkeit ihren Reiz rauben, wenn wir ihr den ästhetischen Gehalt entziehen wollten.

Wenn nun aber die Erfahrung uns zeigt, daß immer im öffentlichen und im Familienleben Religion und schöne Kunst, entweder völlig ausgebildet oder auch in noch wenig entwickelten und kaum ihren Zweck verrathenden Bestrebungen, den Inhalt der Muße gebildet haben, so dürfen wir auch gewiß annehmen, daß dies nicht zufällig geschehen sei, sondern in dem Wesen der Muße, so wie der Religion und der schönen Kunst seinen Grund habe. Diese beiden müssen in einer nahen Verwandtschaft zu jener stehn. Um dies darzuthun werden wir jetzt nur noch die

Natur der Religion und der schönen Kunst mit dem zu vergleichen haben, was früher über das Leben der Muße gesagt worden. Da dieses darauf gerichtet sein soll die ganze Eigenthümlichkeit des Menschen zur Entwicklung zu bringen, so würden wir, sollte unsere Vermuthung richtig sein, auch von jenen beiden anerkennen müssen, daß sie darauf ausgehn das Ganze des Menschen in allen seinen eigenthümlichen Regungen zu umfassen. Daß nun dies wirklich der Fall sei, wird niemanden entgehn, welcher durch ihre Erscheinungen auf ihr Wesen vorzudringen weiß. Denn um zuerst die Religion zu erwähnen, welchem ihrer Freunde könnte es verborgen sein, daß sie den tiefsten Grund unserer Eigenthümlichkeit aufzuregen bestimmt ist? In ihr soll ja eines jeden Gesinnung sich offenbaren; indem er da seinem Schöpfer, dem Grunde seines Seins und seines Lebens, sich zuwendet, soll er die innersten Regungen seiner Seele ihm offen darbringen, nichts sich und seinem Gott verhehlen oder beschönigen, sondern bis in das innerste Mark seines Daseins soll da sein Blick dringen und aus diesem Blicke soll er nun den kräftigsten Antrieb schöpfen von den Schlacken, die seinem Wesen sich angesetzt haben, sich zu reinigen und in verjüngter, zu neuem und schönerem Leben gekräftigter Gestalt das Ziel seines Strebens zu verfolgen. So hat auch eine jede Religion die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Bekenner in Anspruch genommen. In der Religion, zu welcher wir uns als zur Vollendung aller Religionen bekennen, ist es ausdrücklich anerkannt worden, daß sie auf Regungen unseres Herzens oder unseres Gemüths beruht, wenn uns gelehrt wird, daß wir im Glauben unsere Seligkeit

gewinnen sollen, in einem Glauben, den wir nicht als Ergebniß einer wissenschaftlichen Forschung ansehn können, sondern als die Frucht einer kindlichen Liebe, gereift in den eigenthümlichen Erfahrungen und Schickungen unseres ganzen Lebens. Wir betrachten unsere religiöse Gemeinschaft mit Gott als ein Werk seiner Gnade, welche einen jeden von uns in besonderer Weise rührt und ergreift. Und wenn nun auch an jenen Glauben eine Lehre sich anschließt in Erkenntniß und Wissenschaft, so soll sie doch nicht Grundlage des Glaubens sein, sondern der Glaube Grundlage der Lehre, so daß jede Forschung, welche ohne den Glauben geschieht, die religiöse Lehre nicht zu Stande bringen kann. Daher werden wir auch durch die Weise, in welcher an das religiöse Leben die Wissenschaft sich anschließt, nur an unsere frühere Bemerkung erinnert, daß im Leben der Muße die Wissenschaft nicht ausgeschlossen sein soll, weil die volle Eigenthümlichkeit unseres Wesens uns nur dadurch zum Bewußtsein kommen kann, daß wir alles, was für das Allgemeine zu leisten unser Beruf ist, in Übereinstimmung mit unsern eigenthümlichen Bestrebungen erblicken. Aber nicht allein in der vollkommensten, sondern auch in den weniger entwickelten Religionen werden wir finden, daß sie, so weit sie eben nicht Ausartungen sind, auf Weisen unseres Bewußtseins beruhn, welche in einem jeden Einzelnen in eigenthümlicher Richtung sich entwickeln. Die prophetische Anregung, die Begeisterung des religiösen Gemüths, die Liebe und die Scheu vor der göttlichen Gegenwart oder ihren Symbolen, welche die Gläubigen ergreifen, wir würden vergeblich uns bemühn durch irgend einen wissenschaftlichen Beweis

sie hervorzurufen, aus irgend einer sinnlichen Wahrnehmung oder einer Thätigkeit des Verstandes sie herzuleiten, sondern einen jeden ergreifen diese Gefühle, ohne welche keine Religion ist, in einer ihm eigenthümlichen Weise. Es ist etwas Unaussprechliches darin; eine jede Religion hat etwas Mystisches, worunter wir nichts anderes verstehn, als das Eigenthümliche unseres Bewußtseins, welches in den Weisen wissenschaftlicher Mittheilung nicht ausgedrückt werden kann. Wie sollten wir es anders erwarten? In der Religion sucht ja ein jeder seine eigene Beruhigung, seinen Frieden mit Gott, die Gewißheit seiner Seele, daß er auf richtiger Bahn sei zu seinem Heile. Aber wenn er alsdann diese Gewißheit erlangt hat, ja selbst nur von fern die Beseligung ahndet, welche sie gewähren soll, so rühret auch Gott in ihm seine Zunge, seinen Geist, daß er die Gnade verkünde, welcher er gewürdigt worden, oder die Erregungen seines Geistes ausschütte und sich selbst als Beispiel darstelle, in welchen Werken oder Äußerungen es auch sei, als Beispiel, in welchem Gott sich verherrliche. Und hierin sehen wir, wie diese eigenthümliche Bildung, welche die innere Entwicklung in der Muße gewährt, auch sogleich zu einem geselligen Leben ausschlägt. Der Trieb von innen nach außen zu wirken soll im Leben der Muße nicht zurückgehalten werden. Er liegt auch in dem religiösen Bewußtsein, welches nicht gestattet, daß wir für uns allein unser Heil gewinnen wollen, sondern sogleich uns antreibt unser Heil mit dem Heile aller Welt in Verbindung zu finden. Hierin liegt der Grund, weswegen die Religion in die Geselligkeit übergeht und in weiterer Entwicklung die Kirche gründet.

6 *

Noch weniger wird es zweifelhaft sein können, daß in dem ästhetischen Leben die Eigenthümlichkeit herrscht. Von dem Geschmacke am Schönen ist es sprüchwörtlich geworden, daß man über ihn nicht streiten dürfe, welches wir denn freilich nicht in Schutz nehmen möchten, wenn damit gesagt werden sollte, daß über die Bildung des Geschmacks keine allgemeine Grundsätze wissenschaftlich aufgestellt werden könnten. Denn weit davon sind wir entfernt diesen oder irgend einen andern Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung entziehen zu wollen. Auch die eigenthümliche Bildung eines jeden Einzelnen, sein Charakter, wie er sich in Handlungen, in Worten oder andern Zeichen, nicht minder wie er sich in seiner Kunst oder in seinem Wohlgefallen am Schönen ausspricht, müssen wir als einen Gegenstand geschichtlicher Wissenschaft anerkennen und für das Urtheil dieser allgemeine Grundsätze suchen. Also nur so viel Wahrheit dürfen wir jenem Gemeinplatze zugestehn, als er bemerklich macht, daß die Wahl unseres persönlichen Wohlgefallens von persönlicher Neigung abhange, welche wir gewähren lassen müssen, ungefähr wie wir auch in ähnlicher Weise einem jeden seine eigene Wahl für seine Freundschaften, für seine Ehe gestatten. Wir wollen Andern ihren Geschmack in solchen Dingen nicht verkümmern, weil wir in ihnen nicht dieselbe Übereinstimmung des Urtheils, wie in der Wissenschaft suchen können; denn obwohl wir unsern Maßstab für die Beurtheilung ihres Geschmacks nach dem Grade seiner Bildung uns vorbehalten, so müssen wir doch dabei den ganzen Gang ihrer Bildung berücksichtigen und anerkennen, daß sie von demselben auf eine andere

Wahl geführt werden mußten, als auf die, welche uns gestattet sein würde. Über den Geschmack also ist nicht zu streiten in der Art, daß eine allgemeine Satzung festgestellt werden könnte, nach welcher alle in gleicher Weise sich zu entscheiden hätten, sondern ein jeder hat da sein eigenes Gesetz, nach welchem er sich entscheiden soll, und dieses müssen wir erst erforschen, d. h. in seinen Geist und Charakter müssen wir uns versetzen, ehe wir unser Urtheil über seinen Geschmack abschließen können. Gehen wir nun auch weiter in die Thätigkeiten ein, aus welchen die Werke der schönen Kunst sich erzeugen, so werden wir dieselben doch viel zu sehr versetzt finden mit dem Geschmack, als daß wir glauben könnten, sie würden sich nach einem für alle Menschen in gleicher Weise gültigen und anwendbaren Gesetze regeln lassen. Wie oft ist darüber geklagt worden, daß ein regelrechtes Verfahren des Künstlers doch nicht zur Schönheit seiner Werke führe. Werke gehen daraus hervor, welche zwar nirgends ärgerlichen Anstoß geben, aber auch nirgends anziehen, weder kalt, noch warm machen. So wie uns auch im geselligen Leben Menschen begegnen, die zwar jede Regel des Anstands beobachten, keine Sitte, kein Gefühl verletzen, aber dennoch eben so wenig uns zu rühren im Stande sind. Wir finden bei ihnen zwar ein geschicktes Ablauschen der Art, wie Andere verfahren, aber nicht den frischen Quell eigenthümlicher Kraft, aus welcher das eigene Leben hervordringt; wir vermissen da die schöpferische Phantasie, welche ein belebtes und belebendes Ganzes bildet; es fehlt da die Originalität, die Ursprünglichkeit der geistigen Auffassung und Verarbeitung,

welche wir schauen möchten in jedem Menschen und in jedem seiner Werke. Warum sollten wir ihn auch zu einem Gegenstande wohlgefälliger Betrachtung machen, wenn wir in ihm nichts anderes fänden, als was wir schon in tausend andern Menschen fanden? Ohne eine solche Originalität darf kein Mensch und kein Kunstwerk sein, welches unsern Geschmack anziehen soll. Und wenn wir die Phantasie als die Quelle des künstlerischen Hervorbringens ansehn, so wollen wir zwar nicht, daß sie ungebildet und ungezügelt in wilden Ergüssen sich ausströme, sondern wir verlangen, daß sie geleitet und geordnet werde; fragen wir aber, was sie unter ihre Zucht nehmen dürfe, so wollen wir ihren Freunden gern ihr Recht zugestehn, wenn sie über die Anmaßungen der Geschmackslehren sich beklagen, welche die muthwillig wuchernden Sprossen der Phantasie unter eine beschneidende allgemeingültige Regel bringen wollen. Nicht durch die Lehre also soll die Phantasie geregelt werden, aber doch durch den Geschmack, durch den Geschmack des Künstlers selbst, welcher nach seiner Eigenthümlichkeit sich bildet und das besonnene Maß in die Wahl der Gegenstände bringt, welche die Phantasie zusammenstellt. Keine Phantasie soll geschmacklos verfahren. Ihre Lebhaftigkeit, ihre Fülle bedingen nicht allein das Schöne; sondern das ist nur eine kränkelnde Lebhaftigkeit, welche vom ersten besten Einfalle sich bewegen läßt, das ist eine verderbliche Fülle, welche alles im Augenblick Herbeiströmende aufnimmt. Der Künstler soll durch seinen Geschmack Lebhaftigkeit und Fülle der Phantasie beherschen; durch ihn soll er unter allen andringenden Bildern diejenigen auswählen, welche seiner

Eigenthümlichkeit passen und dem Gange gemäß sind, den so eben seine Entwicklung in der Betrachtung eines Gegenstandes eingeschlagen hat. Was wir unter Thätigkeit der Phantasie verstehn, läßt sich überhaupt gar nicht ohne Eigenthümlichkeit denken. Sie wird schöpferisch genannt, nicht weil sie in allen ihren Elementen neue Bilder hervorbringt, sondern weil sie die Elemente unseres Vorstellens und Denkens, welche wir schon früher in der Erscheinung und im Nachdenken über die Erscheinung, aber in andern Verbindungen gefunden haben, trennend und verknüpfend in neuen Verbindungen zu einem anschaulichen Bilde uns zusammenstellt; hierin verfährt sie in einer ähnlichen Weise wie unser Verstand, welcher auch im Unterscheiden und im Verbinden seine Thätigkeit hat; aber beide gehn darin wesentlich von einander ab, daß der Verstand nach einem allgemeingültigen Gesetze auseinanderlegt und zusammensetzt, während die Phantasie in einem jeden auf eine andere Weise scheidet und verbindet seiner Eigenthümlichkeit gemäß, diese in völliger Freiheit gewähren lassend. Für unsern Verstand haben wir alle dieselbe, in den Gestaltungen unserer Phantasie schaffen wir uns jeder eine eigene Welt. Die Freiheit der schöpferischen Phantasie ist darum nicht Willkür, sie hat vielmehr ihr Gesetz; aber das Gesetz, nach welchem sie bildet, findet sie nur in dem Charakter des Einzelnen, welcher in den Spielen seiner Phantasie nicht mit sich selbst sich entzweien, sondern seine Übereinstimmung mit sich selbst zum Bewußtsein bringen will.

Auch von diesen Entwicklungen des ästhetischen Lebens haben wir übrigens anzuerkennen, daß sie eben so wie

früher von dem religiösen Leben anerkannt wurde, das Wissenschaftliche nicht ausschließen. Von den Erzeugnissen der schönen Kunst dürfen wir mit Recht erwarten, daß wenn sie irgend einem Gegenstande sich zuwenden, sie diesen auch in einer Weise uns vorführen werden, welche seiner Natur entspricht, und es ist deswegen auch für die höchste Aufgabe der Kunst gehalten worden, daß sie ihren Gegenstand, wie man sich ausdrückt, charakteristisch behandele oder zu einer objectiven Anschauung bringe. Dies ist die künstlerische Wahrheit, welche uns mitten in die Sache versetzen soll, von welcher mau zuweilen als das Höchste verlangt hat, daß sie bis zur Illusion gehe, d. h. uns so täusche, daß wir das künstlerische Bild von der Wahrheit des Gegenstandes kaum zu unterscheiden vermögen. Allein diese künstlerische Wahrheit ist doch von der wissenschaftlichen noch merklich unterschieden. Selbst wenn die schöne Kunst zu der Nachbildung eines wirklichen Gegenstandes verwandt werden sollte, wird sie nicht darauf ausgehn nur eine Abbildung zu liefern, wie sie zu wissenschaftlichen Zwecken verlangt wird, sondern wählerisch wird sie das hervorziehen, was die Phantasie reizt und den Geschmack für das Schöne befriedigt, und man wird leicht bemerken können, daß verschiedene Künstler in der Darstellung desselben Gegenstandes doch ein ganz Verschiedenes liefern. Es ist eben, daß derselbe Gegenstand durch eine verschiedene Phantasie hindurchgehend auch anders sich darstellt. Dies würden wir an der wissenschaftlichen Darstellung als einen Fehler oder als eine Unvollkommenheit tadeln können, aber nicht an der künstlerischen. In jener soll sich der Gegenstand allein zeigen, nackt wie er ist; in

dieser dagegen soll auch die Auffassung des Künstlers das Recht haben sich geltend zu machen. Wenn wir daher von der schönen Kunst Wahrheit verlangen, so ist dies nur, daß gefordert wird, ein jeder Künstler, welcher einen Gegenstand ergreift, müsse auch mit demselben sich bekannt gemacht, seine Natur, sein eigenthümliches Leben und Wesen erforscht haben und, soweit es für seine Darstellung verlangt werden kann, in die wissenschaftliche Erkenntniß desselben eingedrungen sein. Aber diese muß alsdann auch mit seiner Eigenthümlichkeit sich verschmolzen haben, und je mehr dies geschehen ist, um so kunstmäßiger wird auch seine Darstellung werden können. Es ist also hier nur dasselbe, was wir schon mehrmals bemerkt haben, daß nemlich das eigenthümliche Leben keinesweges das Allgemeingültige ausschließt, sondern es möglichst in sich verarbeitet und ihm nur eine besondere Beziehung zu der Eigenthümlichkeit des Lebenden giebt, wodurch es dann in ein besonderes Interesse tritt und das Allgemeingültige in dem Lichte des Einzelnen abspiegelt.

Von der schönen Kunst und von der Liebe des Kunstfreundes zu ihr wird wohl nicht bezweifelt werden können, daß sie dem geselligen Leben sich zuwenden, denn unter dem Künstler und dem Kunstfreunde ist eine beständige freie Gemeinschaft. Aber wenn wir nun das Leben der Muße in zwei verschiedenen Weisen gesellig sich ergehend finden, in der Kirche und in der schönen Kunst, so müssen wir wohl fragen, wie es komme, daß es, obgleich dazu bestimmt das volle Bewußtsein unserer Eigenthümlichkeit zu entwickeln und dieses Bewußtsein auch Andern zu äußern, also auf einen und denselben Zweck hinarbeitend

doch in zwei Bestrebungen zerfalle, welche sich sogleich auch dem flüchtigsten Überblick als verschieden und von einander abweichend zu erkennen geben. Zwar wird man die Verwandtschaft derselben bei näherer Betrachtung nicht verkennen; denn auch in ihren Erscheinungen stellt es sich heraus, daß die Kirche in allen Zeiten die Kunst aufgeboten hat, um eine Darstellung des in ihr waltenden Bewußtseins und dadurch eine Gemeinschaft des religiösen Lebens zu vermitteln, und daß auch von der andern Seite die Kunst gern sich angeschlossen hat an die religiöse Sage und Überlieferung, in ihnen willkommene Gegenstände ihrer Darstellung findend, so daß fast immer das Schönste und Erhabenste, was sie geleistet, auch eine religiöse Bedeutung an sich trug. Allein wenn auch hierin Punkte sich zeigen sollten, in welchen beide einander berühren und eine allgemeine Übereinstimmung ihres Wesens sich ahnden läßt, so werden doch auch nicht weniger andere Punkte sich bemerklich machen, in welchen sie auseinandergehn und jede von ihnen ein verschiedenes Gebiet vernünftiger Entwicklung für sich in Anspruch nimmt. Giebt es nicht eine Kunst, welche das Religiöse nicht im Entferntesten sich zum Zweck macht, welche vielmehr ganz dem Weltlichen sich zuwendet? Wir meinen nicht jene leichtsinnige, frivole Kunst, welche wohl nur als eine Ausartung zu betrachten und deswegen aus dem Gebiet der wahren Kunst zu verweisen sein dürfte, sondern die Kunst, welche in unschuldigen Spielen sich ergeht und leicht dahinflatternd nur die äußere Oberfläche der Gegenstände berührt ohne in die Tiefe des Gemüths einzudringen, in welcher die Religion ihre Wohnung und Herrschaft hat. Ein solches unschuldiges Spiel werden wir

der schönen Kunst wohl nicht versagen können ohne sie wider ihre Natur zu beschränken. Und von der andern Seite bei allen Religionen und in einer jeden kirchlichen Gemeinschaft dürften sich wohl Symbole und symbolische Handlungen vorfinden, in welchen das Schöne und das künstlerische Element fast ganz verschwindet und die dennoch von der Religion am höchsten geachtet werden. Wenn aber an die Religion eine Lehre sich anschließt, so tritt auch diese auf eine Weise in ihr hervor, welche der Weise der schönen Kunst durchaus fremd ist, indem dieser die rein lehrende Haltung immer als etwas Frostiges erscheint, und wenn wir nun bemerken, daß der Gebrauch, welchen die Religion von der schönen Kunst macht, fast immer etwas Erinnerndes oder Ermahnendes, also etwas Lehrendes an sich trägt, wie in den Darstellungen der heiligen Geschichte, ja selbst im religiösen Gesange und der religiösen Rede am entschiedensten heraustritt, so werden wir auch besorgen müssen, daß selbst wenn die kirchliche Geselligkeit der schönen Kunst sich bedient, dies nicht völlig in dem Sinne der schönen Kunst geschieht, sondern diesem etwas Fremdartiges unterschiebt. Daher wird man auch anstehn müssen, wenn die schöne Kunst in Sachen der Kirche angewendet werden soll, dabei dem Künstler ganz freies Spiel zu gestatten; er muß vielmehr angehalten werden den Bedingungen sich zu fügen, welche die Bedürfnisse der kirchlichen Gesellschaft ihm auflegen, sonst würde man sagen müssen, daß es nur ein Zufall sein könnte, wenn die Ergüsse des künstlerischen Geistes ganz mit den Zwecken der Kirche übereinstimmten. Alle diese Betrachtungen werden uns davon überzeugen, daß religiöse

und künstlerische Geselligkeit zwar Berührungspunkte mit einander haben, welche in ihrem gemeinsamen Zwecke liegen die Menschen unter einander in ihrem eigenthümlichen Leben zu einem geselligen Vereine zu versammeln, daß sie aber doch in den Mitteln, welche sie dazu gebrauchen, und in der Bildung, welche sie in diesem Vereine entwickeln sollen, nicht unbedeutend sich von einander entfernen.

Was wir bisher dafür angeführt haben, war aus der Beobachtung entnommen; wir müssen aber auch den Grund dieser Erscheinungen uns zu entwickeln suchen. Dabei können wir nun nicht umhin auf einen allgemeinen Gegensatz zu verweisen, welcher in dem ganzen Gange unserer Bildung in den wichtigsten Unterschieden sich bemerklich macht und unserem Wesen gemäß in entgegengesetzte Richtungen uns verflechten muß. Wir müssen durch eine Reihe von Lebensacten den Zweck verfolgen, für welchen wir in der Welt sind. Unser Wesen entwickelt sich uns in solcher Weise in einer Mannigfaltigkeit von Thätigkeiten, welche bedingt sind durch unsere Verbindung mit der Außenwelt, indem sie sich äußern und dadurch mit den Thätigkeiten anderer Dinge sich mischen. Da scheint die Thätigkeit des einen Dinges an der Thätigkeit des andern; unsere eigene Thätigkeit tritt in ihrer Äußerung nicht rein heraus, sondern nur in der Vermischung mit den Thätigkeiten der Außenwelt, indem diese und jene wechselseitig an einander scheinen. Dies ist die Natur der Erscheinung. In einer Mannigfaltigkeit solcher Erscheinungen kommen wir uns und Andern zum Bewußtsein, so wie auch Andere in derselben Weise sich und uns zum

Bewußtsein kommen. Allein sollen wir uns zum Bewußtsein kommen in diesen Erscheinungen, so dürfen dieselben nicht allein als Mannigfaltigkeit sich uns darstellen, sondern sie müssen zusammengenommen werden zu einer Einheit, zu der Einheit unseres Ich. Die verschiedenen Thätigkeiten, welche in der Mannigfaltigkeit unserer Erscheinung uns selbst zugeschrieben werden dürfen, müssen alle zurückgeführt werden auf die Eigenthümlichkeit unseres Wesens, welche wir unsern Charakter nennen, und in derselben Weise haben wir auch zu verfahren, wenn wir in den Erscheinungen anderer Dinge zum Bewußtsein ihres Wesens gelangen wollen. So stellt sich uns der Gegensatz zwischen Mannigfaltigkeit und Einheit in dem Verlaufe unseres ganzen Bewußtseins dar. Er wird im wissenschaftlichen Bewußtsein dadurch bezeichnet, daß man auf der einen Seite den Scharfsinn aufzubieten hat, um die Unterschiede zu finden, welche in der Mannigfaltigkeit der Lebensacte heraustreten, auf der andern Seite aber den Tiefsinn aufzurufen, um die Einheit zu ergründen, aus welcher die Mannigfaltigkeit als aus ihrem Grunde hervorgeht. Und wenn wir außer dem allgemeingültigen oder wissenschaftlichen noch ein eigenthümliches Bewußtsein anzuerkennen haben, so wird auch in diesem Gebiete etwas Ähnliches gefordert werden müssen. Dabei werden wir nun freilich von der Forderung nicht abgehen dürfen, daß die beiden Richtungen, welche wir in unserem Bewußtsein nachgewiesen haben, auf das innigste mit einander sich verbinden sollen, um das Geschäft, welchem sie vorstehen, zweckmäßig zu verwalten. Nur wenn das Wesen eines Dinges in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner

Erscheinungen und Thätigkeiten sich uns offenbart hat, wenn unser Scharfsinn eingedrungen ist in alle Verschiedenheiten der Äußerungen dieses Wesens, werden wir hoffen dürfen eine vollständige Einsicht in dasselbe gewonnen zu haben. Und auch von der andern Seite, wenn wir nicht sagen können, daß alle diese Verschiedenheiten zu ihrem Gesammtergebniß die Einsicht gebracht haben, welche uns die Einheit des Wesens als übereinstimmend mit allen seinen einzelnen Thätigkeiten darstellt, daß also unser Tiefsinn nicht zur Vereinigung aller Gegensätze in dem Umfange seines Begriffs gelangt ist, werden wir auch unser Geschäft in der Erkenntniß nicht für beendigt ansehn können. Allein wenn auch hieraus mit Recht gefolgert werden kann, daß wir beide Richtungen nicht von einander absondern, sondern so viel als möglich mit einander vereinigen sollen, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß eine völlige Durchdringung derselben, in welcher keine von ihnen das Übergewicht über die andere hätte, uns nicht gelingen will; vielmehr werden wir verschiedene Gebiete unseres Bewußtseins von einander unterscheiden müssen, von welchen das eine vorherrschend der Richtung nach der Mannigfaltigkeit, das andere ebenso nach der Einheit sich zuwendet. Im wissenschaftlichen Bewußtsein scheiden sich so das empirische Wissen und das philosophische, die zwar in der Meinung des allgemeinwissenschaftlichen Lebens gegenseitig sich zu durchdringen streben, aber doch eben nur in einer Meinung, d. h. in einer schwankenden Gestalt zur Vereinigung mit einander gelangen. Daß dem so sein müsse, so lange wir leben, läßt sich aus der Natur der vernünftigen Entwicklung

nachweisen. Denn wenn wir in der Mannigfaltigkeit des Lebens die Einheit des Wesens zu begreifen suchen, so versteht sich, daß diese eben nur in der Vollendung, in dem Ganzen aller Lebensthätigkeiten vollständig heraustreten könne; so lange wir also noch in der Entwicklung des Lebens sind, kann sie nicht vollständig herausgetreten sein; es giebt da noch etwas Zukünftiges, welches wir als ein solches nicht gegenwärtig in unserem Bewußtsein haben können. Mithin ist nothwendig in dem Flusse unseres Lebens eine unausgleichbare Verschiedenheit zwischen der Einheit und der Mannigfaltigkeit gesetzt und das Bestreben beide mit einander zu völliger Gleichheit zu bringen äußert sich eben nur als Grund der weitern Fortschritte des Lebens, in welchen zwar die Verschiedenheit beider theilweise ausgeglichen wird, aber auch theilweise von Neuem hervortritt. Dazu kommt, daß ja auch das Leben eines jeden Einzelnen und mit ihm sein Wesen nur im Zusammenhange mit der ganzen Welt zum Bewußtsein gebracht werden kann. Da haben wir also eine in der That unübersehbare Aufgabe vor uns, welche immer nur annäherungsweise gelöst werden kann und nach entgegengesetzten Richtungen verläuft. Wir müssen in unserem Bewußtsein vorzudringen suchen auf den einheitlichen Grund aller Erscheinungen der Welt, welche, so wie sie in ununterbrochenem Zusammenhange sich uns zeigen, so auch alle zusammengenommen ihre Erklärung aus einem Grunde verlangen. Diesen Grund müssen wir uns daher auch als weit hinausgreifend über alle Grenzen der anschaulich vor uns liegenden Mannigfaltigkeit denken. Je mehr wir nun aber befürchten müssen durch die Weite des Blicks,

welcher sich hiermit uns eröffnet, in das Unbestimmte gleichsam zu verfliegen, um so mehr werden wir uns dadurch auch wieder gedrungen sehen festzuhalten an der Wirklichkeit der Erscheinungen und des Lebens, welches vor unsern Augen liegt und die Grundlage aller unserer bestimmten Thätigkeiten bildet. Da werden wir sondernd einzudringen haben in die Mannigfaltigkeit, ein jedes Moment derselben so bestimmt als möglich uns darstellend, zwar nicht ohne nach der Bedeutung eines jeden Einzelnen in dem tiefsten Grunde seiner Wahrheit zu forschen, aber doch immer genöthigt anzuerkennen, daß alles, was in solcher Weise uns vorliegt, keinesweges geeignet ist das volle Wesen der zum Grunde liegenden Wahrheit uns zum Bewußtsein zu bringen.

Die Anwendung hiervon auf unsere besondere Untersuchung wird nicht überraschen. Wenn wir der tiefsinnigen wissenschaftlichen Forschung nach der Einheit des Grundes in dem Gebiete des eigenthümlichen Bewußtseins etwas Entsprechendes zur Seite setzen sollen, so wird niemand bezweifeln, daß dies die Religion sein müsse. Nennen wir das eigenthümliche Bewußtsein das Gefühl, so wird man nirgends mit größerem Rechte die Tiefe des Gefühls suchen können, als in den Regungen unseres Gemüths, welche unser ganzes Inneres umkehren, von der Zerstreuung des Weltlichen zu der Quelle unseres Heils, zu Gott, uns sammeln, zurückführen und in dem beseligenden Bewußtsein einer Gemeinschaft mit ihm den gestörten Frieden unseres Herzens uns wiedergeben. Dieser Gott, welchen wir verehren, ist eben als einheitlicher Grund aller Erscheinungen zu erkennen, und einer Gemein-

schaft mit ihm können wir uns nur bewußt sein, wenn wir in den Regungen unseres Gemüths gewahr werden, wie sie auf ihn zurückgehn, in seinem heiligen Willen ihren Grund haben, in diesem Willen, welcher alles mit allem zu einer vollkommenen Übereinstimmung und Einheit verbindet. Selbst wenn in vielgötterischen Religionen ein solcher einheitliche Grund aller weltlichen Dinge nicht anerkannt wird, darf doch in den Gefühlen, welche sich ihnen anschließen, so weit sie wirklich religiösen Gehalt haben, die tiefste Erregung des Gemüths nicht vermißt werden, und wenn man alsdann einer der Gottheiten seinen Glauben zuwendet, so kann man ihr wahrhaft vertrauen in der That nur unter der Bedingung, daß man eine unbeschränkte Macht ihr beilegt und sie gleichsam als die Vertreterin des höchsten und letzten Grundes aller Dinge verehrt. Von der andern Seite aber, wenn wir eine Art des Gefühls suchen sollen, welche an die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf eine ähnliche Weise sich anschließt, wie in dem Gebiete der Wissenschaft der Scharfsinn, so dürften wir auch wohl nichts finden, was dem mehr entspräche, als das ästhetische Bewußtsein. Ueberall schließt es an Erscheinungen sich an und wir dürfen es wohl das feine und zarte Gefühl nennen, welches in fast unmerkliche Verschiedenheiten des anschaulich Vorliegenden eingeht und in allen Beziehungen das Übereinstimmende oder Misstimmende unter den Elementen der Erscheinung aufzufinden weiß und hierin bis auf die kleinsten Fasern des Gegebenen eindringt. Gehen wir nur einigermaßen in die Thätigkeiten des ästhetischen Gefühls ein, so werden uns überall Beispiele beweisen, wie das

Schöne nur in einer Verknüpfung von Erscheinungen gefunden wird, welche bis auf das Kleinste herunter ein Ganzes zu bilden streben, und daß wo ein solches nicht stattfindet, unser Schönheitssinn sich beleidigt fühlt. Darin zeigt sich der gebildete, feine Geschmack, daß er von der zartesten Regsamkeit ist für das Passende und Unpassende in der Zusammensetzung des Einzelnen zu einem Ganzen, welches sich sinnlich überschauen läßt; darin hat auch die Phantasie, welche vom Geschmacke nicht getrennt werden kann, ihr Geschäft, daß sie Elemente der Erscheinung sondert und verbindet, alles bis auf das Kleinste herunter zu einem Gesammtbilde zusammenstellend. Die vereinigende Thätigkeit wird hierbei natürlich nicht fehlen dürfen, so wie sie ja ebenfalls einer jeden Bethätigung des Scharfsinns zur Seite gehen muß; aber in ganz anderer Weise wird sie im ästhetischen Gefühle wirksam sein, in ganz anderer im religiösen. In diesem geht sie auf eine Einheit, welche weder sichtbar ist, noch überhaupt sinnlich wahrnehmbar, auf etwas durchaus Überschwengliches; durch keine Wirklichkeit, welche uns anschaulich ausgedrückt werden könnte, ist sie zu erschöpfen, vielmehr soll sie Vergangenheit und Gegenwart mit der Zukunft zusammenfassen und so das Ewige bezeichnen, weswegen auch jede Religion mit Prophezeiungen und Verheißungen zu thun hat. Sollte man den Versuch machen wollen die göttliche Einheit, deren Bewußtsein die Religion nothwendig in sich schließt, anschaulich sich darzustellen, so würde man eben damit in das künstlerische Gebiet hinüberstreifen. In dem ästhetischen Gefühle nemlich ist die Einheit, welche man in dem Kunstwerke und in einer jeden schönen Zu-

sammensetzung finden kann, durchaus eine anschauliche, mag sie nun durch Worte, welche Sachen bezeichnen und unserer Einbildungskraft vergegenwärtigen, ausgedrückt oder mag unmittelbar die Sache oder ein Bild derselben uns vorgeführt werden. Da kommen wir von der Forderung nicht los, daß die Schönheit uns gezeigt werde in einem abgeschlossenen Ganzen, welches alle seine Elemente aus vorhergegangener Anschauung eines Wirklichen entnommen hat. Sie muß eine bestimmte Gestalt, bestimmte Umrisse, bestimmte Ausdehnung und Größe haben, ein bestimmter Charakter im Ganzen und Einzelnen muß sich uns darin bedeutsam ausdrücken und gänzlich über die Grenze der Schönheit hinaus geht ein jedes, was in eine unergründliche, durch keine bestimmte Anschauung auszudrückende Ferne deutet. Vom Überschwenglichen muß die Kunst sich lossagen, während die Religion eben darin ihr Wesen hat. So nimmt das ästhetische Gefühl auch in der Richtung auf die Einheit, welche es nicht vernachlässigen darf, doch eine ganz andere Wendung als die Religion und es wird demnach nicht verkannt werden können, daß diese beiden, wenn gleich nahe mit einander verwandt, weil sie ihre Gemeinschaft im Gefühl und im Leben der Muße haben, doch in bezeichneter Weise von einander merklich sich absondern und die entgegengesetztesten Richtungen der Gefühlsweise darstellen.

Wenn wir jedoch hiermit das Verhältniß zwischen dem religiösen und dem ästhetischen Leben schon hinlänglich bezeichnet zu haben glauben sollten, so würden wir dem Vorwurfe uns aussetzen ein wesentliches Moment zu vernachlässigen, welches hervorzuheben den Freunden der Re-

ligion besonders am Herzen zu liegen pflegt. Zwar werden sie wohl zugestehn, daß die Religion in allen ihren Regungen dem überschwenglichen Grunde alles Daseins sich zuwendet und damit hinausdeutet in eine Zukunft, in welcher dieser Grund erst völlig uns offenbar und die Verheißungen unserer Religion erfüllt werden sollen, allein daß dadurch das religiöse Bewußtsein von der Wirklichkeit sich entferne, mehr sogar als das ästhetische Bewußtsein, dies zuzugeben dürften sie Anstand nehmen. Doch möchten wir sie bitten uns nicht etwa darauf verweisen zu wollen, daß der Gott, welchen wir verehren, doch in der That die höchste Wirklichkeit sei, das aber, was im ästhetischen Leben Liebe und Verehrung erfährt, nur Schein und Schaum, Ausgeburten einer träumerischen Phantasie, eine Schönheit, welche ein jeder anders sehe. Denn wenn auf der einen Seite von der höchsten Wirklichkeit, d. h. von der Steigerung eines Begriffs die Rede ist, welcher keine Steigerung zu vertragen scheint, auf der andern Seite aber die Wirklichkeit dessen in Zweifel gezogen wird, was das ästhetische Leben erfüllen soll, so möchten schon die Ausdrücke verrathen, wie nahe hier die Gefahr liege durch Worte sich täuschen zu lassen. Die höchste Wirklichkeit Gottes ist ja wohl eine solche, welche gar nicht irgend einer Möglichkeit oder auch Nothwendigkeit Gottes entgegengesetzt werden kann und in welcher also der Gegensatz verschwindet, den wir früher bei unsern Untersuchungen zwischen der werdenden Mannigfaltigkeit und der wesentlichen Einheit setzten. Von einer solchen Wirklichkeit reden wir daher hier nicht, müssen vielmehr bezweifeln, ob sie ohne bildliche Ungleichheit und mit vollem

Recht Wirklichkeit genannt werden könne; sondern unsere Rede ist von der Wirklichkeit, welche im Werden sich erzeugt hat oder sich noch erzeugen soll, und in diesem Sinne des Wortes wird es uns nicht zweifelhaft sein können, daß wenn die Religion das Heil unserer Seele sucht, dies ihr eine Beziehung auf etwas noch nicht Wirkliches giebt. Und wenn man im ästhetischen Leben einen leeren Schein der Phantasie finden will, um ihm dadurch einen wirklichen Gegenstand seiner Beschäftigung abzusprechen, so bitten wir auch hierbei zu bemerken, daß in diesem Einwurfe der Begriff der Wirklichkeit nicht in dem geeignetsten Sinne genommen werde. Denn wie träumerisch auch unsere Phantasien sein mögen oder wie persönlich gefaßt die Schönheit, welche wir finden, so sind sie doch wirklich in unserer Seele und nur in der Außenwelt mögen unsere Phantasien noch nicht sich verwirklicht haben oder mit der Wirklichkeit außer uns mögen sie nicht übereinstimmen und unsere Auffassung des Schönen mag vor Andern sich nicht rechtfertigen lassen. Darauf aber kommt es eben nicht an; wir fassen den Begriff der Wirklichkeit nicht in einem so engen Sinne, daß wir ihm sein Gebiet nur in der Außenwelt anweisen, oder daß wir einem Urtheile Wirklichkeit absprechen sollten, in welchem wir nicht mit allen außer uns übereinstimmen. Demnach möchte von dieser Seite nichts weiter hinzuzusetzen sein zu dem vorher Gesagten, als daß die wirkliche Mannigfaltigkeit und die nicht wirkliche Einheit, von welcher wir reden um den Unterschied zwischen dem ästhetischen und dem religiösen Leben zu bezeichnen, nicht in der Außenwelt allein zu suchen sind, aber auch nicht in einem Gebiete über

der Welt, in welchem Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit gar nicht auseinandertreten. Das ästhetische Leben hat es mit Wirklichkeiten zu thun, welche schon abgeschlossen vorhanden sind in dieser Welt, sei es in der Phantasie oder in dem Kunstwerke; die Religion dagegen richtet sich auf zukünftige Dinge, welche in dieser Welt erst wirklich werden sollen, indem für uns und in unserem Bewußtsein nur allmälig zur Wirklichkeit kommt, was von Ewigkeit war, ist und sein wird.

Allein wenn auch diese Einwürfe nichts bedeuten sollten, so machen sie doch auf einen Umstand aufmerksam, welchen wir bei Untersuchung über das Verhältniß zwischen Religion und ästhetischem Leben nicht übersehn dürfen. Wenn man den Begriff der Wirklichkeit in dem beschränkten Sinn nimmt, welchen wir vorher bemerkten, so daß sie nur die äußere Wirklichkeit der Dinge bezeichnet, so werden wir freilich gestehn müssen, daß alle Entwicklungen des ästhetischen Lebens damit weit weniger zu thun haben, als das religiöse Leben. Dem gewerbthätigen Manne, dem Freunde des Nützlichen, welcher mit der äußern Wirklichkeit zu thun hat, kann daher sehr leicht das ästhetische Leben als ein Leben im Schein und Schaum, als entblößt von allem dem erscheinen, was von uns als Bürgern einer im Kampfe mit der Natur begriffenen Gesellschaft zu erwarten und zu fordern ist. Sollte er aber von diesen Betrachtungen auf die Untersuchung des religiösen Lebens übergehn, so wird er über dasselbe gewiß bei weitem schwieriger dasselbe Urtheil auszusprechen sich entschließen. Denn wenn auch das religiöse Leben keine besondere Arbeit in der Vertheilung

der Arbeiten übernimmt, welche irgend etwas nützen könnte, so stellt es sich doch offenbar in einen viel weniger schneidenden Gegensatz gegen das arbeitende Leben, als dies mit dem ästhetischen Leben der Fall ist. Dieses zögert nicht alles, was es hervorbringt, für bloße Spiele der Phantasie zu erklären, welche keine andere Wirklichkeit haben oder haben werden, als in der Seele des Künstlers oder des Kunstliebhabers, und wenn es auch nicht selten in das arbeitende Leben mit eingreift und zu den Erzeugnissen desselben einen verschönernden Schmuck hinzubringt, so ist dies doch eher eine Störung, als eine Beförderung, welche dadurch das System der Arbeiten erfährt; denn wenn dieses den nützlichen Werken nachstrebt, so muß es eine jede Bemühung einen solchen überflüssigen Schmuck zu Wege zu bringen nur als eine Zeit- und Kraftverschwendung ansehn. Die Religion dagegen wird weit davon entfernt sein zuzugeben, daß die Weise, in welcher sie die Verhältnisse des Lebens und der Welt uns darstellt, nur auf luftige Phantasien hinauslaufe, vielmehr schließt sie, je vollkommner sie sich entwickelt, um so entschiedener an das Wissenschaftliche sich an, von welchem wir schon gesehn haben, daß es einen Theil des arbeitenden Lebens ausmacht, und wenn sie auch darauf nicht Anspruch machen sollte eine wissenschaftliche Erkenntniß zu gewähren, so wird sie hiervon den Grund doch nur darin suchen, daß die Wissenschaft in unserem gegenwärtigen Zustande nur beschränkt sein könne, indem das Schauen und die reine Einsicht in die zukünftige Vollendung aller Dinge uns nicht gewährt sei; aber die Ahndungen, welche sie über diese und über die Offenbarung des Göttlichen ausspricht,

werden ihr als eben so untrüglich erscheinen, wie die Sätze der Wissenschaft. Wegen dieser ihrer Verwandtschaft mit der Wissenschaft also werden die Freunde des arbeitenden Lebens sie nicht so verächtlich behandeln können, wie sie es wohl dem ästhetischen Leben thun, sondern wenn sie als Gegner der Religion auftreten, so werden sie wenigstens erst Anstalt machen müssen darzuthun, daß die Prophezeiungen und Ahndungen, deren die Religion sich rühmt, nur Ausgeburten eines schwärmerischen Wahns seien. Und selbst diesen Weg einzuschlagen, auch die Richtigkeit ihrer Behauptung vorausgesetzt, dürfte ihnen doch vielleicht bedenklich erscheinen. Denn auch hierin bewährt sich die Verwandtschaft der Religion mit der Wissenschaft, daß sie eben so kräftig und wohl noch kräftiger als diese in die Bearbeitung der Natur und in die Ordnung der arbeitenden Gesellschaft eingreift. Da ermahnt sie einen jeden seinem Berufe mit Gewissenhaftigkeit sich zu widmen, den gesellschaftlichen Pflichten selbst seinen Genuß und seinen Vortheil zu opfern und den Frieden und die Ordnung der menschlichen Gesellschaft als einen heiligen Willen Gottes zu verehren. Sollten nun auch alle diese Ermahnungen aus einem Wahn hervorgehn, so dürften wir ihn wenigstens als einen frommen Wahn achten, und weil nur wenige zu der rechten wissenschaftlichen Einsicht über diese Dinge zu gelangen im Stande sind, würde man sich scheuen müssen einen solchen nützlichen Wahn der Menge zu entreißen, welche auf ihm ihre Tugenden erbaut; also nur dahin etwa würde zu sehen sein, daß nicht schädliche Folgerungen aus ihm gezogen würden. Wie dem nun auch sein möge, auf jeden Fall zeigt sich

doch in diesen Überlegungen, daß die Religion viel genauer mit dem arbeitenden Leben zusammenhängt, als die schöne Kunst. Wer das bezweifeln sollte, dem würden wir rathen nur einmal zu vergleichen, wie der Staat mit den kirchlichen Angelegenheiten beständig zu thun hat, bald friedlich, bald feindlich, wie sorglos er aber meistentheils gegen die schöne Kunst sich verhält, nur nebenbei etwa als Schmuck sie herbeiziehend oder um sich als ein großmüthiger Gönner ausgezeichneter Männer zu zeigen oder auch um sie als Mittel zu fremden Zwecken zu verwenden.

Den Grund dieser Erscheinungen werden wir aber auch alsbald entdecken, wenn wir auf die vorher ausgeführte Verschiedenheit der Religion und des ästhetischen Lebens zurückblicken. Wenn die Religion darauf ausgeht den einheitlichen Grund aller Erscheinungen im eigenthümlichen Bewußtsein darzustellen, so kann sie dabei nicht anders als auf das Äußerste bemüht sein das Ganze unseres Lebens zusammenzufassen, und sie muß daher fordern, daß in allen Bestandtheilen, in allen Entwicklungen unseres Lebens, ja in allen seinen Beziehungen zur Welt dieser einheitliche Grund sich ihr offenbare; wo es aber scheinen könnte, daß derselbe sich verberge, da muß sie dennoch auffordern genauer zuzuschaun und mit größerem Vertrauen einzuwirken, damit auch an solchen Stellen die verborgenen Keime des Göttlichen uns offenbar werden. Da darf sie denn also in keiner Weise gestatten, daß wir in unserem eigenthümlichen Leben uns loslösen von dem Ganzen und von den Pflichten, welche unsere Gemeinschaft mit unserer Art, welche unsere Stellung zur Welt uns auferlegt, und es versteht sich, daß hierin auch noth-

wendig mit eingeschlossen ist ihre Einwirkung auf das arbeitende Leben. Indem sie das Heil des Einzelnen in seinem tiefsten Gemüthe, in dem Gefühle seiner Seligkeit, seiner Versöhnung mit Gott betreibt, weist sie ihn auch ermahnend an die Rolle zu übernehmen, welche in dieser Welt ihm von der göttlichen Vorsehung bestimmt ist, und dadurch in der Gemeinschaft aller Dinge, in welcher er als ein einzelnes Glied lebt und webt, eine göttliche Haushaltung anzuerkennen, welche ihre heiligen und unverletzlichen Wege hat. Dies thätige Eingreifen der Religion in alle Zweige unseres Lebens beruht auf der zusammenhaltenden Kraft der Idee, welche sie belebt, der Idee der Einheit, welche alles beherrscht und nichts lose oder locker läßt. Dies hat der Tiefsinn der Religion mit dem Tiefsinn der philosophischen Wissenschaft gemein. So wie diese alle Erzeugnisse der Wissenschaft unter einen Blick zusammennimmt und sie auch über das eigenthümliche Leben zu verbreiten sucht; so nimmt die Religion alle Erzeugnisse des eigenthümlichen Lebens zusammen und strebt ihre Gesinnung auch allen Zweigen des allgemeinen Lebens einzupflanzen. Anders ist es mit dem Scharfsinn, welcher in den empirischen Wissenschaften vorherrschend sich geltend macht; anders auch mit dem feinen Gefühle, welches im ästhetischen Leben wirkt. So wie die empirischen Wissenschaften in eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Gebieten zerfallen, obgleich sie über das Ganze aller Erscheinungen sich zu verbreiten suchen, so wie sie eben deswegen manches zur Seite fallen lassen müssen, was gleichsam zwischen ihren Grenzfugen liegt, und obgleich sie bemüht sind überall gesetzmäßige Entwicklung zu sehen,

doch sich genöthigt finden mancherlei anzuerkennen, was sie aus ihren Gesetzen nicht zu erklären vermögen, so strengt zwar auch das ästhetische Leben sich an in allem, selbst in der Arbeit, selbst in der Darstellung der Wissenschaft, das Schöne zu finden und geltend zu machen, aber es kann sich doch dem Gesetze nicht entziehen, welches in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit nothwendige Unterschiede unversöhnt und unausgeglichen auseinanderfallen läßt. Wenn freilich die ganze Welt in voller Entfaltung vor uns läge und in unserem eigenthümlichen Bewußtsein sich abspiegelte, welches schönere Schauspiel möchten wir begehren? Aber so ist es nun eben nicht. Wir haben nur ein Stückwerk vor uns liegen, dessen Glieder zum Theil gefällig sich uns ineinanderfügen, zum Theil aber auch das Gefühl einer unbefriedigten Sehnsucht nach Übereinstimmung und schöner Gestaltung uns zurücklassen, und jenen Gliedern wendet sich nun das ästhetische Wohlgefallen zu, von diesen dagegen findet es sich zurückgestoßen und da es nun seinem Begriffe nach gewiesen ist an die Wirklichkeit der Erscheinungen, welche es anschaulich in sich auffassen kann, unbestimmte Ahndungen aber einer tiefern, nicht anschaulich heraustretenden Einigung von sich zurückweisen muß, so kann das Leben und die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinung nur in einer zwiespältigen Gestaltung sich ihm darstellen. Einiges erscheint ihm nothwendig, aber nicht schön; in anderem dagegen wird es das Gesetz des Schönen herrschend finden. Daß nun zu jenem auch das arbeitende Leben seinen meisten Bestandtheilen nach gehören werde, bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung. Der Nothdurft zeigt es sich dienstbar;

der Zweck, welcher es zusammenhält, will nirgends als ein vollendeter heraustreten. Darum zieht das ästhetische Leben von ihm sich zurück und sucht dagegen eine Befriedigung seiner Neigungen in einem Gebiete, welches es mit einzelnen anschaulich herausgetretenen Elementen der Wirklichkeit ausschmückt, sie zu einer gefälligen Harmonie in der Phantasie zusammenstellend. Die Phantasien des ästhetischen Lebens werden nun nicht angesehn als etwas Wirkliches außer uns darstellend nach Weise des wissenschaftlichen Denkens; sie wenden sich auch nicht dem praktischen Leben zu, damit sie in ihm verwirklicht werden, denn dies erscheint zu sehr von beschränkenden Bedingungen abhängig, als daß die freie Phantasie in ihm einen hinlänglich bildbaren Stoff finden sollte; sondern wenn auch der Künstler die ihm vorschwebende Harmonie in der äußern Natur auszudrücken suchen sollte, so ist doch alles, was er so hervorbringt, nur ein Bild, welches im Gegensatz gegen die Wirklichkeit der vorliegenden Natur und des vorliegenden Lebens gedacht werden muß.

In der angegebenen Weise werden wir also zwei Arten des eigenthümlichen Bewußtseins zu unterscheiden haben, dessen Entwicklung wir im sittlichen Leben betreiben sollen, und dem gemäß auch zwei Arten dieses Bewußtseins gesellig zu äußern. Gewiß diese beiden Arten der Geselligkeit unterscheiden sich sehr merklich, die kirchliche, welche die Religion zu einer gemeinschaftlichen Sache macht, und die weltliche, deren Seele das Gefällige und Schöne ist. Über die Verschiedenheit ihrer Erscheinungsweisen noch etwas hinzuzusetzen ist daher wohl unnöthig. Dagegen dürfte noch eine Bemerkung an ihrer Stelle sein, um einem

Misverständnisse zu begegnen, welches wir durch den Gang unserer Untersuchungen fortgezogen nicht genug vermieden zu haben befürchten. Es war allerdings schon früher davon die Rede, daß die Befriedigung unseres Gemüths nicht allein in der Geselligkeit, sondern auch in der Einsamkeit gefunden werden könne, und so werden wir denn auch nicht leugnen dürfen, daß nicht alles, was den ästhetischen oder religiösen Charakter an sich trägt, zum geselligen Leben gehören müsse, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es genommen zu werden pflegt. Doch haben wir auch schon früher bemerkt, daß ein Streben nach Geselligkeit dabei nicht vermißt werden dürfte, so wie die Befriedigung des Gemüths einigermaßen sich vollendet hat. Denn man betrachte nur die Natur unseres gemüthlichen Lebens, möge es nach der ästhetischen oder nach der religiösen Seite sich wenden, ob es nicht, sollte es auch noch ganz im Innern verschlossen sein, dennoch die größeste Ähnlichkeit mit der geselligen Gemeinschaft hat und wohl als eine innere Geselligkeit betrachtet werden könnte. Zum Frieden nemlich mit uns selbst gehört wesentlich die Übereinstimmung der einzelnen Momente, welche in unserem Leben sich entwickelt haben oder noch entwickeln, sofern sie in unserem gegenwärtigen Bewußtsein noch irgend einen Nachklang finden oder finden können; um so tiefer und sicherer wird dieser Friede sein, je völliger alle diese Momente sich unter einander verständigt haben. Ein wechselseitiger Verkehr unter ihnen kann uns nicht ausbleiben, weil sie die Einheit unseres Bewußtseins über uns selbst bilden sollen. Da haben sie nun unter einander gleichsam sich zu besprechen und indem

jedes Moment in seiner eigenthümlichen Bedeutung sich zu behaupten sucht, doch mit einander sich auszugleichen, ihres Widerstreits oder ihrer Übereinstimmung sich bewußt zu werden. Dies kann man nun wohl einen Umgang mit sich, einen geselligen Verkehr in seinem Innern nennen. Es giebt in diesem Verhältnisse der einzelnen Momente unseres Bewußtseins unter einander größere und geringere Grade der Vertrautheit, wie im geselligen Leben; ein Moment zieht das andere an und stößt das dritte von sich ab; alle wirken auf einander ihrer Eigenthümlichkeit nach ein, suchen sich in derselben zu behaupten und doch auch von der fremden Eigenthümlichkeit in sich aufzunehmen. Dies giebt nun die mannigfaltigsten Verhältnisse der einzelnen Lebensthätigkeiten unter einander und erst durch die Beruhigung aller dieser Verhältnisse unter einander gewinnt der Mensch seinen Frieden in sich selbst. So lange er in Widerstreit mit sich selbst, im Innern zerrissen, d. h. im Kampfe seiner einzelnen Lebensthätigkeiten unter einander lebt, flieht er auch den Umgang mit sich selbst, oder da er doch seinem eigenen Bewußtsein nicht entgehen kann, so scheuen sich vielmehr, dies ist der Sinn jener Redensart, die einzelnen Gedanken und Bewegungen seiner Seele sich unter einander zu verständigen und ein scharf ausgeprägtes Bild seines Innern in seiner Gesammtheit heraustreten zu lassen, sondern immer nur im Einzelnen und mit einander zerfallen jagen sie sich in unstäter Flucht und ziehen sich vor einander gleichsam in die Einsamkeit zurück. Da ist der geringste Grad der Geselligkeit mit sich selbst, der innern Geselligkeit vorhanden. Offenbar aber geht die Religion darauf aus diesen

Zustand der innern Zerrissenheit aufzuheben und den Menschen mit sich selbst zu befreunden, und dasselbe werden wir auch vom ästhetischen Leben sagen müssen, wenn auch in einer andern Richtung. Aus einem zerrissenen Gemüth geht es nicht hervor; unter den Bildern der Einbildungskraft sucht es vielmehr Einklang und ein Zusammenstimmen der einzelnen Punkte des Bewußtseins, welche dem Menschen sich eröffnet haben. Diese innere Geselligkeit ist nun aber die Geselligkeit im kleinsten Kreise, nur im Innern der Seele verschlossen; es ist natürlich, daß sie diesen engsten Kreis nicht verlassend, aber erweiternd auch nach außen ausschlägt, daß sie einen größern Kreis der Menschen sucht und zuletzt darauf ausgeht mit aller Welt sich zu verständigen und in Übereinstimmung sich zu fühlen. Die innere Geselligkeit ist nur die gesellige Gesinnung, die Geselligkeit als Tugend, welche nach außen sich zu bethätigen nicht unterlassen kann. Daher können wir sie auch als Grundlage des gesammten geselligen Lebens betrachten. Sie macht den Anfang desselben; denn erst müssen wir mit uns selbst einig geworden sein, ehe wir mit Andern uns einig zeigen können. Aber freilich sind wir auch niemals ganz einig mit uns und daher können wir auch in keinem Abschnitte unseres Lebens es entbehren immer wieder in uns selbst zurückzugehen und mehr und mehr einig mit uns selbst werdend die innere Geselligkeit auszubilden, welche der äußern in demselben Grade zum Grunde liegen muß, in welchem diese aufrichtig und ohne Heuchelei ist. So zeigt sich, daß die Gemüthsentwicklung, aus welcher das ästhetische und religiöse Leben hervorgeht, mit der kirchlichen Gemeinschaft und

mit der weltlichen Geselligkeit im nächsten Zusammenhange steht.

Zweiter Abschnitt.

Über die Form der Ästhetik.

Erstes Kapitel.

Kritik der Formen, in welchen die Ästhetik ausgebildet worden ist.

Wir haben nun durch unsere bisherigen Untersuchungen das Verhältniß uns festgestellt, in welchem wir das ästhetische Leben zu allen übrigen Zweigen der Sittlichkeit uns zu denken haben, und dürfen uns von jetzt an weitern Forschungen überlassen, welche jenem Bestandtheile des Lebens im Besondern sich zuwenden. Wenn das, was wir bisher ausgeführt haben, einleuchtend gewesen sein sollte, so werden wir daran festhalten können, daß die Ausbildung des ästhetischen Lebens auf einen selbständigen Werth Anspruch zu machen hat in dem Sinne, in welchem überhaupt einzelne Richtungen unserer vernünftigen Thätigkeit, wie die Wissenschaft, die Religion und die Arbeit im Kreise unseres Berufs einen solchen Werth sich aneignen dürfen. Wenn aber von diesem Werthe die Rede ist, so heißt dies in Wahrheit nichts weiter als für einzelne Beziehungen des Lebens das Recht behaupten neben den übrigen bald in untergeordnetem, bald in vorherrschendem Maße sich so geltend zu machen, daß weder

das Vorherrschen, noch das Untergeordnetsein der einen oder der andern Beziehung dem Lebensacte einen größern oder geringern Werth giebt. Wenn wir z. B. der Wissenschaft einen selbständigen Werth beilegen, so behaupten wir damit, sie sei nicht allein als Mittel zu denken, sondern unbeschadet dem, daß sie auch als Mittel für das praktische Leben im engern Sinne, für die Religion oder für die Kunst gebraucht werden könne, dürfe sie auch als Zweck sich geltend machen, und es sei ein Lebensact darum nicht für geringer zu achten, weil er vorherrschend dem wissenschaftlichen Leben diene, aber nicht vorherrschend der Religion, der praktischen Wirksamkeit oder der Kunst sich zuwende. In diesem Sinne setzen wir nun auch dasselbe für das ästhetische Leben. Wir erkennen es als Aufgabe des sittlichen Lebens überhaupt an auch diesem Bestandtheile sein Recht widerfahren zu lassen und können dagegen nicht zugeben, daß irgend eine Lebensthätigkeit darum niedriger angeschlagen werden müßte, weil in ihr die Arbeit oder die Religion weniger hervorträte, als das ästhetische Gefühl, vielmehr weil nun eben in dem Wechsel unseres Lebens ein völliges Gleichgewicht jener Beziehungen selten oder nie eintritt, gewiß aber nicht für immer sich behaupten kann, so müssen wir auch fordern, daß solche Momente in ihm sich geltend machen, in welchen das ästhetische Gefühl vorherrschend sich bethätigt. Und wenn jemand das sittliche Leben als pflichtmäßiges Leben sich zu denken gewohnt sein sollte, so würden wir ihm gegenüber auch sagen müssen, es sei unsere Pflicht das ästhetische Gefühl nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck in aller Weise auszubilden. Wir würden es nur

als eine Beschränktheit des sittlichen Standpunktes ansehn können, wenn jemand aus seiner Sittenlehre die ästhetischen Zwecke ausschließen wollte. Gesetzt es wäre jemand mit einem künstlerischen Talente begabt, durch welches er mächtig einwirken könnte auf die ästhetische Bildung seines Volkes oder der Menschheit überhaupt, würden wir es ihm nicht zur Verschuldung anrechnen müssen, wenn er dieses Talent untergehn ließe, wenn auch in einer Vielgeschäftigkeit, die aber seiner natürlichen Anlage weniger entspräche? Es muß also seine Pflicht sein diesem Talente und der entsprechenden ästhetischen Entwicklung seinen besondern Fleiß zu widmen. Wir gestehen gern zu, daß dieser Fall schon der Vertheilung der Arbeiten und dem Berufsleben sich zuwendet; aber dennoch zeigt er, daß dem ästhetischen Leben auch eine Stelle in dem Systeme der Pflichten gebühre. Aber man wähne nur nicht, daß hiernach die ästhetische Entwicklung nur einzelnen Menschen, diesem oder jenem, zur Pflicht gemacht werden könnte. Denn sollten wir wohl jemanden von der Natur so vernachlässigt finden, daß er nicht auch einiges Talent empfangen hätte das Schöne entweder an sich selbst oder auch in äußern Werken darzustellen? Sollte es ihm nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn er in seinem Leben durchaus eckig und widerwärtig sich darstellte, anstatt seinen Gesellen anmuthig und wohlgefällig sich zu zeigen? Gewiß ein jeder hat ein Talent auch das Schöne irgendwie zur Erscheinung zu bringen, der Eine vielleicht ein größeres als der Andere; aber auf Größe oder Kleinheit kann es hierbei nicht ankommen, sondern so wie der, welcher ein größeres Talent empfangen hat, davon nicht losgesprochen

werden kann es mit aller Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir auch den, welchem ein geringeres Talent verliehen worden, nicht davon lossprechen mit gleicher Sorgfalt es zur Entwicklung zu bringen; für ihn ist die Aufforderung nicht geringer, denn es dürfte wohl von ihm verlangt werden, daß er durch Fleiß die Mängel seiner Natur so viel als möglich zu ersetzen suchte.

Doch um dies durchzuführen dazu gehört, daß wir genauer in die Einzelheiten des ästhetischen Lebens eingehn. Es liegt im Vorigen, daß wir dasselbe in einem doppelten Verhältnisse zu den übrigen Zwecken des Lebens zu betrachten haben, bald in der Dienstbarkeit, bald frei und selbständig heraustretend. Wenn auch seine Bedeutung in der letzten Art der Entwicklungen entschiedener sich bemerklich machen wird, so dürfen wir doch jene geringern und oft kaum bemerklichen Äußerungen des ästhetischen Triebes nicht außer Augen lassen, um auch in ihnen dieselbe Bedeutung nachzuweisen. Es läßt sich nicht verkennen, daß bei der Darstellung wissenschaftlicher Gedanken das Schöne oft ungesucht heraustritt; wir haben früher schon bemerkt, daß an die verschiedenen Weisen der Gottesverehrung die verschiedenartigsten Künste sich anschließen, oft freilich mit Bedacht, aber auch vielleicht eben so oft ohne Absicht, indem nur die religiöse Begeisterung in Wort und Gesang oder in andern künstlerischen Werken wie von selbst das Schöne hervorbringt; wir werden eben dasselbe bemerken können auch an Werken der Arbeit, wenn sie mit einer gewissen Zierlichkeit und Schönheit vollbracht werden, die sich bald an den Arbeitenden selbst, bald an dem Hervorgebrachten offenbart,

ohne daß eine solche Schönheit, wie man zu sagen pflegt, mit Bewußtsein erstrebt würde; selbst in die nothwendigsten Verrichtungen des täglichen Lebens, in den Gang der Person, in das Heben und Tragen mischt sich diese Schönheit ein und verbindet in der Anordnung unserer Umgebungen, in der Gestaltung unserer Werkzeuge mit dem Zweckmäßigen und Nützlichen etwas Würdevolles, Anmuthiges und Liebliches, an welchen der Geschmack sich ergötzt und die Phantasie ihre Nahrung findet. Sollte dies nun weiter ausgebildet werden, so würde auch alsbald das Bewußtsein sich einstellen, welches jene Keime der Schönheit pflegt und mit Absicht das zu entfalten sucht, was in ihnen kaum merklich angelegt ist. Aber so lange in irgend einem Zweige des Lebens die Zwecke der Wissenschaft, der Religion oder der Bearbeitung der Natur vorherrschend betrieben werden, so lange bleibt die ästhetische Entwicklung dienstbar und ordnet sich dem Hauptzwecke der so eben im Gange begriffenen Entwicklung unter oder schließt sich ihm nur etwa als ein Moment an, welches in der Arbeit selbst, in dem Ernste der Wissenschaft oder der Religion uns eine augenblickliche Ergötzung, eine kurze Nachgiebigkeit gegen unsere eigenthümliche, der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich zuwendende Neigung gestattet, gleichsam als wenn wir eine flüchtige Erholung uns zu Gute kommen ließen, in welcher wir das Vollbrachte mit Wohlgefallen betrachteten oder nach unseres Herzens-Belieben noch auszuschmücken suchten. Eine ähnliche Weise der Entwicklung des ästhetischen Lebens werden wir auch in den Zeiten finden, welche der ästhetischen Muße gewidmet werden. Auch in diesen Zei-

ten tritt häufig eine absichtlose und ungesucht hervortretende Schönheit ein, in welcher wir die Anfänge der Kunst und des gebildeten Geschmacks suchen müssen. Wenn wir uns für uns allein der Muße überlassen, da werden wir uns gern zuweilen der Beschauung dessen hingeben, was als ein uns Anmuthendes unser Geschmack aus der Natur herauswählt, zuweilen in unserer Phantasie dem nachgehn, was entweder früher uns erfreulich erschien oder was wir als eine wünschenswerthe Zusammenstellung von Erscheinungen uns vorstellen können. Solche Äußerungen unseres Geschmacks, solche Bilder unserer Phantasie kommen uns ungesucht; es spricht sich darin nur eine Neigung unserer Eigenthümlichkeit aus, welche noch kaum zum Bewußtsein sich erhoben hat. Wenn wir mit Andern der Geselligkeit pflegen, so suchen wir ihnen unsere Eigenthümlichkeit in allen Lebensäußerungen auf eine gefällige Weise auszudrücken, in Worten, Mienen und Geberden möchten wir ihnen, soweit eben der gesellige Trieb uns beherrscht, das darlegen, was am besten von ihnen als ein harmonisch Ausgebildetes aufgefaßt werden kann. Alles dies arbeitet aber auf das Schöne hin und es gehört eben nur eine geringe Steigerung der Lebhaftigkeit unserer Gefühle dazu, daß es in Gesang oder Tanz oder in irgend eine andere künstlerische Darstellung übergehe; auch hier ohne ein bestimmtes Bewußtsein, daß eben das Schöne beabsichtigt werde, nur als ein fast unwillkürlicher Erguß unserer individuellen Neigungen. Wir dürfen also hierin den Charakter des ästhetischen Lebens nicht verkennen, obgleich dasselbe auf dieser Stufe noch ein seiner unbewußtes genannt werden

darf. Nicht als wäre dabei kein Bewußtsein unserer Eigenthümlichkeit; dies kann uns ja in keinem Augenblicke verlassen, in welchem wir überhaupt Bewußtsein haben; aber so wie bei allen Entwicklungsarten unseres Lebens dies stattfindet, daß wir sie erst leben ohne den Zweck, die Bedeutung derselben und das davon abhängige Gesetz ihrer Übung zu kennen, alsdann aber auch wohl allmälig uns in den Stand gesetzt sehen über diese Punkte uns bewußt zu werden, wie wir z. B. früher denken, und später erst der Bedeutung und der Gesetze des Denkens uns bewußt werden; so geschieht es uns auch mit der ästhetischen Übung des Geschmacks und der Kunst, daß sie früher als eine unwillkürliche ohne Absicht, d. h. ohne Bewußtsein des Zwecks und des Gesetzes in uns auftritt, aber später bei fortgesetzter Übung und weiterer Ausbildung auch dieses Bewußtsein sich hinzufindet. Wir werden nun hiernach in der unbewußten Kunst und in dem unbewußten Geschmack zwar auch Kunst und Geschmack zu sehen haben, aber beide nur in einem geringern Grade ausgebildet, indem wir es nicht wohl anders denken können, als daß bei einer längern Übung, die ja wohl auch zu einer größern Ausbildung führen muß, allmälig die Zwecke dieser Thätigkeiten, wenn auch nur in erfahrungsmäßiger Weise uns zum Bewußtsein kommen werden. Es würde aber in der That nur ein grobes Misverständniß sein, wenn man das unbewußte ästhetische Leben als wesentlch verschieden von dem bewußten ästhetischen Leben setzen wollte. Denn der Unterschied zwischen beiden besteht wirklich nur darin, daß in diesem zu jenem eine Art der Erkenntniß hinzugetreten ist, sei es in empirischer

oder in philosophischer Weise, eine Erkenntniß des Zwecks und der Mittel, welche gesetzmäßig zur Erreichung des Zwecks angewendet werden können, indem diese Erkenntniß den Zwecken des ästhetischen Lebens sich unterordnet und zur Betreibung derselben angewendet wird, während in beiden Arten des ästhetischen Lebens doch der Zweck und mithin auch die Bedeutung der ästhetischen Entwicklung dieselbe bleibt. Wir müssen also auch die Keime des ästhetischen Lebens in jenem Zustande des Unbewußtseins aufsuchen, in welchem seine Entwicklung zuerst auftritt, aber auch nicht vernachlässigen diese Entwicklung alsdann weiter zu verfolgen bis zu den höchsten Erzeugnissen der Kunst, welche mit völligem Bewußtsein der Aufgabe und der zur Lösung erforderlichen Mittel betrieben werden. Nur in solcher Weise forschend werden wir das ästhetische Leben als ein Ganzes zu begreifen im Stande sein.

Nachdem wir nun hierdurch gesorgt haben, daß der Kreis des ästhetischen Lebens nicht in zu engen Grenzen vorgestellt werde, wollen wir uns einen vorläufigen Blick über das ganze System der Ästhetik erlauben, bei welchem natürlich vorausgesetzt werden muß, daß die Punkte, welche er berührt, nicht erschöpft, sondern nur angedeutet werden können. Daß dies System von den Gesichtspunkten aus, welche wir aufgestellt haben, in vieler Rücksicht anders sich gestalten werde, als es sonst durchgeführt worden ist, kann wohl niemanden entgehn. Um aber unsern Begriff der Ästhetik entschiedener im Gegensatz gegen andere übliche Formen dieser Wissenschaft heraustreten zu lassen, wollen wir dabei auf eine Prüfung der drei wichtigsten eingehen, welche sie entweder als Theorie

des Schönen oder als Geschmack- oder als Kunstlehre behandeln.

Wenn wir in der Ästhetik von dem Begriffe des ästhetischen Lebens ausgehn, so betrachten wir alles, was ihren Untersuchungen angehört, als etwas, was sich erzeugen soll in der Entwicklung der vernünftigen Thätigkeit. Es wäre hiernach sogar möglich, daß die Gegenstände der ästhetischen Forschung, namentlich das Schöne und die Kunst, noch nicht vorhanden wären; denn alsdann würde nur die Forderung heraustreten, daß sie hervorgebracht werden sollten. Hierdurch haben wir nun den Vortheil die Gegenstände des ästhetischen Lebens nicht nur als etwas Gegebenes zu begreifen, sondern auch die Gründe zu erforschen, aus welchen sie hervorgehn, und wie sie aus denselben sich bilden. Und in der That nur eine solche Weise der Forschung scheint den philosophischen Charakter an sich tragen zu können, wenn anders es das Wesen der Philosophie ist nicht das Gegebene nur zu zerlegen und in seinen Bestandtheilen kennen zu lehren, sondern auf die Gründe dieser Bestandtheile und ihrer Zusammensetzung einzugehn und das, was geworden ist, aus seinen Principien zu begreifen.

Daß dagegen die Ästhetik, wenn sie als Lehre vom Schönen behandelt wird, in Gefahr ist das Erzeugniß von seinen erzeugenden Gründen loszulösen, möchte beim ersten Anblicke einleuchten. Dieser Gefahr entgeht wenigstens der nicht, welcher das Schöne als eine Eigenschaft der Dinge ansieht, sei es daß sie dieselbe an sich besäßen oder sie nur in Beziehung auf uns annähmen, indem sie in natürlicher Weise auf uns einwirkten. Denn in dieser

Weise aufgefaßt gewinnt es den Schein, als hätten wir in der Untersuchung des Schönen nur an die Betrachtung der Dinge uns zu halten oder nur darauf zu sehen, wie sie nothwendig einen Eindruck auf uns machen. In der ersten Weise der Untersuchung würde man nun schwerlich davon abkommen können, daß ein jedes Ding für schön zu halten sei, welches sich zu irgend einem Grade der Vollkommenheit entwickelt hätte, so daß es sich in demselben Grade als schön darstellte, in welchem es an der Vollkommenheit Theil hätte. Den Grad der Vollkommenheit eines Dinges zu erkennen würde aber offenbar eine Sache des Verstandes und der Wissenschaft sein und es bliebe daher dieser Schönheitslehre nichts anderes übrig, als von der einen Seite die Schönheit nach demselben Maße zu messen, nach welchem das Sein gemessen werden soll, von der andern Seite den für den größesten Kenner der Schönheit zu halten, welcher die Wissenschaft überhaupt am meisten in seiner Gewalt hätte. Dies in allen seinen Beziehungen durchzuführen würde nun nichts anderes heißen, als die Ästhetik für eins ausgeben mit der Wissenschaft überhaupt, und daher hat es auch niemanden Ernst damit zu machen einfallen können, welcher das Ästhetische als den Gegenstand einer besondern Wissenschaft zu behandeln unternahm. Dagegen finden sich wohl die Versuche das Schöne als eine Eigenschaft der Dinge in Beziehung auf uns sich zu denken und ihre Schönheit nach dem nothwendigen Eindrucke, welchen sie auf uns machen, zu messen, welches denn nothwendig darauf hinaus läuft, daß man in der Erklärung der Schönheit die sinnliche Erscheinung berücksichtigt, in welcher die Dinge uns heraus-

treten. Möge man nun in dieser Vorstellungsweise nach bekannten Theorien die sinnliche Vollkommenheit oder die Idee in ihrer sinnlichen Erscheinung als das Schöne bezeichnen, so wird man doch dadurch in gleicher Weise in Gefahr gerathen das Schöne mit dem Angenehmen zu verwechseln. Denn wenn die Vollkommenheit oder die Idee sinnlich sich bemerkbar macht, so wird dies immer eine angenehme Erscheinung geben. Wie weit aber beide, das Schöne und das Angenehme von einander abstehn, zeigt sich uns augenscheinlich, wenn wir nur darauf achten, daß eben die Sinne, welche am meisten dem Angenehmen dienen und den stärksten sinnlichen Genuß bereiten, auch am weitesten davon entfernt sind uns das Schöne zum Bewußtsein zu bringen. Wenn wir die Eindrücke des sinnlichen Gefühls und Getastes, des Geruchs und des Geschmacks durchmustern, so finden wir da vieles, was angenehm in einem hohen Grade genannt werden muß, aber den ästhetischen Geschmack berühren sie kaum. Dagegen die Sinne des Gehörs und des Gesichts, welche den sinnlichen Genuß zwar auch, aber in einem viel geringern Grade erwecken, zeigen sich im höchsten Grade tauglich solche Eindrücke uns zuzuführen, welche das Bewußtsein des Schönen in ihrer Begleitung haben. Doch wir wollen uns hierauf nur nebenbei berufen, weil sich vielleicht neue Beschränkungen finden ließen, durch welche man den Begriff des Schönen auch gegen solche Einwendungen sicher zu stellen meinen könnte; weit sicherer wird eine andere Betrachtung uns zu unserm Ziele führen. Man wird nemlich nicht leugnen können, daß wir Unterschiede zu machen haben unter den Menschen in Rücksicht

auf ihre Auffassung des Schönen, indem einige empfänglicher dafür sind, andere weniger empfänglich, einige zwar einen lebhaften Eindruck desselben zu empfangen pflegen, aber doch nur oberflächlich und vorübergehend von ihm berührt werden, andere dagegen zwar träger sind in ihrer Weise sich von ihm rühren zu lassen, aber den Eindruck um so fester halten, und wie sonst andere Verschiedenheiten bezeichnet werden mögen, welche man als Arten des Geschmacks für das Schöne zu betrachten pflegt. Sollte nun das Schöne in einer Eigenschaft der Dinge in Beziehung auf uns bestehn und nach einem nothwendigen Eindrucke, welchen die Dinge auf uns machen, gemessen werden müssen, so würden alle diese Verschiedenheiten unter den Menschen darauf hinauslaufen, daß der Eine von Natur eine andere Empfänglichkeit für das Schöne empfangen hätte, als die Übrigen, einen feinern oder gröbern, einen gesundern oder weniger gesunden Geschmack, und die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile hätten wir nur daraus zu erklären, daß eben in der menschlichen Natur die Möglichkeit läge verschieden gebildet oder organisirt zu sein für die von außen kommenden Eindrücke, welche innerlich die Empfindung des Schönen bedingten. Aber daraus würde auch folgen, daß wir niemanden tadeln oder loben könnten wegen seines feinen oder groben, seines gesunden oder verbildeten Geschmacks in einem andern Sinne, als in welchem wir auch wohl jemanden loben oder tadeln könnten wegen seiner Gesundheit oder Krankheit, wegen seines guten oder schlechten Gesichts; denn was die Natur in uns vollzieht, das ist einem sittlichen Lobe oder Tadel nicht unterworfen. Anders aber ist doch in der

That unsere Weise die Geschmacksverschiedenheiten unter den Menschen zu beurtheilen. Wir sprechen von einem verkehrten Geschmack, von einer Verbildung desselben, so wie wir auch einen gebildeten, mit Fleiß und Ernst zur Reife des Urtheils entwickelten Geschmack anzuerkennen pflegen, und setzen hierbei immer voraus, daß der Mensch nicht ohne Gewalt sei über die Art, wie er das Schöne und das Häßliche unterscheidet. Hierin also können wir der Lehre vom Schönen, welche in der angeführten Weise ihre Aufgabe durchzuführen strebt, nicht beistimmen, müssen uns vielmehr dahin entscheiden, daß der Begriff des Schönen erst in einer Bildung unserer Vernunft sich uns entwickelt und daß die wahre Schätzung des Schönen, zu welcher wir gelangen sollen, erst ein Ergebniß unseres ästhetischen Lebens ist, welches wir als ein Bestandtheil unseres vernünftigen und sittlichen Lebens zu betrachten haben.

Es ist allerdings wohl eine weit verbreitete und oft ausgesprochene Meinung, daß es ein Schönes in der Natur gebe, welches als solches von uns durch Sinn und Verstand erkannt werden könne, ja diese Meinung ist sogar bis dahin fortgeschritten, daß sie das Schöne der Kunst nur als eine Nachahmung des Schönen in der Natur hat anerkennen wollen; allein wenn man nur einigermaßen in den Sinn derer eingeht, welche diese Sätze behauptet haben, so wird man auch bemerken müssen, daß unter ihren Worten Vorstellungsweisen sich verbergen, welche nach sehr verschiedenen Seiten hin verlaufen und nur den Ausdruck Natur mit einander gemeinsam sich aneignen, ihm aber solche Nebenbedeutungen geben, daß

kaum ein wissenschaftlicher Begriff dabei sich festhalten läßt. Daß wir den echten Begriff der Natur in seiner wissenschaftlichen Bedeutung in diesen Lehren vom Schönen nicht wiedererkennen können, dafür spricht die Naturwissenschaft auf das Entschiedenste, indem kein Theil derselben mit der Schönheit seiner Gegenstände sich beschäftigt und der Naturkundige als solcher den Unterschied zwischen schön und häßlich gar nicht kennt. Gesund findet er die einzelnen Dinge der Natur oder krank, kräftig gediehen oder schwächlich, und sollte er ja von einem schönen Exemplare sprechen, so geschieht es nur, weil es seine Art auf das vollständigste darstellt und deswegen den Zwecken der Naturforschung die natürlichen Arten der Dinge zur Erkenntniß zu bringen auf das beste entspricht. Daß aber diese Zwecke anderer Art sind als die Zwecke der ästhetischen Betrachtung, haben wir nicht weiter zu erörtern.

Am genauesten schließt sich nun wohl die Meinung von der natürlichen Schönheit an den gewöhnlichen Begriff der Natur an, wenn von einzelnen Naturgegenständen behauptet wird, sie müßten als schön anerkannt werden. Dies sind denn meistens organische Dinge, denn die Exemplare der unorganischen Natur sondern sich selten so entschieden von ihren Umgebungen ab, daß sie als ein schönes Ganzes betrachtet werden könnten; von schönen Pflanzen aber und schönen Thieren ist ja ganz gewöhnlich die Rede und als das Schönste in der Natur pflegen wir alsdann wohl den Menschen uns zu denken. Allein wenn wir einen Menschen schön finden, so geschieht dies in einer unwillkürlichen Vergleichung mit andern Menschen, und es wird sich dabei nicht leicht übersehen lassen, daß

eine solche Vergleichung immer von einem persönlichen Standpunkte aus geschieht und also den Gegenstand nicht rein in seiner Natur auffaßt. Wer würde behaupten können, daß er in einem Urtheile dieser Art sich losmachen könne von dem Standpunkte seines Volkes oder gar seiner Rasse? Neger und Europäer, Hindu und Chinese werden gewiß nicht dasselbe Urtheil über diese Art der natürlichen Schönheit fällen. Und dürfen wir nun wohl sagen, das Urtheil des einen Volkes oder der einen Rasse sei entschieden dem Urtheil der übrigen vorzuziehen? Überdies haben wir noch ein Paar Bemerkungen über diese Schönheit der Menschen zu machen. Zuerst finden wir es sehr schwer abzusondern, was an dem Menschen Werk ist der Natur und was Werk der Kunst, indem ja von Jugend an der Mensch in seine Glieder auch die Übungen seiner Kräfte zu vernünftigen Zwecken niederlegt und dadurch sich eine Gestalt giebt, welche also, wenn auch nicht unabhängig von Naturbedingungen, so doch auch nicht reines Product der Natur ist. Wir stoßen hier wieder auf jene unbewußte Kunst, von welcher wir früher haben sagen müssen, daß man sich zu hüten habe, sie nicht etwa aus dem Kreise der ästhetischen Hervorbringungen des vernünftigen Lebens auszuschließen. Ganz verkehrt würde es sein sie mit dem Natürlichen im eigentlichen Sinne genommen zu verwechseln, obgleich man von einem natürlichen Anstande der Bewegungen, von einer natürlichen Anmuth des Spiels unserer Glieder zu sprechen pflegt. Wir finden es in der That unmöglich die menschliche Schönheit von den Bewegungen oder von den Erfolgen der Bewegungen abzusondern, welche die Vernunft in die-

selbe gelegt hat, und können sie daher nicht als eine rein natürliche Schönheit betrachten. Eine zweite Bemerkung, welche bei der Betrachtung der menschlichen Schönheit sich uns aufdrängt, geht von der Nachbildung derselben vermittelst der Kunst aus. Daß diese ganz naturgetreu zu sein pflegte, wird wohl kaum gesagt werden können und sollte etwa ein Künstler sich vornehmen der Natur der menschlichen Gestalt sklavisch zu folgen, so würden wir dies Unternehmen auch nur in Darstellung einzelner Theile des menschlichen Leibes durchgeführt schon für unzweckmäßig ansehn müssen, noch viel mehr aber, wenn in solcher Weise das Ganze einer Person abgebildet werden sollte. Wir bemerken im Allgemeinen, daß die bildenden Künste, auch wenn sie nur nachbildend sein sollten, mancherlei am menschlichen Körper verdecken oder weglassen, was ihnen entweder als bedeutungslos oder gar als die Bedeutung störend erscheint, daß sie selbst die natürlichen Maße und Verhältnisse der Glieder zu einander nicht ganz getreu bewahren und daß solche Abweichungen von der Natur selbst als kanonische Muster von ihnen anerkannt worden sind. Dies findet selbst bei dem männlichen Körper statt, viel mehr aber noch beim weiblichen. Wenn dies nun unbestreitbare Thatsachen sind und die Künstler wegen solcher Abweichungen von der Natur nicht getadelt werden können, so müssen wir fragen, wodurch sie wohl nach der Schönheit der Darstellung strebend berechtigt werden sich so von einer Natur zu entfernen, welche für schön gehalten wird. Offenbar muß diese Natur nicht ganz schön sein; wir müssen darin etwas finden, was wir absondern oder anders auffassen müssen, um unsern

Sinn für Schönheit zu befriedigen. Und so ergiebt sich denn ohne Zweifel, daß wir um Schönheit in der Natur des Menschen zu entdecken, mit derselben bewußt oder unbewußt gewisse Umänderungen vornehmen, welche beweisen, daß diese Natur nicht schlechthin für schön gehalten werden kann.

Wenn dies nun also gefunden wird bei der höchsten Schönheit, welche die Natur in einem einzelnen Dinge gewährt, wie vielmehr wird dasselbe der Fall sein bei den niedern Graden der Schönheit, welche wir natürlichen Dingen beilegen. Wir berufen uns wieder auf das Beispiel nachbildender Künstler. Wenn sie die menschliche Gestalt nicht ganz naturgetreu darstellen, so verübeln sie es sich noch viel weniger die Gestalten der Thiere und der Pflanzen zuweilen in einer fast phantastischen Willkür nicht sowohl nach- als umzubilden, welches wir kaum der Entschuldigung würdigen, wenn es sonst den künstlerischen Zwecken nicht unangemessen sich zeigt. Die geringere Schönheit glauben wir schon freier behandeln zu können, als die größere. Meistens ergiebt sich denn auch, daß einzelne Theile dieser Naturdinge uns zwar Schönheit zu haben scheinen, andere dagegen weit davon entfernt sind unsern Forderungen in dieser Beziehung zu entsprechen. Wir richten alsdann eben unsere Aufmerksamkeit auf gewisse hervorstechende Glieder und erlauben uns andere stillschweigend zu beseitigen, als gehörten sie dem Ganzen nicht an, welches die Natur gebildet hat. So finden wir die Blume einer Pflanze schön, den Dorn aber, auf welchem sie wächst, vergessen wir dabei, oder wenn wir auch Zweige, Stamm und Blätter alles in eins ge-

nommen schön finden sollten, so ziehen wir doch unsere Aufmerksamkeit von der Wurzel zurück, welche die Erde verbirgt, und wagen diese nicht in das Bild der Schönheit aufzunehmen, welches wir uns von der ganzen Pflanze bilden. Genug auch bei diesen Schönheiten der Natur werden wir uns darüber ertappen können, daß wir uns aus ihnen in unserer Vorstellung ein anderes Ganzes zusammensetzen, als wie es die Natur wirklich gegeben hat. Und dies geschieht um so mehr, je gewöhnlicher es ist, daß wir unter den Naturdingen in Rücksicht auf ihre Schönheit betrachtet uns noch etwas anderes denken, als was sie unmittelbar darstellen. Denn wir pflegen in ihnen Symbole zu sehn gewisser Eigenschaften, die wir an ihnen bemerkt haben oder bemerkt zu haben glauben, in dem Pferde das Symbol eines edeln Muths, einer kräftigen Schnelligkeit, in dem Löwen das Symbol der großmüthigen Stärke und so in anderen anderes; aber dabei werden wir uns wieder darüber ertappen können, daß wir solche Bedeutungen den Gegenständen der Natur vielmehr andichten, als von ihnen unmittelbar in ihrer Erscheinung ausgedrückt empfangen.

Demnach dürfte es wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß wir in alle einzelne Gegenstände der Natur das Schöne mehr hineinlegen, indem wir sie in unserer Phantasie umbilden, als es darin finden. Aber von den größern Zusammenstellungen, von den Gruppen, welche die Natur uns darbietet, könnte vielleicht jemand meinen, sie wären ohne weitere Nachhülfe der Phantasie für schön zu halten. Diese Meinung wird ganz besonders unterstützt durch die große Vorliebe, welche sich unter uns

nicht seit gar zu langer Zeit für die landschaftliche Schönheit verbreitet hat. Was erfreut uns mehr als eine schöne Gegend zu überschauen, die Erhabenheit der Gebirge zu bewundern, die unendliche Wüste des Meeres anzustaunen? Dieser unser Geschmack für die stille, mannigfache und einfache, immer unverkünstelte Schönheit der Natur, wenn er auch früher bei weitem nicht so breit sich gemacht haben sollte, als jetzt, dennoch scheint es uns ganz natürlich zu sein, und auch wir werden uns nicht dagegen sträuben die Schönheiten dieser Art zu lieben und zu loben, wenn man uns nur zugestehn will, daß sie keinesweges so reine Schönheiten der Natur sind, als man gewöhnlich meint, und daß auch ein wenig Geschmack, ein wenig ausgebildete Empfänglichkeit von unserer Seite dazu gehöre solche Schönheiten zu empfinden. Wir sagen ausgebildete Empfänglichkeit, um nur zuerst eins festzuhalten, aus welchem sich alsbald das andere ergeben wird. Nemlich wir meinen nicht, daß diese Empfänglichkeit, welche man mit dem Namen des Geschmacks bezeichnet, von Natur uns gegeben sei, sondern daß sie nur im Verlauf eines vernünftigen Lebens sich erzeuge, über welches wir Gewalt haben. Denn rohen oder gar verbildeten Menschen schreiben wir einen solchen Geschmack nicht zu. Und nun fügen wir das andere hinzu, daß diese Empfänglichkeit nicht allein eine ausgebildete, sondern auch zugleich eine sich ausbildende ist, indem wir werden zugeben müssen, daß wir nicht in jedem Augenblicke dieselbe Empfänglichkeit für jene Schönheiten der Natur haben, sondern eine gewisse Stimmung unserer Seele dazu gehört um sie zu empfinden, eine Stimmung, in welche wir uns versetzen müssen, über

welche wir durch die Thätigkeit unserer Vernunft eine Gewalt ausüben in demselben Momente, in welchem wir das Schöne empfinden. Wir haben hiermit, denke ich, genug uns genommen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß auch jene zusammengesetzten Schönheiten der Natur nicht an sich schön sind, sondern nur mit der Thätigkeit unserer auffassenden und, was wohl zu merken, die empfängliche Stimmung erzeugenden Vernunft zusammentreffend schön werden. Wir machen sie in Wahrheit erst zu etwas Schönem und es ist mit ihnen nicht anders, als mit den zuvor betrachteten einfachen Schönheiten der Natur, wenn es den Gegensatz, den wir vor Augen haben, so zu bezeichnen erlaubt ist. Dieselben Thätigkeiten unserer Vernunft, welche wir dort bemerken mußten, treten auch hier ein. Wie vorher gesagt wurde, es sind selten reine Schönheiten der Natur; denn wir werden es ungemein schwer finden das, was der Kunst angehört, von der landschaftlichen Schönheit zu sondern, indem nur in wenigen Fällen die Natur ohne alle Spur der Menschenhand sich zeigt, welche durch Gebäude, durch Wege, Geräthe, durch irgend eine Staffage Wohnsitze der Menschen oder Bahnen ihres Verkehrs uns andeutet. Sollten wir aber auch irgendwo die völlig rohe Natur vorfinden, so werden wir an ihr doch wahrscheinlich hier oder da etwas zu verdecken oder von ihr abzusondern haben, was in das Bild, welches unsere Phantasie festhalten möchte, nicht recht zu passen scheint. Und fast unwillkürlich und unbewußt verfahren wir so absondernd oder verdeckend, weil wir die große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Natur in einem Blicke bietet, doch nicht zu einem

vollständigen Überblicke ohne Auslassungen zusammenzudrängen vermögen, und selbst indem wir auch nur eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen zu einem Bilde und damit zu einem abgeschlossenen Ganzen zusammenfassen, die Landschaft gleichsam in einen Rahmen einschließend, uns nicht verleugnen dürfen, daß dieser Rahmen nicht von der Natur gegeben ist, sondern daß wir ihn machen. Hat nun, müssen wir fragen, die Natur das Schöne gebildet, oder haben wir es erst vollendet, indem wir dem gegebenen Stoffe der Natur, wie passend er auch war, wie wenig wir auch nachzuhelfen hatten, doch erst Rundung und Abschluß in unserer Phantasie gaben? Aber auch noch ein Drittes fehlt hierbei nicht, was ebenfalls schon bei Betrachtung der Schönheit einzelner Naturdinge von uns bemerkt wurde, nemlich die symbolische Bedeutung, welche wir in die sogenannten Naturschönheiten zu legen gewohnt sind. Man braucht nur einigermaßen damit vertraut zu sein über die Gefühle sich Rechenschaft zu geben, welche beim Anblicke einer schönen Landschaft in uns hin und her schweben, um gewahr zu werden, daß weniger die Schönheit des Gegenstandes an sich uns entzückt, oder um uns genauer auszudrücken, weniger die Gedanken und Vorstellungen, welche unmittelbar von dem Gesehenen angeregt werden, als vielmehr das, was mittelbar in uns sich hinzufindet. Das Gesehene spielt an früher Erlebtes, an Erinnerungen, aber auch an Wünsche und Hoffnungen oder an Betrachtungen an, welche mit unserem Gemüthe auf das innigste verwachsen sind; da fühlen wir manches in uns sich regen, was über dem Geräusch des Lebens uns lange geschwiegen hat, Saiten klingen wieder an,

welche früher unser Gemüth in Bebung setzten, und unvermerkt hat unsere Phantasie uns in ein Gebiet entrückt, mit welchem das vor Augen Liegende nur eine entfernte Ähnlichkeit zeigt. Wir lieben es Trümmer der Vergangenheit zu sehn, aber nicht weil sie schönere Verhältnisse zeigen, als so eben vollendete Gebäude, sondern weil sie Erinnerungen erwecken; wir erblicken mit Lust den kühnen Bau auf der Spitze des Felsens, aber nicht weil das Gleichmaß seiner Glieder Befriedigung dem vergleichenden Auge gewährt, sondern weil wir dabei an den sichern Geist des Menschen denken, welcher der Natur zu trotzen wagt; in die Weite des Meeres hinausschauend erregt sich uns die Sehnsucht in die Ferne, in das Unermeßliche, welches wir dennoch durchmessen möchten. Wir wollen damit nicht sagen, daß nicht auch der Farben Schmelz, die Harmonie der Verhältnisse, welche unserem Auge wirklich vorliegen, eine ästhetische Wirkung auf uns ausüben; aber daß aus ihnen nicht allein die Gewalt, welche landschaftliche Schönheiten über uns haben, abgeleitet werden dürfe, scheint uns entschieden zu sein.

Wenn nun bei allen diesen Untersuchungen die Bemerkung sich uns aufnöthigt, daß in das Bewußtsein des Schönen überall der Geschmack sich eindrängt, so schließt sich hieran eine andere Form der Ästhetik an, welche dieselbe als Geschmackslehre behandelt. Diese wird es zu ihrer Aufgabe zu machen haben die Regeln zu entwickeln, nach welchen unser Geschmack das Schöne beurtheilt oder beurtheilen soll. Das Schöne wird ihr nicht als etwas von Natur Gegebenes erscheinen, welches sich uns nach der Weise unserer ebenfalls von Natur gegebenen Empfäng-

lichkeit nothwendig so darstellen müßte, wie es sich darstellt, sondern es wird ihr ein Gegenstand sein, welcher erst zwischen dem gegenständlich Gegebenen und zwischen der für diesen Gegenstand gebildeten Vernunft sich erzeugt.

Man hat so oft gefragt, was das Schöne sei, und der eine hat diese der andere eine andere Antwort darauf zu geben versucht; diese Antworten sind verschieden ausgefallen und würden wahrscheinlich noch verschiedener ausgefallen sein, wenn die Verschiedenheit ihres Sinnes nicht hinter allgemeine und vieldeutige Formeln sich versteckt hätte. Daß nun die Frage nicht aufgeworfen werden sollte, weil sie nicht beantwortet werden könnte, welcher wissenschaftliche Mensch würde das sagen mögen? Aber ein jeder hätte sich sagen können, daß er seinen Geschmack zu Rathe ziehen müsse, wenn er diese Frage beantworten wollte, denn nur was seinem Geschmacke gefällt, wird er für schön anerkennen können. Da haben wir denn auch schon eine Antwort auf die aufgeworfene Frage, freilich nicht eine solche, wie Viele sie erwartet haben möchten, eine Anwort, welche das Wesen des Schönen an sich bestimmte, sondern nur im Verhältniß zu einem andern wird es bestimmt, vermuthlich weil es nur in einem solchen Verhältnisse besteht. Aber soll denn nun alles, möchte jemand weiter fragen, schön sein, was dem Geschmacke irgend eines Menschen gefällt? Giebt es nicht auch einen schlechten Geschmack? Niemand wird dies leugnen wollen, eben so wenig, als wir einen irrenden Verstand uns ableugnen können. Aber wie dennoch nur das auf Wahrheit Anspruch hat, was der echte Verstand, von keinem Schein getäuscht, für wahr anerkennen kann, so hat auch

Anspruch auf Schönheit nur, was der Geschmack, von keiner Annehmlichkeit für den Sinn verlockt, nicht der geschmacklose, sondern der echte und gesunde Geschmack als schön gelten lassen darf. Hierbei jedoch wird auch niemand stehen bleiben wollen, sondern weiter forschend haben wir zu bestimmen, worin die rechte Bildung des Geschmacks bestehe, welche nur an dem Schönen Geschmack findet und auch alles Schöne zu empfinden weiß. Es wird dabei vorausgesetzt, daß die Vernunft, in welcher der Geschmack sich bildet, dabei nicht etwa unthätig, leidend oder nur in einer gezwungenen Wirksamkeit ist, sondern ihrem Wesen gemäß muß sie in freier Thätigkeit ihres Gegenstandes sich bemeistern, den Geschmack erst in sich ausbildend. Daher können wir auch den Menschen, wie früher gesagt, seines Geschmacks wegen tadeln oder loben.

Greift man nun von dieser Seite die Ästhetik an, so ist man dadurch der Gefahr enthoben das Schöne als einen Gegenstand physischer Betrachtung anzusehn; aber es drohen nun zwei andere Klippen, an welchen das Unternehmen scheitern könnte. Von der einen Seite das gegenständlich Gegebene, an dessen Auffassung der Geschmack sich beweist, es möchte als etwas dem Geschmacke ganz Fremdartiges angesehn werden, welches sich eben deswegen einer durchaus willkürlichen Behandlung unterwerfen müßte, so daß es der Thätigkeit der Vernunft frei stände an ihm wegzulassen oder zu verdecken, auch wohl zu ihm zuzusetzen, wie es ihr beliebte, und alsdann würde es kaum gerechtfertigt werden können, daß wir dasselbe noch als etwas Schönes bezeichneten, da vielmehr unsere Vernunft durchweg erst die Schönheit hervorbrächte

und allein daran Schuld wäre, wenn sie nicht einen jeden Gegenstand zu einem schönen machte. Von der andern Seite aber scheint doch der Geschmack nur eine Empfänglichkeit für das Schöne zu bezeichnen und erwarten zu müssen, daß irgend etwas Gegebenes ihn anrege, wobei er denn nichts zu thun haben würde, als ohne unlautern Zusatz dasselbe in sich wirken zu lassen und es, freilich nicht ohne Thätigkeit der Vernunft und ohne fortschreitende Ausbildung, aber doch nur, ähnlich dem Verstande, so vollständig als möglich in sich aufzunehmen.

Man sieht wohl, daß die Gefahr nach entgegengesetzten Enden uns hinzieht und daß daher die Sicherung gegen sie auch nur dadurch gewonnen werden könne, daß wir die beiden Momente, welche im Begriff des Geschmacks auseinanderfallen wollen, zu vereinigen wissen. In dem Geschmacksurtheile sollen das Schöne und die Auffassung der Vernunft, welche den Gegenstand nicht nach allgemeingültigen Gesetzen, wie er ist, beurtheilt, sondern in einer persönlichen Neigung, in Beziehung auf das eigenthümliche Wohlgefallen sich aneignet, mit einander zu einem Ergebniß sich verbinden; dies mittlere Ergebniß zwischen beiden kann auch nur aus der Natur beider erklärt werden. Wollte man es allein von der persönlichen Auffassung der vernünftigen Wesen abhängig machen, so würde man sich mit Recht den Vorwürfen aussetzen, welche nicht selten erhoben worden sind gegen die Behauptung, daß der Geschmack verschieden sei in verschiedenen und daß man nicht streiten dürfe über die Verschiedenheit seiner Urtheile. Daß ein Gegenstand, wenn auch nicht vollkommen schön, so doch schöner sei, als ein anderer, wird

man sich nicht abstreiten lassen und daher auch verlangen dürfen, daß der gebildete Geschmack an ihm das Schöne anerkenne, welches ihm mit Recht zugeschrieben werden kann. Aber von der andern Seite dürfen wir auch nicht davon ablassen, daß es den Urtheilen des Geschmacks erlaubt ist, eine persönliche Wendung zu nehmen, so daß zwar anerkannt werden mag, daß dies oder jenes eben so schön sei oder vielleicht noch schöner, aber die Person es dennoch sich vorbehalten darf einem andern Gegenstande ihre Vorliebe zuzuwenden. Der eine liebt mehr die erhabnen und ernsten, der andere mehr die anmuthigen und heitern Schönheiten, und sollte auch ein Geschmack getadelt werden dürfen, welcher der einen oder der andern Art des Schönen gar zu ausschließlich sich zuwendete, so werden wir es doch durchaus unverfänglich finden, wenn wir es uns vorbehalten nach unsern Stimmungen bald der einen, bald der andern Seite uns zuzuwenden. Und wie viele andere Verschiedenheiten des Schönen ließen sich noch aufzählen, in deren vorzugsweise heraustretender Beachtung die persönliche Neigung sich verräth, ohne daß wir deswegen der Bildung des Geschmacks einen Vorwurf zu machen hätten. In einem recht auffallenden Maße tritt dies in der Verschiedenheit des Geschmacks bei verschiedenen Völkern heraus und bei diesen wieder in der Verschiedenheit der Kunstarten und der Kunstschulen. Da kann man wohl sagen, verschiedene Künstler wären gleich groß in ihrer Art, in einer solchen Art nemlich, daß ihr Geschmack in verschiedener Weise in ihren Kunstwerken sich bewährte, ohne darum dem einen oder dem andern eine Einseitigkeit Schuld geben zu können. Gänzlich werden

wir dabei die Forderung ablehnen müssen, daß der eine dem Geschmacke des andern folgen sollte in der Wahl seiner Gegenstände, in der Art ihrer Behandlung und in der technischen Ausführung des Kunstwerks. Wir wissen es wohl, daß wir hierin einem jeden seine Freiheit lassen müssen und daß es geradezu das Wesen des künstlerischen Geschmacks aufheben würde, wenn wir verlangen wollten, der eine sollte gewachsen sein, wie der andere. So wie wir aber den Künstlern ihre Freiheit lassen müssen sich in ihrem eigenthümlichen Geschmacke auszubilden, so werden wir auch wieder uns die Freiheit behaupten müssen unserem eigenen Geschmacke in der Wahl des Schönen zu folgen, an welchem wir uns erfreuen mögen. Es ist eben, wie früher gesagt worden, daß in dem Leben der Muße ein jeder seiner Neigung nachgeben darf. Haben wir nun in solcher Weise die Bildung des Geschmacks zu betrachten, so werden wir auch in den Geschmackslehren dafür zu sorgen haben, daß die Freiheit, in welcher der Einzelne seine Neigung in der Auffassung des Schönen walten läßt, eben so wenig übersehen werde, als die zwingende Gewalt, mit welcher das Schöne uns unsern Beifall abnöthigt. Sollten nun diese beiden Momente nur so mit einander verbunden werden, daß eins das andere beschränkte und ebensoviel der Freiheit abgezogen würde, als dem Zwange zufiele, so würde sich die angeregte Frage leicht beseitigen lassen; aber dem ist nicht also, vielmehr in dem ästhetischen Genusse, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, müssen wir von der einen Seite, so weit er vollkommen ist, so weit auch die Entfernung alles und jedes Zwanges fordern, von der andern Seite

aber auch verlangen, daß der Genießende ganz dem Gegenstande, so weit er schön ist, sich hingebe. Sollte er irgendwie sich gezwungen fühlen und nur ungern in die Beschränkung seiner freien Neigung eingehn, so würde dadurch auch sein Genuß gestört werden, und je mehr der Gegenstand ihm Beifall abnöthigte, um so weniger würde er seinem Geschmacke sich überlassen können; sollte er dagegen dem Gegenstande irgendwo sich nicht hingeben, so würde ihm eben darin nur ein unwahres Bild des Gegenstandes entstehn und er würde etwas schön finden, was in solcher Weise nicht vorhanden wäre. Daher können wir, indem wir unserem Geschmacke in der Anschauung des Schönen folgen, Freiheit und Zwang nur dadurch mit einander vereinen, daß wir voraussetzen, der Gegenstand, welchen wir schön finden, zwinge uns in derselben Richtung und eben so weit unsern Beifall ab, in welcher und wie weit die freie Neigung unseres Geschmacks uns führe.

Dies setzt nun aber voraus, daß der schöne Gegenstand in der That ganz dieselbe Art des Bewußtseins anrege, welche unser Geschmack in uns zu entwickeln geneigt ist oder welche wir in uns zu erzeugen wünschen. Daß dem wirklich so sei, möchte sich zuerst am leichtesten an den Werken der schönen Kunst nachweisen lassen. In ihnen geht der Künstler uns voraus in einer Reihe von eigenthümlich verknüpften Gedanken oder Vorstellungen, indem sein Geist zuerst erfindet, was in der Ausführung des Kunstwerks Andern zur Anschauung gebracht werden soll; wir aber folgen seiner erfinderischen Phantasie und suchen das zu begreifen oder uns anzueignen, was er in dem Kunstwerke hat ausdrücken wollen. Und vorausgesetzt

das Kunstwerk wäre schön, in allen seinen Theilen wohl erfunden und ausgeführt, so werden wir eben um so mehr unsern Geschmack bewähren, je genauer wir dem Gange seiner eigenthümlich verknüpften Gedanken oder seiner Phantasie zu folgen und den Sinn ihrer Verknüpfungen zu fassen vermögen. Die Bewährung unseres Geschmacks ist nichts anderes, als daß wir in unserer Phantasie der Phantasie des Künstlers getreulich nachgehn, und was wir daher Geschmack zu nennen pflegen in der Auffassung des schönen Kunstwerkes, ist nur Thätigkeit der Phantasie, sofern dieselbe angeregt wird durch den äußern Gegenstand. Erst wenn wir dies eingesehn haben, werden wir die Verbindung zwischen dem schönen Gegenstande und dem Geschmack nicht mehr für so zufällig halten, als sie beim ersten Anblicke es zu sein scheinen könnte. In dem schönen Gegenstande liegt dieselbe Verknüpfung der Phantasie, welche der Geschmack durchmacht; der Geschmack schließt sich an jene an, weil er in ihm dasselbe findet, was er zu erzeugen wünscht seiner Natur nach; er ist keinesweges eine bloße Empfänglichkeit für den von außen gegebenen Eindruck, sondern in der That eine Quelle für dieselbe Art der vernünftigen Thätigkeit, welche im Künstler war, als er das Kunstwerk erfand und ausführte. Ganz in dasselbe Verhältniß stellen sich Geschmack und Phantasie zu einander in dem nach einem eigenthümlichen Gesetze sich gestaltenden Bewußtsein, wie in dem nach allgemeingültigen Gesetzen sich vollziehenden Bewußtsein Lernen und Lehren zu einander stehn. So wie der Lernende dasselbe Denken zu vollziehen hat durch seine eigene Thätigkeit, was früher der Lehrer vollzog, so hat der Kunstfreund

dieselben Verknüpfungen der Phantasie zu vollziehen durch seine eigene Thätigkeit, welche früher der Künstler vollzog, und es wird daher auch derselbe oder wenigstens ein ähnlicher Erfolg dem Kunstfreunde aus der Thätigkeit seines Geschmacks sich ergeben, welcher früher dem Künstler aus der Thätigkeit seiner Phantasie sich ergab.

Gehen wir nun auf das früher Bemerkte zurück, daß wir in dem Leben der Muße unsern Phantasien nachhängen, um dadurch zu einer Befriedigung unseres persönlichen Bewußtseins zu gelangen, so erklärt sich auch hieraus, warum die Betrachtung des schönen Kunstwerks uns eine solche Befriedigung gewähren kann. Aber es liegt dabei auch die Frage nahe, warum wir in dem Gange unserer Phantasie an das uns anschließen und binden, was die Phantasie des Künstlers uns vorgebildet hat, warum wir nicht vielmehr unserer eigenthümlichen Neigung allein folgen und die Verknüpfungen der Phantasie selbst erzeugen, welche unsere Neigungen zu befriedigen geeignet sind. Erst durch die Beantwortung dieser Frage wird die Aufgabe gelöst, welche wir vorfanden, zu erklären, wie in dem Zwange, welchen der schöne Gegenstand auf uns ausübt, dennoch die Freiheit unseres Geschmacks keine Beschränkung erfährt. Erinnern wir uns aber an das, was wir früher über die Bedeutung der Geselligkeit für das Leben der Muße gesagt haben, so wird uns die Beantwortung auch keine Schwierigkeit darbieten. Es ist eben nicht gegen unsere Neigung den Neigungen Anderer uns zu bequemen, besonders wenn sie auch geneigt sind uns das Gleiche zu thun, welches wir bei einem jeden wahren Künstler werden voraussetzen müssen, wenn der-

selbe anders versteht in das rechte Verhältniß zum Kreise der Kunstfreunde sich zu setzen. Eine solche einschmeichelnde Weise, so anmuthige, zierliche oder auch großartig beherrschende Manieren, wie sie die schöne Kunst zeigt, gewinnen unsere Neigung; wir geben uns ihnen gern hin und warten die Zeit ab, welche auch uns einmal gestatten wird aufzutreten und den Künstlern gegenüber unsere Eigenthümlichkeit in ursprünglicher, von uns selbst anhebender Weise geltend zu machen. Dies ist das gesellige Wechselspiel der Muße, in welcher wir so gern dem Austausche der Eigenthümlichkeiten uns hingeben und im Gegensatz gegen Andere unsere persönlichen Richtungen zur Anerkennung bringen. Da findet kein Zwang statt, weil ein jeder, indem er den Andern sich anbequemt, auch von den Andern dasselbe erfährt und seiner Neigung gemäß ein jeder mit den Andern verkehrt, gewiß daß sie bereit sein werden ihm wieder in seinen Neigungen entgegenzukommen. Da bildet der Künstler absichtlich das Schöne für die geselligen Kreise der Kunstfreunde, weil er voraussetzen darf, daß sie geneigt sein werden die Saiten ihres Gemüths, welche er anschlägt, anklingen zu lassen. Nicht allzu spröde entzieht er sich den Neigungen derer, welche sich um ihn versammeln, welche seinen Werken ihre Gunst zuzuwenden geneigt sind, oder wenn er auch einmal finden sollte, daß er in den gewöhnlichen Gang dieser Neigungen nicht einschreiten könne, sondern ihre Phantasie in andere Bahnen rufen müsse, so setzt er dabei doch voraus, daß in den Gemüthern derer, welche er erwecken will, im Geheimen noch andere Neigungen schlummern, welche nur mit geschickter Hand angerührt zu werden brauchen, um sich

hervorzuarbeiten und dem Menschen einen weitern Kreis seines Bewußtseins über sich selbst zu eröffnen.

In Rücksicht auf das künstlerische Schöne finden wir also den Geschmack in der genauesten Verbindung mit seinem Gegenstande und begreifen ihn nur, indem wir bei ihm ein Eingehen in dieselben Thätigkeiten voraussetzen, aus welchen das Schöne ursprünglich hervorgeht. Wenn wir aber zu der andern Art des Schönen, dem natürlichen Schönen, uns wenden, so werden wir wohl nicht dieselbe Übereinstimmung des Geschmacks mit seinem Gegenstande nachweisen können. Die Natur bequemt sich nicht unserem Geschmacke, wie der Freund dem Freunde, wie der Künstler dem Kreise der Kunstfreunde. Wollten wir voraussetzen sie brächte das Schöne hervor ausgehend von einer Phantasie, welche der unsrigen ähnelte, und die wir nur nachbildend zu schmecken hätten, so würden wir uns selbst nur einem sehr gewagten Zuge unserer Phantasie überlassen. Aber dennoch, wenn wir uns belauschen in unserer Weise der Natur Geschmack abzugewinnen, so werden wir eine Ähnlichkeit zwischen unsern Verhältnissen zur Natur und der Weise, wie wir die künstlerische Schönheit auffassen, nicht übersehen können. Auch mit der Natur, indem wir ihrer Schönheit uns zugänglich zeigen, setzen wir uns fast in ein geselliges Verhältniß. Es ist, als spräche sie zu uns, als riefe sie zur Freude uns auf, als wollte sie Anklänge ihrer Gedanken, ein Gefühl ihrer tiefen Ruhe, ihrer geheimen bildenden Thätigkeit oder ihres kühnen Strebens, ihres rastlosen Schaffens, ihrer in wilder Kraft einherstürzenden Gewalt uns mittheilen. Genug eine Art der Sympathie erregt sie in uns, sobald wir

etwas Schönes in ihr zu erblicken glauben. Daher je empfänglicher wir für die Schönheiten der Natur sind, um so mehr bemeistern sich dieselben auch unserer Phantasie und selbst in der todten Natur glauben wir Leben zu erblicken, Formen, welche etwas ausdrücken sollen, was sie von innen gestaltet hat, selbst in der stummen Natur glauben wir Stimmen zu vernehmen, die in fremder Sprache zu uns reden und eine unserer eigenen gleichartige Stimmung uns wenigstens ahnen lassen. Zwar nicht überall wird uns so die Sprache der Natur vernehmlich entgegentreten, aber eben deswegen finden wir auch die Natur nicht überall schön, verdecken vielmehr an ihr vieles, rücken anderes zurecht und verfahren überhaupt mit der Schönheit, welche wir ihr entnehmen, auf eine viel willkürlichere Weise, als mit den schönen Kunstwerken, welche ein menschliches Gemüth uns öffnen sollen. Freilich werden wir bei einer nüchternen Betrachtung der Natur zugeben müssen, daß was wir so der Natur abzulauschen meinen, keineswegs von ihr beabsichtigt sein möge, allein dies wird dennoch keinen Einfluß haben auf das Gefühl des Schönen, welches wir in der Natur zu finden glauben. Es ist eben nur unser Glaube, auf welchen es hierbei ankommt. Legen wir durch diesen der natürlichen Erscheinung eine andere Bedeutung bei, als sie an sich haben mag, so ist es gleichsam unser Widerbild, welches wir in ihr finden, und es spinnt sich damit eine Unterhaltung in uns an mit keinem Andern als mit uns selbst; wir haben alsdann die Schönheit in der Natur nicht sowohl gefunden, als gemacht, wie wir sagten, und erfreuen uns an unserer eigenen Phantasie, deren Erzeugnisse wir uns

gefallen lassen. Deswegen sind auch diese Schönheiten der Natur, soweit wir wissen, nur absichtslos und in der That zufällig, sie sind nur theils geschickter, theils weniger geschickt unsere Phantasie zu Schöpfungen zu erregen, welche sich unserer Eigenthümlichkeit gemäß entwickeln, und nur deswegen nennen wir sie schön, weil sie Schönes in uns erregen. Also auch in Beziehung auf sie ergiebt sich dasselbe, was wir früher von den künstlerischen Schönheiten haben sagen müssen, nur auf der einen Seite in einem höhern, auf der andern Seite in einem niedern Grade. Nur in einem niedern Grade, werden wir gestehn müssen, ist in der Natur die gegenständliche Schönheit vorhanden, welche uns zwingt in denselben Bahnen der Gedanken und Vorstellungen unserem Vorbilde zu folgen; denn Gedanken und Vorstellungen liegen eben nur in einer weniger vernehmlichen Weise der Natur zum Grunde als der Kunst, und deswegen haben wir auch eine größere Freiheit in die Betrachtung des natürlich Schönen unsern eigenen Sinn hineinzulegen. Um so größer aber finden wir auch bei Betrachtung des natürlich Schönen die Übereinstimmung der in uns angeregten Phantasie mit unserem Geschmacke; denn eben diese Phantasie haben wir selbst größtentheils uns geschaffen und wir erfreuen uns nun um so ungestörter an einer Schöpfung, die so genau mit unseren eigenen Neigungen übereinstimmt, während bei der Betrachtung von Kunstwerken doch wohl leichter es vorkommen mag, daß wir den Gang, welchen die Phantasie des Künstlers genommen, nicht ganz mit den Richtungen unseres Geschmacks in Übereinstimmung finden. Es möchte wohl hieraus zu erklären sein, daß es uns häufi-

ger bei Betrachtung von Kunstwerken begegnet, wenn sie auch sonst uns anziehen, dennoch hie und da einen Widerwillen gegen einzelne Theile derselben zu verspüren, als dies bei Betrachtung der Schönheiten der Natur der Fall ist.

Aus allen diesen Untersuchungen geht uns nun hervor, daß wenn wir die Ästhetik rein als Geschmackslehre behandeln wollten, uns daraus nur eine Einseitigkeit erwachsen würde. So wenig man in der Didaktik das Lehren von dem Lernen trennen darf, eben so wenig darf man in der Ästhetik den Geschmack von der Phantasie trennen. Damit wendet sich denn aber die Untersuchung nothwendig auf ein größeres Gebiet, nicht allein auf das, was die Geschmackslehre abzuhandeln beabsichtigt, wie das Schöne zu beurtheilen sei und das Häßliche, sondern auch auf alle die Fragen, welche die Erfindung des Schönen zu Zwecken der Kunst betreffen. Und hiermit verbindet sich alsdann auch die Untersuchung über die Weise, wie die Phantasie des Einen zu dem Geschmacke des Andern passe und wie vorausgesetzt werden dürfe, daß der Neigung des Einen keine Gewalt geschehe, wenn er im Genusse des Schönen der Phantasie eines Andern zu folgen genöthigt werde. Dies aber führt uns unaufhaltsam in die Bahn der Untersuchungen über das gesellige Leben der Muße, auf welche wir früher gekommen sind, als wir die Bedeutung des ästhetischen Lebens ermitteln wollten, und wenn wir die Bildung der Phantasie in Frage ziehen, so werden wir dabei auch die Weise nicht übersehen können, wie wir in uns selbst Übereinstimmung und gleichsam ein geselliges Wesen unter den einzelnen Elementen unseres Lebens zu bringen haben.

Wir haben das Schöne früher erklärt als das, was dem richtig gebildeten Geschmacke gefalle. Aber wenn wir uns nun weiter fragen, welche Bildung des Geschmacks die richtige sei und wie sie gewonnen werde, so möchte wohl niemand so beschränkt sein, daß er übersehen könnte, wie nicht allein diese oder jene Übung des Geistes jene Bildung betreibe, sondern daß in der That alle Entwicklungen unseres vernünftigen Lebens in sie eingreifen. Um so weniger wird dies übersehen werden, je mehr beherzigt worden, was wir so eben auseinandergesetzt haben, daß der Geschmack nur mit der Phantasie sich bilde. Wenn der Verstand in allgemeingültiger Weise denkt und daher auch in einer gleich vertheilten Gabe der Natur wurzelnd zunächst das Allgemeine ergreift, nur mit Mühe aber und spät das Eigenthümliche zu fassen vermag; so müssen wir neben ihm noch eine andere Art der Regungen unseres Geistes setzen, welche dem Eigenthümlichen sich zuwenden; denn so wie in eines Jeden Wesen auch seine Eigenthümlichkeit liegt, so wird sie nothwendig auch vom Beginn des Lebens an sich zu entfalten streben. Eine solche Entfaltung wird sie gewinnen im Wechselverkehr mit andern vernünftigen Wesen, welcher für ein jedes vernünftiges Vermögen die lebhaftesten und fruchtbarsten Erregungen darbietet. Da werden Geschmack und Phantasie beide nicht ohne Gesetz, aber nicht nach allgemeingültigen Gesetzen, wie der Verstand, sondern nach einem Gesetze, welches in einem jeden ein anderes, der Ausdruck seines eigenthümlichen Wesens ist, sich entwickeln. So wie für den Verstand die Nahrung ist das allgemeine Gesetz, in welchem wir leben, so ist des Geschmackes Nahrung das

eigenthümliche Leben, welches in einem jeden aus einer eigenen Quelle ursprünglich und persönlich hervorbringt. Da bildet sich aus einer Reihe von Erfahrungen und Gedanken, von Neigungen und Stimmungen, welche bei keinem Andern so vorkommen, eine Ansicht der Dinge, welche nur einmal in der Welt gefunden werden kann, und was in diese Ansicht eingeht ohne Reibung, ohne Hader, mit Lust den übrigen schon zu einer Anschauung verschmolzenen Elementen sich anfügend, das liebt unser Geschmack. Wie kahl und ärmlich sind doch hiergegen alle die Formeln, in welchen man den rechten Geschmack, das wahrhaft Schöne, das Gesetz für den Künstler hat beschreiben wollen! Sie wollen eines Menschen Ansicht der Dinge, noch dazu in einen abstracten unzureichenden Begriff gefaßt, aller Welt aufdrängen. Aber niemand soll sich meistern lassen durch eine solche fremde Ansicht; er soll sich vielmehr offen erhalten für alles Eigenthümliche und seinen Geschmack bilden, indem er die Übereinstimmung Anderer mit sich selbst sich zum Bewußtsein bringt. Hierzu wird natürlich am meisten beitragen, daß er die ausgebildete Schönheit in Andern sich aneignet, und diese findet er nirgends stärker ausgeprägt als in der schönen Kunst.

Es bleibt uns nun noch übrig die Ästhetik zu beleuchten, welche als Kunstlehre sich auszubilden strebt. Diese zeigt sich zunächst unsern Ansichten vom ästhetischen Leben günstiger, als alle die früher betrachteten Formen der Ästhetik. Denn die Kunst muß doch offenbar als eine Aufgabe des sittlichen Lebens erscheinen, und wenn wir einigermaßen gewohnt sind das Sittliche nicht in einem gar zu beschränkten Kreise, allein im persönlichen Leben

des Einzelnen, zu betrachten, sondern auch seine Regungen in den größern Kreisen der Gesellschaft, z. B. im Leben eines Volkes, zu verfolgen, so werden wir begreifen, daß diese Aufgabe keinesweges nur als eine willkürlich ergriffene sich uns ergiebt, sondern eine sittliche Nöthigung hat, daß wir sie lösen sollen und daß es unmöglich ist, die Gesammtheit des sittlichen Lebens herzustellen, wenn darin nicht auch die schöne Kunst ihre Stelle erhält. Denn wir werden doch wohl bekennen müssen, daß ein Volk auf einer sehr niedern Stufe der Bildung stehn müßte, wenn nicht künstlerische Werke von ihm gepflegt werden sollten.

Allein dennoch müssen wir besorgen, daß die Ästhetik, welche rein als Kunstlehre sich ausbildet, einen Kreis des menschlichen Lebens zu sehr von dem Ganzen desselben absondern werde, als daß auch nur die Bedeutung dieses Kreises ihr vollständig heraustreten könnte, indem doch der Theil nur aus seinem Verhältnisse zum Ganzen richtig erkannt werden kann. Denn warum sonst sondert sie die Kunst so völlig von den übrigen und besonders von den ihr so nahe verwandten Aufgaben des vernünftigen Lebens ab? Unsere Beschäftigung mit der schönen Kunst, sei es als Kunstwerke hervorbringend, sei es als solcher Werke uns erfreuend, wird sie zwar als einer gebildeten Muße angehörig darstellen, aber indem ihr dabei eben nur die höchsten und ausgezeichnetsten Erzeugnisse unserer Muße vor Augen stehen, wird sie nur zu leicht verführt werden die weniger gebildeten Anfänge, auf deren Grundlage sie beruhen, zu übersehen oder zu gering anzuschlagen, und alsdann kann es nicht ausbleiben, daß auch die Verbindungsglieder, welche die Kunst an das übrige Le-

ben der Menschen anschließen, in den Schatten treten. Wir wollen hiermit nicht etwa der Kunstlehre die Umsicht absprechen, zu welcher sie ihr wissenschaftliches Bestreben führen muß, nemlich auch das Kleinste, was als Kunstthätigkeit hervortreten mag, in ihre Untersuchungen mit aufzunehmen, um den ganzen Umfang der Kunst vor Augen zu haben, sondern nur das befürchten wir, daß sie übersehen werde, wie auch ohne künstlerisches Bewußtsein auf eine natürliche Weise, wie man zu sagen pflegt, etwas ganz Ähnliches sich ergiebt, wie das Kunstwerk, etwas Schönes. Dieses Schöne der Natur, welches am Menschen nicht ohne sein Zuthun, nicht ohne sittliche Thätigkeit sich ausbildet, welches aber auch wieder in einer ähnlichen Weise in der übrigen Natur gefunden wird, fällt nothwendig außerhalb der Betrachtung der Kunstlehre, sobald man sie rein als Kunstlehre behandelt.

Noch in einer andern Rücksicht ist die Kunstlehre in Gefahr in eine einseitige Absonderung ihres Gegenstandes zu verfallen. Wenn nemlich die Kunst ihrem Begriffe nach es mit dem Können zu thun hat, so wenden sich die Untersuchungen der Kunstlehre auch wesentlich auf das Talent in der Darstellung des Schönen oder auf die Ausbildung einer eigenthümlichen Tüchtigkeit in der Bearbeitung der Natur, zwar nicht zu nützlichen Zwecken, aber doch zur Befriedigung des Geschmacks. Jenes Talent oder diese Ausbildung sind aber nicht in gleicher Weise unter den Menschen vertheilt, sondern der Eine besitzt sie in größerm, der Andere in einem geringern Grade, manchem könnte man sie vielleicht ganz absprechen. Hiernach könnte nun wohl die Meinung sich geltend machen, daß ein Unterschied

unter den Menschen zu setzen wäre, nach welchem nur einige Menschen zur Ausübung der schönen Kunst Beruf hätten, die meisten aber nicht. Dadurch aber würde in der That das ästhetische Leben wieder in das Leben der Arbeit gezogen werden, denn diesem gehört der Beruf an, da wir es doch unsern frühern Untersuchungen nach in das Leben der Muße setzen mußten. Nun wollen wir zwar keinesweges leugnen, daß auch die Beschäftigung mit der Kunst eine Arbeit und ein Werk des Berufs werden könne, wie wir schon früher bemerkt haben, daß unser Gegensatz zwischen Arbeit und Muße keinesweges ausschließender Art ist; aber wenn die Kunstlehre ihrer Natur nach den stärksten Nachdruck im ästhetischen Leben eben auf die Kunst und damit auf den besondern Beruf in der Bearbeitung der Natur legt, so kann sie kaum vermeiden die Geschicklichkeit in der Arbeit für das Wesentliche im ästhetischen Leben anzusehen und das Technische in der Kunst in einer Weise hervorzuheben, welche den wahren Beweggründen im ästhetischen Leben Abbruch thut.

Fast noch nothwendiger scheint uns hiermit eine dritte Einseitigkeit der Kunstlehre in Verbindung zu stehn. Wenn nemlich die schöne Kunst als Beruf eines besondern Standes angesehn wird, des Künstlerstandes, welcher aber nicht wie andere Klassen geringerer Arbeiter zum Nutzen der übrigen bürgerlichen Gesellschaft arbeitet, so scheint dadurch ein Beruf eingeführt zu werden, welcher nicht für die Übrigen, sondern nur für sich selbst berufen ist. Hieraus stammen die Klagen über Misbrauch der schönen Kunst, über Entweihung ihrer selbständigen Würde, wenn von ihr gefordert wird, daß sie irgend etwas den übrigen

Entwicklungen des vernünftigen Lebens leiste, anstatt daß man anerkennen sollte, wie es in der Natur des ästhetischen Lebens liege bald vorherrschend seine Zwecke geltend zu machen, bald willig andern Zwecken sich unterzuordnen und wie das letztere eben so wenig der Kunst zur Unehre gereichen könne, als es auch der Wissenschaft Schande macht, wenn sie zu Zwecken der Kunst sich gebrauchen läßt. Hieraus fließt auch der Künstlerstolz, welchen wir eben so wenig loben können, als jeden andern Stolz eines Standes, welcher aber natürlich daraus fließen muß, daß man den Künstlern einbildet, sie wären die einzigen Menschen, welche ein wahrhaft freies Geschäft trieben, ein Geschäft, in welchem sie niemanden zu berücksichtigen, sondern ihrem Genius allein zu folgen hätten, weil man sie nemlich die Kunst betrachten lehrt ohne ihre Beziehung zu den Kreisen der Gesellschaft, für welche sie arbeitet.

Wir wollen zunächst an diesen Punkt anknüpfen, um in weiterer Ausführung zu zeigen, wie die Kunstlehre nur dadurch ihrer Einseitigkeit sich erwehren kann, daß sie einem allgemeinern Standpunkt der Untersuchung über das ästhetische Leben sich anschließt. Man hat die Meinung geäußert, der Künstler werde in seinen Werken von nichts anderem getrieben, als nur von dem Bestreben das Schöne darzustellen und sich selbst in dieser Darstellung zu genügen. Es lebe in ihm eine eigenthümliche Begeisterung, welche an der Anschauung der Natur und des menschlichen Lebens sich erzeuge und aus dieser die Elemente des Schönen schöpfe. Diese Begeisterung treibe ihn zum Werke an und was er hervorbringe, das sei nichts weiter als die Äußerung des in ihm waltenden Triebes. Dabei nehme

er eben keine Rücksicht auf den Beifall oder das Misfallen, welche ihm werden könnten. Sollte es aber anders sich zeigen, daß vielmehr Künstler von dem Geschmack ihrer Genossen, der Kunstfreunde, sich abhängig machten, so glaubt man sie tadeln zu dürfen; man meint, in demselben Maße, in welchem sie sich abhängig machten, in demselben vergäben sie ihrer künstlerischen Würde. Dem würden wir nun wohl beistimmen müssen, wenn dabei die Rede wäre von einer Menge der Menschen, deren ungebildetem oder verbildetem Geschmacke geschmeichelt werden sollte durch die künstlerische Darbringung; aber ganz anders würde sich die Sache stellen, wenn ein gebildeter Geschmack vorausgesetzt wird in den Freunden der Kunst. Abhängig, werden wir freilich sagen müssen, kann der wahre Künstler sich nicht machen von irgend einer Verkehrtheit oder auch nur von einer andern Stufe der Bildung, als die, welche er selbst inne hat. Er muß sogar einen jeden Anspruch zurückweisen, welcher seiner Eigenthümlichkeit, seiner Originalität irgend etwas aufdrängen will, was ihr fremd und störend ist. Dies verlangt das Leben der Muße, welchem wir die Kunst zueignen, daß in demselben ein jeder seinen Neigungen, den Trieben seiner Persönlichkeit sich überlasse. Aber dennoch werden wir sagen müssen, daß die künstlerische Thätigkeit in allen ihren Werken an einen Zustand der Geselligkeit sich anschließt, an einen Bildungsstand, welcher in dieser Zeit, in diesem Volke verbreitet und aus welchem selbst die Persönlichkeit des Künstlers hervorgewachsen ist; daß sie alsdann auch keinesweges unempfänglich sich zeigt für Lob und Tadel der Edlen, welche dem Künstler

sich gleich schätzen können, wenn nicht in allen Rücksichten, doch in den wesentlichen, und daß sie in voraus ihre Werke zubereitet in dem Blicke auf das, was dem Geschmacke der wahren Freunde der Kunst Genüge und Lust bereiten werde. Dies ist keine Abhängigkeit, welche der Originalität des Künstlers Abbruch thut, sondern nur ein Mittel, die unentwickelten Keime des selbständigen Lebens zu freier Entwicklung aufzuregen und die Schlacken der Rohheit und eines angebildeten fremdartigen Zusatzes von sich abzustreifen. In einer solchen Wechselwirkung mit den Freunden der Kunst müssen wir den wahren Künstler uns denken. Und in der That es wäre eine leere Abstraction, wollten wir den Künstler von dem Liebhaber der Kunst im Gedanken absondern. In seinem Begriffe liegt es, daß er gedacht werde umgeben von einem Kreise, welcher seiner Werke sich erfreut, wie es im Begriffe der Ursache liegt nicht ohne Wirkung zu sein. Wir würden schon eine krankhafte Stimmung in ihm voraussetzen müssen, welcher auch das wahrhaft Schöne hervorzubringen nicht gegeben sein würde, wenn wir annähmen, daß er allein seinetwegen das Kunstwerk vollendete, ohne den Andern die Freude an demselben zu gestatten oder auch nur ohne sie dazu aufzufordern sich desselben zu erfreuen. Denn wir könnten fragen, wozu er es denn ausführte, wenn nicht für die Andern, da es ihm zu seinem eigenen Genusse schon hinreichen würde, es in seiner Phantasie empfangen zu haben; sollte er aber auch, um die flüchtige Phantasie zu fesseln oder selbst um sie nur im Einzelnen völlig sich ausbilden zu können, die Ausführung des Kunstwerkes nöthig haben, so würde es dennoch eine thörichte Einbil-

dung von ihm sein, wenn er glaubte, seine Äußerung im Kunstwerke sei nur hierzu bestimmt und habe keine Bedeutung für die Übrigen. Demnach müssen wir es für unausführbar halten die schöne Kunst allein zum Gegenstande der wissenschaftlichen Untersuchung zu machen, absehend von der Weise, wie sie auf Andere wirkt und für diese Wirkung berechnet ist, absehend auch davon, wie sie von Andern Wirkungen empfängt.

Wir erlauben uns noch etwas tiefer in die Wechselwirkung einzugehn, welche hierdurch zwischen dem Künstler und dem Kreise seiner Mittheilung gesetzt ist. In der Kunstlehre betrachtet man sie meistens nur von der Seite der Einwirkung, welche die Kunst auf ihre Umgebungen ausübt. Da erscheint der Künstler wie der machtvollkommene Herrscher, welcher jede Gewalt in sich vereinend keine Rücksicht zu nehmen hat auf die ihm Untergebenen, alles in seine Bahn mit sich fortreißt und wie aus einer ungestalteten Materie alles aus ihnen macht, was ihm beliebt. Der Künstler verlangt vom Kunstfreunde nur, daß er die Schönheit seines Werkes mit empfänglichem Geiste in sich aufnehme. Diese Empfänglichkeit verhält sich zu seinem Schaffen nur, wie das Leiden zum Thun. Wer jedoch das früher Gesagte bedenkt, dem muß diese Ansicht wie eine leere Dichtung erscheinen. Das mag Gott überlassen bleiben auf so vollkräftige Weise sich zu bestimmen, wie es nach dieser Lehre der Künstler thun soll; und nur wenn jemand nichts weiter, als nur von Gott begeistert wäre, dem möchten wir auch wohl zugestehn, daß er gegen alles Übrige unempfindlich sich verhalte außer gegen Gott und nichts weiter aus sich aus-

strömen lasse als die Stimme des Gottes. Aber weit entfernt müssen wir uns bekennen von jener alterthümlichen Ansicht, daß der Dichter oder der Künstler, von welcher Art er auch sein möge, eben nur als ein Begeisterter des Gottes sich erweise; wir erblicken vielmehr einen Menschen in ihm, ungefähr wie wir selbst sind; möchte es auch sein, daß er etwas über uns hervorragt, dennoch wird auch er ähnlichen Einflüssen wie wir sich unterworfen zeigen und, wie er giebt, nicht weniger auch empfangen. Das ist eben, wie schon früher gesagt, das Verführerische für die Kunstlehre, daß sie den Werken der schönen Kunst in ihren höchsten Gipfelpunkten sich zuwendet und nun den Künstler anstaunt wie einen Gott unter den Menschen, aber die Stufen vergißt, auf welchen er nur allmälig sich erhebend zu der Höhe gelangt ist, auf welcher er steht, derselben Mittel bedürftig, durch welche wir uns erheben, und auch dann noch bedürftig, wenn er schon oben steht, um auf dieser Höhe sich zu erhalten. Sollte die Kunstlehre hierüber sich nicht täuschen, so wird sie gewahr werden, daß eine wechselseitige Abhängigkeit des Künstlers und der Kunstfreunde stattfindet, daß so wie jene ihr Publicum bilden, so sie auch wieder von diesem gebildet werden, eine Abhängigkeit, in welche beide Theile gern eingehn, weil es eben ihren Neigungen entspricht sich gegenseitig auszutauschen und ein geselliges Verhältniß unter sich auszubilden. Man möge nur darauf blicken, daß eine jede schöne Kunst die Gegenstände, welche sie behandelt, aus der Bildungsmasse der Gesellschaft entnimmt, welcher sie angehört, und daß sie eine geschichtliche Fortbildung hat, welche um so sicherer fortschreitet, je genauer sie dabei an

die Verhältnisse der Geselligkeit sich anschließt, in welcher sie sich ausbildet. Volksthümliche Sage oder Geschichte, Religion, weitverbreitete Gelehrsamkeit bieten ihr die Stoffe dar, welche sie bearbeitet, nicht ungern empfängt sie die Aufgaben, welche die geselligen Feste bald kleinerer Kreise, bald eines Volkes, bald einer Kirche ihr darbieten, und um so vollkommner wird sie dieselben zu lösen geschickt sein, je lebendiger sie die Interessen in sich aufnimmt, welche solche gesellige Vereinigungen durchdringen und verbinden. Wer nur geneigt und geübt ist die Erzeugnisse der menschlichen Vernunft nicht bloß da zu betrachten, wo sie offen heraustreten und in glänzenden Erscheinungen die Augen der staunenden Menge auf sich ziehen, sondern sie bis in die kleinsten und unscheinbarsten Anfänge zu verfolgen, der wird bei den so eben angeregten Betrachtungen nun wohl kaum zu entscheiden wagen, ob der Künstler mehr thätig oder mehr leidend sich verhalte zu seinem Publicum. Bedenken wir, wie die Feste sich bereiten, wie sie zuerst eine Bereitwilligkeit Vieler voraussetzen zu einem bestimmten Zweck, in Erinnerung an eine frühere Begebenheit, in gemeinsamen Vorsätzen für die Zukunft oder in der Freude über gegenwärtige Vorgänge sich zu versammeln; wie nun auch nach diesem gegebenen Inhalte des Festes ein jeder eine bestimmte Erwartung von der Form seiner Begehung hegt, wie allmälig diese Form von rohen Anfängen aus sich verfeinert und veredelt, nicht ohne Einfluß derer, welche das Fest ordnen, und der Künstler, welche hierbei angestellt werden, aber auch eben so wenig ohne Einfluß der Menge, welche vom Feste eine bestimmte Erwartung hegt und deren Geschmack

in jeder Weise zu berücksichtigen ist, und wie sich nun hieraus eine bestimmte Norm, ein feststehender Typus, eine Sitte und ein Stil für das Kunstwerk ausbildet, welche alle der Künstler beachten muß, so werden wir diesen fast in keinem andern Lichte erblicken können, als wie einen Diener der öffentlichen Anstalten, welcher sich hauptsächlich nur zu bemühen hat, den Sinn derselben zu treffen und in diesem Sinne seine Geschicklichkeit aufzuwenden. Da findet sich nun die sich ergötzende Menge als der Herrscher, welcher seinem Diener gebietet; diesem Herrscher zu gefallen, das ist der Lohn des Künstlers; sein Beifall ist der Gott, welcher ihn begeistert. Es versteht sich freilich, daß wir hiermit nur die Kehrseite der Münze zeigen wollen. Das Wahre an der Sache ist, daß sie zwei Seiten hat, indem Künstler und Publicum in Wechselwirkung mit einander stehen, wobei kein Theil nur leidend sich verhalten kann. Weil aber die Kunstlehre nur die eine Seite zeigt, drehen wir um so geflissentlicher die andere Seite heraus.

Gehen wir weiter ein auf die wesentlichen Bestandtheile des Kunstwerks, auf die Erfindung und die technische Ausführung, so werden wir auch in beiden Rücksichten den Künstler wenigstens eben so sehr empfangend als ausspendend finden. Für seine Erfindung zuerst ist ihm gegeben ein bestimmter Inhalt der Sage, der Geschichte oder im Allgemeinen des Kreises von Vorstellungen, von Gedanken und Anschauungen, in welchem sich sein Geist entwickelt hat und in welchem auch die Menge der Zuhörer oder Zuschauer lebt. An ihm begeistert er sich; aus ihm schöpft er die Ideen, welche seine Empfindung zu einem

ungewöhnlichen Schwunge steigern. Diese Bildungsmasse, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, ist nicht von ihm geschaffen worden, sie ist nicht das Erzeugniß einiger Wenigen, sondern alle, welche dem Entwicklungsgange dieser Bildungsmasse angehören oder angehörten, haben an ihr gebildet von einer langen, unübersehlichen Zeit her, und einiges wohl mag nun auch der Künstler ihr zusetzen, aber wie gering ist es gegen das Ganze der Masse! Er thut das Seine hinzu, wie alle die Vielen, welche den Kreis seiner Mittheilung bilden, das Ihre hinzugethan haben. In dieser Bildungsmasse, irgend wie um eine besondere Gestalt oder Gruppe wie um einen Kern vereinigt, wird er nun wieder den begeisternden Gott anerkennen müssen, welcher ihn beherrscht, und so nicht allein als herrschend, sondern auch als beherrscht sich darstellen, als ein Glied einer Kette von Wirkungen, welches in dieser Kette auch als Ursache an seiner Stelle und nach seiner Würde sich erweist. Er ist eben ein Glied in einer geselligen Ordnung.

Was nun noch die technische Ausführung betrifft, so wird auch in dieser der Künstler nur begriffen werden können, wenn man ihn in seinem Verhältnisse zu einer geschichtlichen Reihe von Entwicklungen denkt, welche theils seiner Kunst im Besondern angehören, theils aber auch über den Kreis seiner Kunst hinaus sich erstrecken. Was das erstere anbelangt, so ist es allgemein anerkannt, daß die technischen Fertigkeiten und die Mittel zur Unterstützung derselben nur allmälig sich ausbilden, durch Überlieferung und weiter fortschreitende Erfindung vervollkommnet werden und daß ein jeder Künstler daher, was die technische

Seite seiner Kunst betrifft, nur als ein Schüler seiner Meister betrachtet werden kann. Allein von dieser Seite wird denn doch vielleicht die Kunstlehre behaupten können, daß sie in den Grenzen ihres Begriffs sich halte, indem sie eben nur mit Künstlern und Kunst zu thun habe, wenn sie den einzelnen Meister und seine Kunstwerke zu begreifen suche, wie sie sich ergeben haben aus der Geschichte seiner Kunst. Wenn nur nicht auch zugleich darauf zu achten wäre, daß die Entwicklungen anderer Fertigkeiten, welche außerhalb der schönen Kunst liegen, in diese mit eingreifen und theils Mittel der Kunst darbieten, theils Anforderungen an dieselben stellen. Wenn wir besonders die Anfänge der Kunst betrachten, so werden wir finden, daß sie mit dem ganzen gesellschaftlichen Leben so verwachsen sind, daß es schwer halten möchte sie aus dem Treiben eines abgesonderten Künstlerstandes abzuleiten, und wenn nun doch von diesen Anfängen auch die weitern Fortschritte der Kunst abhängen, so ergiebt sich unstreitig die Aufgabe die Kunst aus der Mitte der ganzen vernünftigen Entwicklung des Menschen zu erklären. Am offenbarsten ist dies natürlich bei den Künsten, deren Technik am mannigfaltigsten verzweigt ist mit dem Leben der ganzen Gesellschaft. Dies ist im weitesten Umfange der Fall mit den Künsten, welche der Sprache zu ihrem Mittel sich bedienen. Denn an der Ausbildung dieser nimmt die ganze Gesellschaft Theil, und wenn daher jemand die Künste der Rede nach ihren Gründen erklären will, so wird er dabei nicht übergehen können, wie die Sprache als Gemeingut eines ganzen Volks sich ausbildet, welches nicht allein für die weniger Begabten dichtet und denkt,

sondern von welchem auch der beste Künstler wird bekennen müssen, wie es ihm in seinen schönsten Werken vorgearbeitet habe.

Aber nicht weniger greifen auch die Anforderungen, welche an die Kunst gemacht werden, in die Entwicklung der technischen Fertigkeiten so wie in die Erfindung ein und es versteht sich, daß alsdann diese zum großen Theil nicht von den Künstlern ausgehn, sondern von denen, welche den Künstlern Arbeit geben. Fassen wir diesen Punkt noch besonders in das Auge, so wird auch an ihm offenbar werden, wie wenig es statthaft ist die Entwicklung der schönen Kunst als ein abgesondertes Gebiet für die vernünftige Thätigkeit zu betrachten, mit dessen Ausbildung nur die Künstler zu thun hätten. Denn da, wo den Künstlern Arbeit gegeben wird und bestimmte Aufgaben für die Ausführung vorliegen, da kommt es natürlich weniger auf die innere Erregung, auf die Erfindung des Künstlers an, als auf die geschickte Handhabung der Kunstmittel, und es mischen sich nun, wenn die Kunstlehre nicht umhin kann auch solche Werke, die von bestimmten Aufgaben des Bestellers ausgehn, mit in ihre Untersuchung zu ziehn, in ihren Lehren zwei Arten der Kunst mit einander, von welcher die eine frei nur dem Schönen und der Phantasie des Künstlers folgt, die andere dagegen fast nur auf die technische Ausführung sieht. Leicht möchte jemand in Versuchung gerathen die letztere von der ästhetischen Untersuchung ganz auszuschließen und sie nur dem Handwerke, der Technik, zuzurechnen, wenn er nicht darauf achtete, wie tief doch diese Weise der Kunstübung mit der Geschichte der schönen Künste verwachsen ist und

wie schwer die Scheidung sein möchte, welche man zwischen der schönen Kunst und der reinen Technik zu bewerkstelligen gedächte. Zwar ein Unterschied zwischen beiden wird sich wohl nicht leugnen lassen; aber alles der letztern zuzuweisen, in welchem ein Künstler der Bestellung folgt und nur getreu ihren Anordnungen nachzugehen bemüht ist, dürfte doch das Gebiet der schönen Kunst gar zu sehr schmälern. Auch in dieser Beziehung dürfen wir wohl unserer Ansicht Raum verstatten, daß eben das Leben der Kunst ein geselliges ist und daher in ihm zwischen dem Künstler und zwischen dem, für welchen er seine Kunst übt, etwas Gemeinschaftliches sich ausbildet, ein Erzeugniß, welches weder dem einen, noch dem andern Theile allein zugeschrieben werden kann. Gesetzt auch der Besteller verlangte von dem Künstler nichts anderes, als daß er in seine Idee einginge und sie ausführte, so brauchte der Künstler dadurch noch nicht sich beschränkt zu fühlen und nur wie ein leidendes Werkzeug; sondern wenn jene Idee in einem Geschmacke aufgefaßt wäre, welcher dem seinigen entspräche, so würde er nur die Anregung von dem Besteller empfangen, übrigens aber das Werk vollbringen, als wäre es in seinem eigenen Kopfe entsprungen. Und wenn nun auch das Vorausgesetzte in seiner ganzen Strenge schwerlich jemals vorkommen sollte, so müssen wir doch voraussetzen, daß der Besteller den Künstler sich auswählen werde, welcher in seine Idee wenigstens einigermaßen einzugehen im Stande ist; denn je mehr dies stattfindet, um so besser wird seine Idee ausgeführt werden; und wir müssen ebenfalls voraussetzen, daß der Besteller seine Idee entnehmen werde aus dem

gesellschaftlichen Bildungsstande, in welchem er und der Künstler ihre Bildung empfangen haben, so daß sie auch gemeinschaftliche Berührungspunkte in jener Idee nicht vermissen werden.

Dies sind die Gründe, aus welchen wir auch die Kunstlehre verwerfen müssen, sofern diese darauf ausgehen sollte alles das zu umfassen, was als Aufgabe einer wissenschaftlichen Ästhetik zu denken ist. Dennoch räumen wir gern ein, daß diese Form der Ästhetik dem am nächsten kommt, was unserer Ansicht nach die Lehre vom ästhetischen Leben zu leisten hat. Verfolgt sie ihren Gegenstand gründlich, so wird sie alsbald auch den Forschungen sich zuwenden müssen, welche über das Gebiet der Kunst und des künstlerisch Schönen hinausgehn. Die Kunstlehre bildet sich ihrem Wesen nach in einer doppelten Neigung aus, theils praktische Vorschriften für den Künstler zu geben, theils die Leistungen der Kunst geschichtlich überblicken zu lassen. Die praktischen Vorschriften sind aber entweder technisch und neigen sich alsdann dem Empirischen zu, denn die Kunstfertigkeit wird nur durch Übung und Erfahrung erlangt, oder sie gehen darauf aus dem Künstler die Zwecke vorzuzeichnen, welche er in der Ausübung seiner Kunst verfolgen soll; in diesem Falle können sie einen philosophischen Charakter gewinnen. Allein, wenn sie diese Seite ergreifen, so werden sie auch den Begriff des Schönen entwickeln müssen, weil der Künstler nach dem Schönen zu streben hat, und es wird sich alsdann ergeben, was wir bei der Untersuchung über die Ästhetik als Schönheitslehre gesehen haben, daß die Schönheit nicht als etwas in der Natur Gegebenes, von dem vernünfti-

gen Leben Unabhängiges gedacht werden kann, daß sie vielmehr auf das genaueste mit der Entwicklung unserer Phantasie und unseres Geschmacks in Zusammenhange steht. Ebenso wie wir nun hierbei Phantasie und Geschmack in Verbindung gefunden haben, ebenso stellen sich auch Künstler und Kunstkenner als nothwendig zu einander gehörig dar und ihr Verhältniß zu einander leitet auf die Untersuchung der geselligen Verhältnisse, in welchen beide mit einander zusammentreffen. Wenn aber von der andern Seite die Kunstlehre der geschichtlichen Untersuchung sich zuwendet, so wird ihr auf das deutlichste sich ergeben, daß die Kunst nur in einer gesellschaftlichen Verbindung sich erzeugt und an der einen Stelle aus der Entwicklung und der Blüthe eines Volkslebens ihr Gedeihen, an der andern Stelle aus dem Verfall eines Volkes ihre Ausartung hervorgeht, überhaupt aber ihr Geschick an allgemeinere Bedingungen des geselligen Lebens gebunden ist. Da werden wir es denn auch nicht ablehnen dürfen die Gründe der Kunst in der Gestalt zu suchen, welche das gesellige Leben vernünftiger Wesen in den verschiedenen Richtungen seiner Entwicklung erstreben soll.

Zweites Kapitel.

Verhältniß dieser Formen zu der Lehre über das ästhetische Leben.

In unsern bisherigen Untersuchungen sind zwar im Allgemeinen die Grundsätze entwickelt worden, von welchen

wir in einer philosophischen Lehre über das ästhetische Leben ausgehen müssen, da aber andere Weisen die Ästhetik zu behandeln sich geltend gemacht haben, so wird es passend sein nicht allein die Einseitigkeit dieser nachzuweisen, sondern auch zu zeigen, wie sie mit der richtigen Auffassungsweise zusammenhängen. Auf das Letztere haben wir jetzt noch unsere Forschung zu richten. Erst dadurch wird uns das Verhältniß des allgemeinen ästhetischen Lebens zu seinen hervorstechenden Erscheinungen recht anschaulich werden. Da aber, wie früher bemerkt, die Kunstlehre der richtigen Gestalt der Ästhetik am nächsten steht, so werden unsere folgenden Bemerkungen auf sie die meiste Rücksicht zu nehmen haben.

Wenn die Kunstlehre zur Einseitigkeit führt, sobald sie das Treiben des Künstlers allein zum Gegenstande der Forschung macht ohne zur Ergänzung das Leben des Kunstfreundes herbeizuziehen, so ergiebt sich uns für die ästhetische Untersuchung die Aufgabe nachzuweisen, wie beide, Künstler und Kunstfreund, auseinandertreten und dennoch zusammengehören. Ihr Zusammengehören spricht sich, wie früher bemerkt, in der Gleichartigkeit ihrer Phantasie aus, weil der Geschmack nur die umgekehrte Phantasie ist; aber um so schwieriger scheint es zu sein ihr Auseinandertreten zu begründen, weil das Mittel, an welches wir es anschließen möchten, auch wieder ihr Zusammengehören zu gefährden scheint. Sehr leicht ist es freilich zu bemerken, daß die Gaben für die künstlerische Darstellung verschieden vertheilt sind, worüber wir uns nicht wundern können, da diese in das Technische eingreift und auf die Bearbeitung der Natur sich bezieht, in welcher wir schon

gewohnt sind die Vertheilung der Arbeiten zu finden. Da werden wir also unsern früher entwickelten Grundsätzen nach uns nicht bedenken können zuzugeben, daß die Natur die Talente für die künstlerische Darstellung verschieden vertheilt hat und daß der Eine vermöge dieser Vertheilung zum Maler, der Andere zum Dichter oder zum Musiker oder sonst zum Künstler in einer andern Art der Kunst bestimmt ist; wenn aber einem Menschen keins dieser Talente in einem ausgezeichneten Grade zugefallen sein sollte, so würden wir auch zugeben müssen, daß dieser nicht zum Künstler bestimmt sei, sondern auf die Seite der Kunstfreunde sich zu stellen habe. In Beziehung auf diese verschieden vertheilten Gaben der Natur gilt das alte Wort, daß man sich zum Dichter nicht mache, sondern dazu geboren werde. Und so wie zum Dichter, also auch zum Künstler in einer andern Art der Kunst. Allein so wie es mit solchen Gemeinplätzen zu sein pflegt, so finden wir auch bei diesem die Gefahr sehr nahe liegend, daß er in einer zu großen Allgemeinheit genommen werde. Wer würde sie nicht erkennen, wenn jemand auf jenes Wort sich berufend sich allein seiner Natur überlassen wollte in der Ausübung seiner Kunst und nicht auch mit allem Fleiße sich bemühte sowohl in technischer Fertigkeit als in innerer Bildung der Phantasie und des Geschmacks seiner Natur die mögliche und nöthige Beihülfe zu geben? Aber auch von der andern Seite droht die Gefahr, daß ein Anderer darauf sich berufend, daß die Natur ihn zum Künstler nicht bestimmt habe, alle Bildung seiner Phantasie und seines Geschmacks vernachlässigte und das Anmuthige und Schöne sowohl in seiner innern Entwicklung als auch

in seiner äußern Erscheinung von sich wiese. Wollten wir in diesem Gebiete die Theilung der Arbeiten so weit treiben, daß nur der Eine mit der ästhetischen Bildung sich abgäbe, der Andere um dieselbe sich nicht kümmerte, so würden wir alsbald gar nicht mehr irgend eine Gemeinschaft zwischen den Künstlern und den Kunstfreunden aufzuweisen haben und in die Einseitigkeit der Künstler verfallen, welche wohl zuweilen sich geäußert hat, wenn sie nur Künstlern ein Urtheil über sich zugestehn wollten und einem jeden, welcher sie zu tadeln wagte, die Anmuthung entgegenstellten, daß er es besser machen möchte.

Offenbar legt diese Anmuthung bei Betrachtung der Kunst alles Gewicht auf die technische Ausführung, auf die Geschicklichkeit in Handhabung der Mittel, welche natürlich nur der Künstler recht zu würdigen weiß, als wenn die Mittel ohne den Zweck etwas bedeuteten; denn den Zweck werden wir doch nicht allein in der Wirkung zu suchen haben, welche das Kunstwerk auf andere Künstler, sondern auch in der, welche es auf alle übrige Kunstfreunde macht. Dennoch würde man nicht mit Unrecht behaupten, daß die Ausübung der Kunst auch eine größere Befähigung für die Beurtheilung der Kunstwerke verschaffe, und man bemerkt daher auch, daß Künstler sich lieber dem Urtheil anderer Künstler, auch in einer andern Art der Kunst unterwerfen, als dem Urtheil solcher, welche niemals in irgend einer Kunst sich versucht haben, wobei nun offenbar nicht die technische Fertigkeit, sondern nur die ästhetische Bildung überhaupt berücksichtigt wird. Es kann keine Frage sein, daß die Beschäftigung mit dem Schönen überhaupt, indem man es darzustellen sucht, um

so tiefer in die Würdigung seiner Natur einführt, je genauer die Ausführung im Einzelnen auch die Betrachtung des Einzelnen nothwendig macht. Wer unerfahren ist in der Kunst, wird meistens an den Eindruck des Ganzen sich halten und von diesem so ergriffen werden, daß darüber das Einzelne nur eine mangelhafte Berücksichtigung erfährt. Und versetzen wir uns in das Gemüth eines Künstlers, so werden wir auch wohl nicht anders sein Verfahren uns denken können, als daß er zuerst nur im Allgemeinen die Idee seines Kunstwerkes faßt, alsdann aber während der Ausführung immer mehr in das Einzelne derselben eingeht, sie in besondern Bestimmungen sich ausmalt und dadurch zu einer immer lebendigern Anschauung des Ganzen geführt wird. Setzten wir daher, es wäre jemand ohne alle künstlerische Übung, so würden wir von ihm auch sagen müssen, daß er nur wenig oder gar nicht geübt wäre in die Weise einzugehen, wie ein Kunstwerk in den Einzelheiten seiner Ausführung sich zusammensetze, worin ja doch eben nach unserer frühern Erklärung das Wesen des Ästhetischen beruht, und in demselben Grade, in welchem er hierin ungeübt wäre, in demselben würde auch seine Gemeinschaftlichkeit mit dem Künstler aufgehoben und er zum Genusse des Kunstwerks unfähig sein. Hieraus müssen wir nun folgern, daß unsere vorher aufgestellte Voraussetzung falsch sein müsse und der wahre Kunstfreund nicht ohne künstlerische Ausübung sein könne.

Dazu werden wir ja wohl auch von einer andern Seite nicht weniger gedrungen. Wenn wir vorher zur Unterscheidung der Künstler und Kunstfreunde annahmen,

die letztern würden die sein, welchen gar kein ausgezeichneter Grad des künstlerischen Talents zugefallen wäre, so ist diese Annahme schon nicht genau, sondern sofern jemanden auch nur einiges Talent zur künstlerischen Technik zukäme, würde er auch zu den Künstlern, wenn auch nicht zu den technisch ausgezeichneten Künstlern sich zu schlagen haben; zur strengen Aufrechthaltung jenes Unterschiedes würde also vorauszusetzen sein, es gäbe Menschen und zwar nicht selten, welchen gar kein Talent zur Kunst beiwohnte. Aber wie würden wir wohl die Natur rechtfertigen können, daß sie jemanden so gänzlich vernachlässigt hätte? Das gestatten wir gern und ohne Neid, daß der Eine für die eine, der Andere für die andere Kunst von Natur ein hervorragendes Talent sich zuschreiben könne; denn damit eignet er sich in der Vertheilung der Arbeiten nur einen bestimmten Beruf zu und ebenso viel als er sich herausnimmt, ebenso viel theilt er auch wieder zu allgemeinem Besten mit; es bezeichnet dies nur die Seite der Kunst, von welcher sie der Vertheilung der Arbeiten sich anschließt; aber daß jemand für die Darstellung und Äußerung des Schönen gar kein Mittel von Natur gegeben besitzen sollte, während er doch in seinem Innern das Schöne zu fühlen und von ihm begeistert zu werden befähigt wäre, das würde in der That einen unerträglichen Zwiespalt zwischen dem Äußern und dem Innern voraussetzen und eine tiefe innere Qual würde ein solcher empfinden müssen, wenn er zu erfahren verdammt wäre, daß er innerlich das Schöne hegend doch äußerlich immer nur das Häßliche oder wenigstens das ästhetische Gleichgültige zu Tage förderte. Also auch von dieser Seite

müssen wir fordern, daß niemand ohne Anlage sei für die Darstellung des Schönen, und es demnach auch für seine sittliche Aufgabe ansehn, daß er dieser Anlage durch Übung zu Hülfe komme und so in künstlerischer Ausübung sich ergehe.

Allein schreiben wir nun hiernach einem jeden Menschen eine künstlerische Anlage zu und mithin auch einen künstlerischen Trieb und eine Bethätigung desselben in künstlerischen Werken, so wird es sich auch ohne weiteres von selbst verstehen, daß hiermit nicht die Anlage und die Übung in einer besondern Kunst gemeint sein könne. Für die besondern Künste giebt es besondere Anlagen und besondere Übungen, so wie einen besondern Beruf, welcher mit andern Berufsweisen Anderer sich nicht vereinigen läßt. Und hiermit springt es denn ohne Zweifel in das Auge, daß wir eine allgemeine Kunst zu setzen haben werden, an welcher Alle Theil haben mehr oder weniger, und von welcher keiner gänzlich verlassen sein darf, damit er sowohl offenbaren könne, was für ein Gefühl des Schönen in ihm lebe, als auch sich befähigen könne das Schöne, welches Andere ihm vorführen, als etwas zu verstehen, was in seinem eigenen Innern sein Gleichartiges findet. Von dieser allgemeinen Kunst werden wir sagen müssen, daß niemand darin unerfahren sein dürfe, welcher darauf Anspruch mache ein ganzer Mensch zu sein; in demselben Maße, in welchem sie uns fehlte, in demselben würden wir auch unfähig sein unsere Eigenthümlichkeit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auszudrücken und die Eigenthümlichkeit Anderer in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu verstehn. Wie alle Künste würde sie

zwar eine Fähigkeit voraussetzen zur Darstellung dessen, was in unserem Innern sich gestaltet hat, aber nicht eine besondere Fähigkeit, die sich an irgend eine besondere Art der Darstellungsmittel anschließt und in der geschickten Behandlung eines solchen Mittels sich zu erkennen giebt. Und da nun das Talent der Darstellung auch immer einen Einfluß ausübt auf die Gestaltung der Phantasie — denn unstreitig wird der Musiker in andern Phantasien sich ergehn zum Behuf seiner Kunst, als der Maler — so wird zwar auch die allgemeine Kunst eine gewisse Gestaltung der Phantasie voraussetzen, aber nicht eine solche besondere, welche einer bestimmten Art der Darstellungsmittel sich anschließt.

Man wird aus diesen Forderungen, welche wir an den Begriff der allgemeinen Kunst stellen müssen, leicht abnehmen können, daß wir nicht die Meinung derer theilen, welche in der Dichtkunst die allgemeine Kunst gesucht haben. Denn diese ist in der That eine besondere Kunst, welche sich eines besondern Kunstmittels bedient, der gebundenen Rede; sie setzt ein besonderes Talent in dieser Art der Rede bei dem voraus, welcher sich berufen fühlt ihr seine Kräfte zu weihen; wir können daher auch nicht von jedem fordern, daß er in ihr sich üben solle; sie giebt auch der Phantasie eine besondere Richtung auf das, was in Worten sich ausdrücken läßt. Zwar wird man sagen können, daß die Rede ein allgemeiner verbreitetes Mittel ist sein Inneres zur Darstellung zu bringen, als die Mittel aller übrigen schönen Künste, daß ein jeder an der Ausbildung dieses Mittels einen Antheil hat und schon für den gewöhnlichen Verkehr des Lebens sich bemühen muß

mit der Handhabung dieses Mittels einigermaßen sich vertraut zu machen. Daraus aber mag denn wohl geschlossen werden, daß die Übung der Dichtkunst weiter sich verbreiten könne, als die Übung einer jeden andern schönen Kunst, aber daß sie allgemein sein solle, folgt daraus nicht; denn es ist immer noch ein bedeutender Unterschied zwischen der Übung der Rede zum gewöhnlichen Verkehr und zur Darstellung des Schönen, und wenn auch die Rede das am weitesten verbreitete, vielleicht auch das vollkommenste von allen besondern Mitteln für die Darstellung seines Innern ist, so ist sie doch keinesweges das einzige.

Den Begriff der allgemeinen Kunst haben wir daher in einem viel weitern Kreise zu suchen. Sie wird an kein besonderes Mittel der Darstellung gebunden sein, sondern nach Belieben das eine oder das andere gebrauchen, alle aber nur als besondere Weisen eines gemeinsamen Mittels, durch welches alle Äußerung hindurchgeht, zu ihren Zwecken behandeln. Dieses gemeinsame Mittel der Äußerung ist nun aber überhaupt das in die Erscheinung heraustretende Leben, und die allgemeine Kunst, in welcher jeder sich üben soll, wird daher auch keine andere als die Kunst des Lebens sein können.

Von einer Kunst des Lebens hat man oft gesprochen; man hat auch wohl anerkannt, daß es eine schöne Kunst sei dieses Leben durchzuführen sich selbst und Andern zum Wohlgefallen; aber man wird sich dabei auch nicht verhehlt haben, daß man nur in uneigentlichen Ausdrücken es in solcher Weise bezeichne. Dennoch auch im uneigentlichen Sinn diese Ausdrücke genommen, in ihnen wird

das Leben mit der Kunst verglichen, und soll die Vergleichung nicht ganz unpassend sein, so muß es eine Ähnlichkeit mit der Kunst haben oder es muß in ihm etwas Kunstartiges geben, nicht etwa blos hier und da zufällig vorkommend, sondern, weil die Begriffe mit einander verglichen werden, muß auch in den Begriffen des Lebens und der Kunst eine Ähnlichkeit liegen. Es wird nicht schwer halten diese nachzuweisen. So wie unstreitig der Künstler in sein Kunstwerk seinen Sinn oder, wie wir früher sagten, seine Welt- und Lebensansicht niederzulegen sucht, so wird auch niemand bezweifeln, daß ein jeder noch bei weitem mehr nicht umhin kann in sein ganzes Leben seinen Sinn, seine Welt- und Lebensansicht auszudrücken. Und man wird es nicht leugnen wollen, daß dies, wie im Kunstwerke, so im Leben nicht eine wissenschaftliche Ansicht ist, sondern eine irgendwie eigenthümlich gebildete. In der Kunst herrscht die Phantasie und der Geschmack; aber wer nur einigermaßen zum Bewußtsein über sein Leben gelangt ist, der wird auch anerkennen müssen, daß die Weise, in welcher es sich zusammensetzt, nicht nach allgemeinen Gesetzen geregelt werden kann, sondern daß, die äußern Zufälligkeiten ungerechnet, die Kraft, welche es innerlich bildet, einem eigenthümlichen Zuge der Phantasie und des Geschmacks folgt. Jeder wird in seiner Art aus der einen in die andere Beschäftigung, aus dem einen in den andern Lebensact überzugehen im Großen, wie im Kleinen mehr oder weniger von seiner persönlichen Neigung oder von einer Ordnung des Lebens bestimmt, die er sich gewählt hat, in dieser Wahl geleitet von seinem Geschmack, von seiner Phantasie. Die Mannigfaltig-

keit unserer Lebensentwicklungen, in welcher wir aus einem Gedanken oder Vorsatze in den andern übergehn, bald früher Beschlossenes festhaltend und ausführend, bald auch anderes als das früher Betriebene ergreifend, bildet eine Zusammensetzung, in deren Anordnung, wie bunt oder wie einförmig sie ausfallen möge, unsere Phantasie beständig thätig ist; was ihr als schwierig oder leicht, als erreichbar oder unmöglich, als ein würdiges Ziel des Eifers oder als geringeres Werthes erscheint, das ergreifen wir oder stoßen wir von uns. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nicht auch unser Verstand unser Leben regelte; aber dies findet ja auch bei der künstlerischen Thätigkeit statt, und selbst die Überlegungen des Verstandes schließen die Einwirkungen der Phantasie keinesweges aus. Wir führen sie fort, wir brechen sie ab, und fragen wir nach dem Grunde, so ist es wieder die Phantasie, welche uns das eine oder das andere als räthlich erscheinen läßt. Genug überblicken wir nur unser Leben und die Ordnung, welche wir in dasselbe einführen, so werden wir wohl Grund genug finden darin eine Zusammensetzung von Elementen zu erblicken, welche von der eigenthümlichen Richtung unserer Phantasie bestimmt wird. Das Gemüth des Lebenden drückt sich darin aus; je mehr es mit sich einig ist, um so sicherer wird sich das Leben in seinen bestimmten Bahnen bewegen, je zerrissener es schwankt, um so unruhiger wird auch das Leben in die äußersten Gegensätze sich umherwerfen. Man kann daher das Leben überhaupt als ein Kunstwerk betrachten, sei es daß es gelungen sich abrundet, sei es daß es unzusammengehörige Elemente zusammenzuzwingen sucht und

ohne Befriedigung und Beruhigung den Betrachter von sich entläßt; in jenem Falle ist es eben nur ein gelungenes, in diesem ein mislungenes Kunstwerk.

Aber indem wir dies aussprechen, gemahnt uns schon unser Ausdruck an die Seite, auf welcher unser Gleichniß lahmt. Sollten wir wohl das Leben irgend eines Menschen so gelungen abgerundet finden, wie ein Kunstwerk? Und wenn es nun auch einem oder zweien gelingen sollte ihr Leben künstlerisch zu gestalten, so würden wir doch wohl gestehen müssen, daß wir der Menge der Menschen ein für ihre Kräfte viel zu sprödes Material zugewiesen hätten, wenn wir an sie die Anforderung stellen wollten, ein jeder aus ihrer Mitte sollte aus den oft widerwärtig und sehr ungefügig sich aufdrängenden Verwicklungen seines Lebensganges ein Kunstwerk zu bilden wissen. Wenn wir eine solche Anforderung im Sinn hätten, so würden wir uns vorkommen wie ein Lehrer, welcher das Leichtere den Händen seines ungeübten Schülers entzöge und ihm dagegen das Schwerere zumuthete. Denn gewiß ist es doch zwar schwer genug den Marmor und die Töne, und wie sonst das Material der einzelnen Künste heißt, kunstgemäß zu handhaben, aber dennoch leichter, als unser Leben mit allen den Zufälligkeiten, die uns treffen, durch die allgemeine Kunst, welche wir fordern, zu bewältigen, daß es in einem Sinn sei und als ein Ganzes sich darstelle.

Unter den Schwierigkeiten, welche hierbei vorliegen, unterscheiden wir zwei, von welchen wir die kleinere zuerst erwähnen wollen. Wir finden sie darin, daß in unser Leben vielerlei sich einmischt, was die Nothwendigkeit uns abdrängt, was zuweilen den niedrigsten, zuweilen auch

höhern Bedürfnissen dienstbar ist, was wir nicht der Schönheit wegen suchen, sondern nur aus Nothdurft zulassen. Wir können zwar zugeben, daß auch über diese nothwendigen Arbeiten unseres Lebens ein Sinn sich verbreiten lasse, der das Schöne anstrebt, daß selbst in den kleinsten Verrichtungen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt werden, noch die Einheit der Gesinnung, der Lebens- und Weltansicht des Lebenden, die ganze Gestaltung seiner Phantasie sich andeute; allein daß sie dabei weniger hervortritt, als der Zufall, daß neben der leisen Andeutung jenes Sinnes eine schwere Masse des vom Geschick oder Ungeschick Herbeigeführten sich breit macht und unsere Absichten verdeckt, das beweist eben, daß nicht das ganze Leben als Kunstwerk durchgearbeitet worden und nicht alle Theile des Lebens in gleicher Weise als einem Kunstwerke angehörig angesehn werden können. Aber wir haben noch eine größere Schwierigkeit zu bemerken. Wir sprachen vorher von der Abrundung des Kunstwerkes zu einem Ganzen, und gewiß ist dies eine der ersten Forderungen, welche wir an ein Kunstwerk als solches machen müssen, daß es ein Ganzes darstelle oder in irgend einer Weise sich abschließe, damit es auch dem, welcher daran sich erfreuen will, eine Beruhigung gewähre. Allein wie ist es denn mit unserem Leben beschaffen? Von Natur ist der Anfang gegeben und das Ende. Daran hat die Kunst keinen Antheil. Und möchten wir nun auch den Anfang des Lebens als ein von Natur gegebenes Material betrachten, welches verarbeitet werden soll, wie bei allen Künsten ein solches vorkommt, von dem Ende werden wir nicht dasselbe sagen können. Da schneidet die Nothwen-

digkeit das Gewebe ab, vielleicht an dem Punkte, wo der Künstler eben gedachte das Gewirr früher nicht ohne Absicht angelegter Fäden zu einem Ganzen zusammenzufassen und die Bedeutung des Einzelnen durch seinen Zusammenhang mit dem beabsichtigten Ende zu enthüllen. Da es so ist, kann niemand darauf hinarbeiten aus seinem Leben ein Kunstwerk zu machen; ja wenn es jemand thäte, über den müßten wir einen Schauder empfinden, wie über den, welcher am Schlusse seines Lebens aufforderte ihn zu beklatschen, weil er seine Rolle gut durchgeführt habe. Wir müssen eben erwarten, daß unser Leben nach dem Schlusse des gegenwärtigen noch etwas weiteres bieten werde, dazu geeignet die Räthsel dieses Lebens aufzulösen und die scheinbar verworrenen Fäden desselben zu einem Ende zusammenzuknüpfen. Wollte aber jemand hierdurch sich nicht abhalten lassen das Leben als ein Kunstwerk zu betrachten, sondern eben darauf sehen, daß es in einem künftigen Leben noch weiter sich abrunden und zu einem geschlossenen Ganzen sich gestalten werde, so daß wir es wenigstens als das Bruchstück eines Kunstwerkes ansehn dürften, so würden wir hierin nur eine ungehörige Vermischung des Ästhetischen mit dem Religiösen erblicken können, weil diese Betrachtungsweise über das Anschauliche hinausgeht und eine Einheit aller Entwicklungen setzt, welche in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht nachgewiesen werden kann. Wir können dieselbe nur mit der Ansicht vergleichen, welche auch zuweilen geäußert worden ist, daß die ganze Welt als etwas Schönes und als ein Kunstwerk von uns angesehn werden müsse. Beide Ansichten gehn vom transcendentalen Standpunkte aus;

sie fordern etwas, was sie nicht anschaulich darlegen können. Aber das Schöne und das Kunstwerk sollen etwas Anschauliches sein. Also wir können das Bekenntniß nicht umgehn, daß unser ganzes Leben als Kunstwerk sich uns nicht gestalten wolle, weil es die wesentliche Bedingung eines solchen, ein geschlossenes Ganzes zu sein, nicht zu erfüllen vermöge.

Aber wenn wir uns nun auch genöthigt sehen von allen den angeregten Punkten aus nachzugeben, daß wir nicht im eigentlichen und strengen Sinn das Leben in seinem Ganzen genommen als ein Kunstwerk betrachten können, so werden wir dennoch nicht aufgeben dürfen wenigstens eine Ähnlichkeit des Lebens mit einem Kunstwerke anzuerkennen. Und wenn eine Ähnlichkeit, so auch wenigstens theilweise eine Gleichheit, so daß an einzelnen Punkten des Lebens das Künstlerische sich uns wird herausstellen müssen. Wo nun diese Punkte zu suchen sein werden, kann nach unsern frühern Sätzen kaum die Frage sein; aber in voraus werden wir bemerken müssen, daß auch diese Punkte keinesweges ganz sich absondern werden von den übrigen, um ausschließlich für sich das Schöne in Anspruch zu nehmen. Vielmehr mit den übrigen Bestandtheilen des Lebens werden sie sich verschmelzen und ihnen das Schöne mittheilen, so daß sie nur hervorragend vor den übrigen die künstlerische Thätigkeit zur Anschauung bringen, während dagegen die übrigen Bestandtheile sie zwar auch verrathen, aber doch nur als etwas Untergeordnetes in sich aufnehmen. Wenn aus unsern frühern Untersuchungen hervorging, daß es das Leben der Muße ist, welches der künstlerischen Thätigkeit Raum und Frei-

heit giebt, so werden wir zwar gestehn dürfen, daß in dem Leben der Arbeit wir einen Stoff vor uns haben, welchen die Nothwendigkeit uns aufdrängt und welcher eben deswegen nur widerwillig sich zum Schönen bearbeiten und die eigenthümliche Gesinnung eines jeden nur sparsam durchblicken läßt; denn bei der Arbeit dürfen wir unserer Phantasie nur wenig Freiheit gestatten; allein daß dabei die Äußerung der Eigenthümlichkeit gänzlich fehlen werde, dürfen wir doch nicht behaupten, aus Gründen, welche schon früher von uns angeführt wurden und welche durch die so eben angestellten Betrachtungen noch in ein neues Licht treten müssen. Die Wahl unserer Arbeit schließt ja wohl fast immer unsere Neigung zu einer bestimmten Art der Arbeit ein und je mehr unsere Arbeit uns zur Neigung wird, um so mehr erscheint sie uns als etwas Schönes, verflicht sich mit den Richtungen unserer Phantasie und stellt sich nicht als etwas uns Abgedrungenes, sondern als einen Ausfluß unserer Eigenthümlichkeit dar. Dabei können wir ihr auch eine bestimmte Ordnung, ein sicheres Maß im Wechsel der Thätigkeiten geben und eine Harmonie des Verlaufs in sie bringen, welche der Schönheit wenigstens sich nähert. Endlich aber die Weise, in welcher wir die Arbeit mit der Muße verflechten, wird nicht weniger nach einem bestimmten Ebenmaße trachten und dadurch bestrebt sein die eigenthümliche Bildung des Innern zu einer schönen Darstellung zu bringen. So werden wir denn allerdings anerkennen müssen, daß die Nothwendigkeit der Arbeit keineswegs das Künstlerische aus unserem Leben völlig ausschließt; vielmehr wenn nur eine schöne Seele in uns sich ausgebildet hat, so wird

diese auch sich auszubreiten wissen über den ganzen Zusammenhang unseres Lebens und selbst das Nothwendige, wenn nicht völlig, doch theilweise bemeistern, daß es der Ausdruck ihrer Schönheit und eine seelenvolle Darstellung werde. Aber freilich gelingt es uns wohl auch beim besten Willen nicht völlig eine ununterbrochene Gleichmäßigkeit in unser Leben zu bringen, eine Gleichmäßigkeit, in welcher unsere Seele in allen Zeiten gleich stark sich ausspräche, ihr Wesen enthüllte und die Masse des uns umgebenden Stoffes zu ihrer Darstellung dienstbar machte. Findet nun ein Wechsel statt zwischen dem starken und dem schwachen Ausdruck unserer Seele oder unserer Eigenthümlichkeit, so wird dieser freilich nicht allein von äußern Bedingungen abhängen, sondern auch von der Thatkraft unserer Seele und diese wird in der Arbeit ebenso gut als in der Muße sich finden; aber wenn wir auf die äußern Bedingungen sehn, so werden wir sagen müssen, daß sie da günstiger sind, wo wir weniger der Nothwendigkeit dienen und mehr unsern Neigungen freien Spielraum lassen können, welches denn eben im Leben der Muße der Fall ist. Daher werden wir auch dies als den eigentlichen Schauplatz der künstlerischen Thätigkeit zu betrachten haben und ohne Beschränkung fordern dürfen, daß ein jeder in ihm als Künstler sich erweisen solle, es schicklich anordnend, mit Anmuth und Schönheit, so weit er vermag, es ausschmückend, sein ganzes Gemüth, seine ganze Seele in dasselbe legend. Sich selbst soll er dadurch genügen, daß er seine Phantasie in diesem Theile seines Lebens walten läßt und die Neigungen seiner Seele in den schönsten Einklang bringt, und auch für Andere

soll er die Schönheit seiner Seele herauskehren und sie zur Darstellung bringen in der Geselligkeit, in welche, wie früher gezeigt, das Leben der Muße auszuschlagen liebt. Hier haben wir nun in der That eine allgemeine Kunst, der sich niemand entziehen soll, weil er sich derselben nur entziehen kann zur Verkümmerung des ganzen Lebens, wenn anders das richtig ist, was wir früher darüber ausgeführt haben, daß wir der Muße bedürften. In dem Leben der Muße und der freien Geselligkeit sondern sich alsdann auch geschlossene Glieder ab, welche einen künstlerischen Charakter an sich tragen, wiewohl nicht geleugnet werden soll, daß diese immer in einem Bestreben begriffen sein werden einem größern Ganzen sich unterzuordnen, der Darstellung nemlich der Eigenthümlichkeit überhaupt, und damit auch in das ganze übrige Leben überzugreifen. Allein etwas Ähnliches findet ja auch bei Kunstwerken statt, welche im ausschließlichen Sinn so genannt zu werden pflegen; auch sie eröffnen nicht selten eine weitere Aussicht, deuten noch etwas an, was außerhalb der abgerundeten Darstellung liegt, und stellen sich so als Glieder einer größern, jedoch anschaulichen Einheit dar. Wenn auch dies Hinausdeuten über den bestimmten Kreis einer Darstellung im gewöhnlichen Leben der weltlichen Muße in einem höhern Grade stattfinden sollte, als bei den Erzeugnissen der schönen Kunst, so hindert der Gradunterschied doch nicht die Gleichartigkeit beider anzuerkennen und somit auch die allgemeine Kunst als den Inhalt dessen zu betrachten, was im Leben der Muße und der Geselligkeit nach der weltlichen Seite zu betrieben wird.

Hierauf gründet sich nun auch der Anspruch, welchen ein jeder darauf hat in der Beurtheilung der Kunstwerke seinem Geschmacke zu folgen, da er sich selbst ansehen darf als nicht völlig unerfahren in der künstlerischen Thätigkeit, vielmehr vertraut mit den Erfordernissen zur Erfindung wie zur Darstellung des Schönen. Er selbst hat seine Phantasie geübt in den Zeiten der Muße, hat sich da ausgemalt, was er liebenswürdig findet, und seine Seele zur Schönheit auszubilden gestrebt; er selbst hat auch dahin getrachtet die innere Schönheit, welche ihn belebt, Andern zur Anschauung zu bringen und die Mittel, wodurch dies geschehen kann, zu überlegen Veranlassung gehabt. So wird er denn auch fähig sein, was Andere in ähnlicher Weise leisten, aus den Mitteln heraus, welche sie gebrauchen, sich zum Verständniß zu bringen und die Wendungen ihrer Phantasie in seiner Phantasie zu verfolgen. Hierauf beruht alle Bildung des Geschmacks. Je mehr die Seele sich selbst zur Schönheit ausgebildet hat, um so empfänglicher ist sie auch für die Schönheiten, welche im Äußern sich ihr zu erkennen geben, und je geübter sie ist im Ausdrucke des Schönen, um so fähiger ist sie dem Ausdrucke Anderer seine Bedeutung abzulesen. Aber wir müssen nun auch hierin die innige Verbindung erkennen, in welcher das Verständniß der Kunst mit der Ausübung derselben steht. Es ist eben, daß die innere Bildung der Seele nicht anders als streben kann auch in das Äußere herauszutreten; eine jede Übung der Kunst haben wir aus diesem Bestreben abzuleiten und deswegen werden wir auch jede Art der Kunst, nicht allein die allgemeine Kunst des Lebens, sondern auch die besondern

Künste, aus der allgemeinen Bildung der Seele zur Schönheit ableiten müssen.

Von dieser Seite besonders werden wir die Kunstlehre ungenügend finden, wenn sie sich darauf beschränkt die besondern Künste und ihre Leistungen zu untersuchen ohne sich auf die allgemeine Kunst einzulassen und das ästhetische Leben, dessen Erzeugniß diese ist, als die Quelle aller besondern Künste zu betrachten. Wir werden nicht anders als sagen können, daß eine jede besondere Kunst nur dadurch entsteht, daß sie von einem allgemeinen Boden sich absondert, auf welchem sie mit allen übrigen Künsten zusammengewachsen ist und von welchem sie gemeinschaftlich mit diesen ihre Nahrung und ihr Leben empfangen muß. Das Schöne muß sich uns innerlich darstellen als eins, nur seine äußerlichen Darstellungen nehmen verschiedene Gestalten an; so ist die Begeisterung des Menschen für das Schöne eine und dieselbe; aber auf verschiedene Weise äußert sie sich. Das Kunstwerk würde zu einem leeren und bedeutungslosen Machwerk herabsinken, mit welcher außerordentlichen Fertigkeit es auch ausgeführt sein möchte, wenn nicht eine schöne Seele darin sich ausspräche. Es ist nur eine Ziererei, wenn es nicht einer vollen Seele entquillt. Es kommt daher zur Ergründung der Kunst darauf an zu erkennen, wie eine solche volle Seele sich bildet, wie sie alsdann einen Trieb fühlt im Kunstwerke sich auszuschütten, und zuletzt, woher sie die Mittel nimmt, durch welche es ihr gelingt ihr Inneres in das Äußere zu ergießen. In allen diesen drei Punkten werden wir auf die allgemeine Kunst des Lebens geführt, wie wir sie eben beschrieben haben.

Offenbar bildet das Leben überhaupt die Seele und erfüllt sie mit den Ideen, welche in der Schönheit Gestalt gewinnen. Und gewiß wird hierzu der Theil des Lebens vorzugsweise beitragen, in welchem der Mensch entfesselt vom Dienste für die nothwendigen Bedürfnisse sich selbst lebt und seinen Neigungen nachgehend seine Eigenthümlichkeit ausbildet. Dies müssen wir daraus schließen, daß von einem jeden Kunstwerke mit Recht verlangt wird, es solle die Eigenthümlichkeit, die Originalität des Künstlers erkennen lassen. Da werden wir nun sagen müssen, daß ein jedes Kunstwerk seiner innern Auffassung nach aus dem Leben der Muße hervorgehe nicht als etwas willkürlich Gemachtes, sondern als ein in natürlicher Fortbildung sich ergebendes Glied unserer Muße, wie die Blüthe oder die Frucht eines langen Lebens, welche von dessen übrigen Entwicklungen sich zwar absondert, aber dennoch in den übrigen Gliedern desselben Lebens ihre Vorbereitungen und ihre nothwendigen Bedingungen anerkennt. Wenn wir lange in halb unbewußten Trieben und Neigungen, bald hierhin, bald dahin gewendet uns gehen ließen, allmälig aber doch ein Bewußtsein über die Bedeutung dieses Treibens in uns aufdämmerte, wie ein Räthsel, welches wir uns lösen müßten, dann geht uns wohl plötzlich ein Licht auf, das Wort findet sich für die Lösung des Räthsels, wäre es auch nur zur Deutung eines Theils der Regungen, welche unsern Busen bewegen, zu einem neuen Bewußtsein über uns selbst sind wir erwacht, und in dieser Offenbarung unseres Innern fühlen wir uns beglückt, aber auch angetrieben weiter nachzuforschen und, was in einem einzelnen Punkte uns aufge-

gangen, über die ganze Mannigfaltigkeit unserer Anschauungen zu verbreiten. So wird das Bewußtsein unserer Eigenthümlichkeit ein Keim, der sich weiter entwickeln und in einer Fülle immer deutlicher heraustretender Gestalten sich verzweigen will; zu verschiedenen Zeiten setzt es nun Knoten für neue Entwicklungen an; bald nimmt es neuen Stoff von außen in sich auf und sogleich muß es auch bestrebt sein diesen in sich zu verarbeiten; bald findet es auch noch andere Seiten und Richtungen in sich auf, welche bisher unerhellt geblieben, und auch diese zur anschaulichen Gestalt herauszubilden findet es sich aufgefordert. Nicht nothwendig richtet es unmittelbar unsern Blick auf uns selbst; aber wenn auch das Räthsel und seine Lösung die äußere Welt betreffen sollten, so ist dies doch dieselbe Welt, welche in unserem Innern sich abspiegelt, und eine Lösung über sie ist auch eine Lösung über uns. So haben wir die Stimmung uns zu denken, in welcher der wahre Künstler zur künstlerischen Erfindung sich angeregt fühlt; aus dem Leben geht sie hervor, in welchem er seiner selbst sich bewußt wird, welches er in der Muße für sich lebt, seinen Bedürfnissen enthoben, seiner Selbstbesinnung zugewendet. Seine künstlerische Idee ist in nichts anderem von dem übrigen Leben seiner dem Schönen gewidmeten Muße verschieden, als darin, daß in ihr ein höherer Grad der Steigerung seines Bewußtseins über sich selbst sich ergeben hat.

Aber so wie jemand seine Seele erfüllt sieht, so schließt sich daran auch das Bestreben sich mitzutheilen an. Wer einen Aufschluß über die Regungen seiner Seele erfahren hat, der fühlt das Verlangen ihn auszugießen wenigstens

in den Busen seiner Vertrauten. Doch auf diesen engern Kreis der Mittheilung beschränkt sich das Verlangen nicht, wenn der Aufschluß über uns selbst, welchen wir empfangen haben, geeignet ist, einem größern Kreise zugänglich gemacht zu werden. So wie er eine ausgetragene Frucht geworden, führt er uns einer größern Geselligkeit zu, wenn es die Muße gestattet. Die für die Darstellung des Schönen erregte Seele, die volle Seele des Künstlers ist nun eben eine solche, welche einer solchen Frucht sich bewußt ist. In der Darstellung rundet sie sich freilich noch mehr ab; aber in ihren Hauptzügen liegt sie doch schon unserem Bewußtsein vor, wenn eine wahrhaft künstlerische Erregung uns zur Kunst antreibt. Daher muß auch eine jede schöne Kunst aus der Natur der größern Geselligkeit, welche in den ausgebreiteten Gemeinheiten des menschlichen Lebens sich ausbildet, begriffen werden. So wie die Arbeit Muße gestattet, finden wir, wo nicht unglückliche Verhältnisse oder das Bedürfniß für künftige Zeiten uns zu sammeln verhindernd eintritt, zu geselliger Mittheilung uns aufgefordert; denn wir haben immer etwas von unserer Eigenthümlichkeit zu verrathen. Aber nicht allen können wir frei uns mittheilen, so lange die Dinge, welche uns bewegen, noch in der Gährung sind, so lange wir nichts Bedeutendes darzubringen haben, welches viele zu ergreifen vermag, auch solche, die uns ferner stehen, weniger uns ihren Antheil zuwenden, weniger mit uns bekannt die geringern Äußerungen unserer Eigenthümlichkeit nicht zu verstehen vermögen. Der weitern Geselligkeit daher eines ganzen Volkes oder aller für Schönheit empfänglichen Menschen uns mitzutheilen sind wir nur dann ge-

schickt, wenn in sichern Zügen, in einer bedeutsamen Weise unser Wesen sich uns enthüllt hat; dann aber finden wir uns auch unausbleiblich getrieben etwas zu unternehmen, was das in uns Verborgene dem weitesten Kreise veröffentlichen könne, einem Kreise, den wir kaum einigermaßen kennen, in welchem wir nur eine allgemeine Empfänglichkeit für die Offenbarungen einer eigenthümlich gebildeten Natur ahnden. Dies sind nun die Momente, in welchen das abgesonderte Kunstwerk seine erste Entstehung feiert.

Aber um uns mitzutheilen müssen wir nun auch die geeigneten Mittel ergreifen, und in nichts anderem werden wir sie finden können als in den Mitteln der Geselligkeit überhaupt, in welcher ein jeder gewohnt ist sich auszudrücken und von Andern den Ausdruck ihres Innern entgegenzunehmen, nur daß da, wo das Bewußtsein der Eigenthümlichkeit sich gesteigert hat, auch die Mittel in einem gesteigerten Grade der Kunstfertigkeit in Anwendung zu bringen sein werden. Von dieser Seite werden wir nun freilich sagen müssen, daß nicht einem jeden, wenn er etwas allgemein Bedeutsames in sich ausgebildet hat, sogleich die Fertigkeit zu Gebote stehen werde, welche zur Darstellung desselben verlangt wird. Sie zu gewinnen muß ein jeder lange sich üben, und es könnte wohl sein, daß auch eine solche Übung ihn nicht zum Ziele führte, wenn die Natur das Talent für die besondern Künste versagt haben sollte. Dann ist er eben nicht geboren für solche künstlerische Werke, welche die Aufmerksamkeit der Geselligkeit in ihrem größesten Kreise auf sich ziehen und fesseln können, sondern er muß sich begnügen die allgemeine

Kunst zu üben, welche immer nur in einem kleinern Kreise der Geselligkeit sich geltend machen kann. Aber die sich absondernden Künste schließen sich doch alle an das gesellige Leben überhaupt an, manche in einem nähern, manche in einem entferntern Sinne. Keine gewiß näher als die, welche unmittelbar die Person des Künstlers selbst in Anspruch nehmen. Denn diese ist ja zunächst und von Natur dazu gebildet die Eigenthümlichkeit des Menschen darzustellen. Und so erscheinen denn auch Mimik und Tanzkunst, so wie die Künste der Rede, bis zur Musik der Stimme gesteigert, als unmittelbare Ausflüsse des geselligen Lebens, und wer ihre räthselhaften Anfänge begreifen will, darf es nicht verschmähen die Formen der Geselligkeit, an welche sie sich angeschlossen haben, mit aufmerksamem Auge zu mustern. Aber wenn auch die Person des Künstlers die nächsten Mittel zur Darstellung der ihm eigenthümlichen Erregung darbietet, so schließen sich daran doch ungesucht andere Mittel an, welche mit der Person in eine unmittelbare Verbindung treten, wie die theils verhüllende, theils schmückende Kleidung, wie das musikalische Instrument, welches den Ton der Stimme hebt und begleitet. Solche Mittel werden um so nothwendiger, je mehr die Person in ihrer unmittelbaren Erscheinung hemmenden Naturbedingungen unterworfen ist, die bald störende Nebenbegriffe wecken, bald einen vollen Ausdruck der innerlich ausgebildeten Phantasie nicht gestatten wollen. So wie der Leib des Menschen und alle seine organischen Bewegungen der nächste Ausdruck seines Willens sind, so bleiben dieselben doch einer Reihe von Naturprocessen unterworfen, welche nicht willkürlich sich

hemmen oder umgestalten lassen, und zeigen sich hierin als sehr unvollkommne Mittel der Beweglichkeit der Phantasie zu folgen oder auch das zu fixiren, was sie als ein Beständiges festhalten möchte. Daher geschieht es denn, daß der Künstler zu andern Mitteln zu greifen veranlaßt wird, daß er lieber andere Persönlichkeiten zur Darstellung seiner künstlerischen Idee wählt, welche passendere Naturverhältnisse darbieten, oder daß er aus der todten Natur das Material seiner Darstellung entnimmt, weil dieses innern Bewegungen weniger unterworfen ist, die den Ausdruck stören könnten. So bedient sich der Dichter der Stimme, der Gestalt anderer Personen, weil seine Stimme und Gestalt nicht ausreicht, ja er gebraucht sogar die Schrift um seine Worte und Gedanken in die Ferne zu tragen; so bedient sich der Musiker des Instruments und ruft auch wohl die Kunstfertigkeit Anderer zu Hülfe um die Töne, welche in ihm leben, so vollkommen als möglich zum Gehör zu bringen; so bedient sich der Maler der Farben, der Bildhauer des Steines zur Äußerung seiner innern Erregung. Alle diese künstlicheren Mittel aber stehen doch in der genauesten Verbindung mit dem geselligen Leben; sie schmücken dasselbe aus; die Baukunst schafft für dasselbe passende, anmuthige und schöne Räume; Sculptur und Malerei erfüllen sie mit Gestalten, welche uns den Inhalt und die Umgebungen unseres Lebens vorführen; Musik und Mimik treten herzu, um an ihrer Stelle einzugreifen in den Kreis der Darstellungen, welche unsere Muße zu erfüllen bestimmt sind. Wir werden alle diese Künste nur in ihrem Verhältnisse zum geselligen Leben begreifen können, über dessen gemeingültige Formen

sie sich zwar erheben, ohne daß sie doch ihren Ursprung aus denselben verleugnen könnten.

Werfen wir noch einen Blick auf den Grund, weswegen sie als abgesonderte Künste sich ausbilden. Hierbei wird theils auf die innere Erregung, theils auf die künstlerische Fertigkeit zu sehen sein. In den gewöhnlichen Verkehr des geselligen Lebens bringen wir natürlich ein jeder auch das gewöhnliche Maß der Erregung und ein jeder legt in die Gesammtheit der Mittheilung das nieder, was im mittlern Durchschnitte seines Lebens als genügend gelten kann. Wenn nun im Allgemeinen und besondere Verhältnisse unberücksichtigt gelassen vorausgesetzt werden muß, daß diejenigen nach geselligem Verkehr unter einander streben werden, welche überhaupt genommen auf derselben Stufe der Bildung stehen, so wird auch die Folge hiervon sein, daß niemand in den gewöhnlichen Formen des geselligen Lebens vor den Übrigen besonders hervorragt, sondern alle begegnen sich da als Gleiche unter einander und niemand verlangt einen Vorzug, so daß es nur als zufällig sich darstellt, wenn jetzt der Eine, dann ein Anderer die Aufmerksamkeit seiner Gesellen für sich besonders fordert. Diese Gleichheit aber wird aufgehoben, wenn der Künstler auftritt und für eine seiner Leistungen Aufmerksamkeit fordert. Zwar in ihrem persönlichen Werthe durchschnittlich genommen werden die Übrigen sich ihm nicht unterordnen, aber doch in dem, was er leistet für die Geselligkeit, treten sie jetzt hinter ihn zurück und er gewinnt den Vorzug. Auf einen solchen kann er nun nur dadurch Anspruch machen, daß er entweder jetzt eben mehr als das Gewöhnliche aus seinem Innern mitzutheilen hat,

oder daß er doch eine größere Fertigkeit sich zutrauen darf, als die Übrigen, das was im geselligen Kreise gilt, zur Anschauung zu bringen. Möge nun aber der eine oder andere Grund obwalten, so ist es doch ersichtlich, daß dies nur eintreten kann, wenn eine Vorbereitung stattgefunden hat, vielleicht nicht eben zu der zunächst vorliegenden Leistung, aber doch zu solchen Leistungen überhaupt. Hat jemand, obgleich im Allgemeinen auf derselben Bildungsstufe stehend, wie die übrigen Glieder der Geselligkeit, dennoch und nicht bloß aus zufälligen Umständen aus seinem Innern mehr mitzutheilen, als diese, so kann dies nur darin liegen, daß er eine Zeit lang sich in sich gesammelt, die Gestalten, welche seiner Phantasie vorschweben, geordnet und entfaltet hat, so daß sie nunmehr als ein Ganzes heraustreten können. Kann er aber eine größere Kunstfertigkeit sich zutrauen, als die Übrigen, so wird auch diese, wenngleich von einer glücklichen Natur unterstützt, nur als der Erfolg einer fortgesetzten Übung sich ergeben haben. In beiden Fällen also findet eine Vorbereitung statt für das gesellige Leben, in welcher man nothwendig eine Zeit lang von ihm sich zurückziehen muß, um nachher desto bedeutender in ihm auftreten zu können. Es ist nicht der reine und fast unwillkürliche, wenigstens durch keine absichtsvolle Überlegung vorbereitete Erguß unserer augenblicklich aufgeregten Eigenthümlichkeit, was uns in den Kunstwerken im engern Sinn leitet, — ein solcher findet nur in der allgemeinen geselligen Kunst statt, wo wir nicht Gemachtes, nichts Vorbereitetes wollen — sondern zwischen die erste Bewegung, welche uns zur Mittheilung unserer Eigenthümlichkeit antreibt, und

zwischen diese Mittheilung selbst, schiebt sich die Überlegung ein, was wohl am leichtesten und besten von der ganzen Mannigfaltigkeit unseres inneren Lebens sich mittheilen lasse, wie es angeordnet und durch welche Mittel es dargestellt werden müsse, um auf die Geselligkeit den Eindruck zu machen, welchen wir bezwecken. Durch diese Überlegungen und die daran sich anknüpfenden Übungen und Vorbereitungen, welche bei Künsten, die in der todten Natur arbeiten, bis dahin vorschreiten können, daß ein fertiges Werk dem Genusse der Geselligkeit dargebracht wird, sondern sich die Werke der besondern Künste scharf von dem übrigen geselligen Leben ab, denn es schiebt sich dadurch etwas zwischen den Genuß der Geselligkeit und zwischen das Werk, welches für ihn dienen soll, in solcher Weise ein, daß es jenem nicht zugezählt werden kann. Auch dem Leben der Muße gehört dies nur zum Theil an, nemlich nur dem Theile nach, welcher der Ausbildung der Phantasie, der Sammlung unser selbst in der Einsamkeit gewidmet ist, während die Übungen unserer Kunstfertigkeit und die Ausführung des Kunstwerks, bis es der Geselligkeit vorgelegt werden kann, der Arbeit zugezählt werden müssen; denn sie haben es nur mit der Überwindung der Schwierigkeiten zu thun, welche die Natur dem Ausdrucke unserer Eigenthümlichkeit entgegensetzt. Aber wenn auch diese Leistungen der besondern Künste hierdurch vom geselligen Leben sich absondern, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie nur Vorbereitungen sind für das gesellige Leben, in diesem ihren Zweck haben, daß sie etwas zur Bildung und Ausschmückung des geselligen Lebens beitragen wollen und daher nur aus dem Wesen des gesselli-

gen Lebens begriffen werden können, wenn anders die Bestandtheile unseres Lebens aus ihrem Zwecke zu begreifen sind.

Die Absonderung der einzelnen Künste, wird man hierbei bemerken können, tritt immer in der Entwicklung einer jeden Geselligkeit erst später ein, als die Ausbildung der allgemeinen Kunst, so wie überhaupt das Besondere einen allgemeinen Grund voraussetzt, aus welchem es allmälig zu abgesondertem Dasein sich entwickelt. Die Geselligkeit bietet zwar sogleich anfangs künstlerische Leistungen dar, indem sie nicht gedacht werden kann ohne ein Bestreben die Eigenthümlichkeit der Einzelnen in Anmuth und Schönheit heraustreten zu lassen nach dem Maße der Bildung, welche in ihr herrscht; aber wenn da auch Einzelne es unternehmen durch Gesang oder durch Tanz oder auch durch Erzählung der Sagen, welche in diesem Kreise leben, die Aufmerksamkeit der Übrigen zu fesseln, so beruht dies doch nur auf wenig hervorstechenden Vorzügen, welche sie vor den Übrigen sich anmaßen dürfen, vielmehr auf dieser Stufe der ersten Bildung finden wir eine ziemlich gleichartige Masse der Gesellschaft vor, in welcher Künstler und Kunstfreunde noch nicht von einander geschieden sind. Diese Scheidung ergiebt sich erst, wenn in fortschreitender Bildung die Eigenthümlichkeit der Menschen, ihre Verschiedenheit von einander sowohl dem Grade und dem Umfange ihrer Bildung nach, als auch in Rücksicht auf ihre Kunstfertigkeiten stärker ausgeprägt hervorgetreten ist. Da hält es nun schwerer die ungleichartige Menge der Gesellschaft zusammenzuhalten durch die Richtung ihrer Aufmerksamkeit auf einen Punkt, der einem

jeden das bringt, was er fassen und was seinen Geschmack fesseln kann, und die Mittel hierzu wollen sorgfältiger gewählt sein. Aber wie sie auch gewählt werden mögen, sie müssen der Bildung der Geselligkeit und ihrem Zwecke gemäß gewählt werden und daher dazu geeignet sein, daß in ihnen die Eigenthümlichkeit dessen sich darstelle, welcher sie gebraucht, und faßlich sich darstelle für die Mitglieder der Geselligkeit. Wenn daher auch die Werke der besondern Künste von der unmittelbaren Gegenwart des Künstlers sich ablösen, so muß doch denen, welche ihre Bedeutung zu begreifen vermögen, das Gemüth des Künstlers daraus entgegentreten, nur in einer Weise, welche an die Bildung der übrigen Gesellschaft sich anschließt und aus dem Kreise der in ihr herrschenden Vorstellungen, Sitten und Lebensmomente die Mittel zu einer allgemeinen Verständigung entnimmt.

Hieraus läßt sich denn auch erklären, warum die Künstler die Lebens- und Weltansicht, welche in ihnen ist und welche sie ausdrücken möchten, oft, ja gewöhnlich nicht geradezu darlegen, sondern an einzelne Vorstellungsweisen oder sonstige Formen der Geselligkeit sie anschließen und in diesen eine Vermittelung zwischen sich und dem Kreise der Kunstfreunde suchen. Es wird daraus nicht weniger erklärt, wie es geschehen kann, daß die verschiedenen Künste in ihren Darstellungen sich mit einander mischen und ein gemeinschaftliches Werk hervorbringen. Denn sie gehören ja alle einem und demselben Boden an, und indem in ihnen die Bildung einer und derselben Geselligkeit sich ausspricht, können sie ein Werk hervorbringen, welches demselben Geschmacke angehört und aus

einer gleichartigen Erregung der Phantasie hervorgegangen ist. Sie werden damit nur Dolmetscher der Welt- und Lebensansicht, welche in dem Kreise ihrer Geselligkeit herrschend ist, nur abgespiegelt in einer besondern Eigenthümlichkeit oder in einer besondern Mischung von Eigenthümlichkeiten. So erwachsen sogar — denn mit einem Naturprocesse darf man diese Entstehung von Kunstwerken wohl vergleichen — so erwachsen Werke auch einer und derselben Kunst in einer Weise, daß sie weniger dem einzelnen Vollender, als einem ganzen Volke anzugehören scheinen, welches durch eine lange Überlieferung eine Sage ausgebildet und in einer bestimmten Form mit Liebe festgehalten, oder auch eine Melodie, eine Gestalt und Gruppe immer wieder gefordert und in allmäligen Veränderungen das herausgefunden hat, was seinem Geschmacke genügt. In einigen Künsten wenigstens werden solche Schöpfungen, welche von einem ganzen Volke gleichsam ausgetragen worden sind, für das Vollkommenste gehalten, was durch die Kunst geleistet werden kann.

Wir finden also, daß die besondern Künste, wie stark sie auch sich absondern mögen aus der Gesammtheit des geselligen Lebens, dennoch Spuren genug an sich behalten, welche bezeugen, wie sie aus ihr heraus sich gebildet und in ihr ihre gemeinsame Mutter, die allgemeine Kunst des Lebens, zu verehren haben. Mit der fortschreitenden Bildung sondern sie sich aus; aber wenn sie sich losreißen wollten von ihrer Wurzel, sie verachtend als einer niedern Bildungsstufe angehörig, darauf ausgehend eine Gemeinschaft zu bilden, die nur zwischen Künstlern und Kunstfreunden in einem engern Sinn wäre, nur auf den ein-

zelnen Künsten beruhte, gleichsam eine höhere, feinere Geselligkeit, abgezogen von der natürlichen und unmittelbaren Darstellung der Eigenthümlichkeit, wie sie in allen Kreisen des geselligen Lebens sich ergiebt, so würden sie bald gewahr werden müssen, daß sie damit die Kraft ihres natürlichen Bodens sich entzogen hätten und nur noch ein kränkliches Leben durchschleppen könnten. Wir haben hiermit eine der Klippen bezeichnet, an welcher nicht selten die Kunst gescheitert ist, freilich nicht durch ihre alleinige Schuld, sondern in Verfolg größerer geschichtlicher Ereignisse, wenn sie ihren volksthümlichen oder religiösen Boden verlor und nur abgesonderten Kreisen des geselligen Lebens sich zuwendete. Solche Kreise pflegen alsdann freilich wohl eine höhere Bildung als die Masse der Übrigen in Anspruch zu nehmen, aber sie sind doch nur abgefallen von der Einheit, in welcher sie ihr geselliges Leben begründet finden sollten.

Wir berühren hiermit einen Punkt, welcher uns wieder auf den Anfang unserer Untersuchungen zurückführen muß. Aufstreben, Blüthe und Verfall der einzelnen Künste — dies wird niemanden sich verbergen können, welcher nur einigermaßen sich Rechenschaft über ihre Geschichte zu geben versucht — also der ganze Kreis ihrer Entwicklung hängt von allgemeinern Bedingungen ab, auf den niedern Stufen der Bildung vom Familien- und Stammleben, auf den höhern Stufen vom Leben der Völker und der ganzen Menschheit, welche durch eine religiöse Regung sich gesellig verbunden findet. Der Grund hiervon liegt eben darin, daß die Geselligkeit an diese kleinern und größern Kreise der Gemeinschaft unter den Menschen sich anschließt

und daß die einzelnen Künste nur wie einzelne Zweige aus der allgemeinen Kunst der Geselligkeit wie aus einem Stamme sich absondern. In solchen geselligen Kreisen empfängt der Einzelne die Bildung, welche er in sich eigenthümlich gestaltet, und je inniger er sich ihnen anschließt, um so stärker wird er auch aufgefordert ihrer allgemeinen Bildung sich gewachsen zu zeigen und gegen den mächtigen Einfluß derselben seine Eigenthümlichkeit zu bewahren. Aber wenn nun im Leben der Muße diese Eigenthümlichkeit des Einzelnen die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ordnend in einem stärkern Grade hervortreten soll, so läßt sich doch davon der Inhalt des Bewußtseins nicht absondern, welcher in dem Leben der Gesellschaft überhaupt sich ausgebildet hat, vielmehr wird dieser den Stoff abgeben, welcher in künstlerischer Form zu bearbeiten ist. In dem Familien- oder Stammleben wird daher das Bewußtsein oder die Weltansicht der Familie, des Stammes, in dem Volksleben die Weltansicht des Volkes, in dem kirchlichen Leben die Weltansicht der Kirche von der schönen Kunst bearbeitet werden, und es leuchtet daher ein, daß der Künstler dahin zu streben hat, so vollständig als möglich aller der Lebenselemente sich zu bemächtigen, welche in dem Kreise seiner Geselligkeit die Interessen bewegen. Deswegen darf er nicht unkundig sein der Arten des Lebens, welche außerhalb der geselligen und dem Schönen zugewendeten Muße liegen, d. h. er muß die Arbeit und auch die religiösen Regungen des Gemüths kennen, so weit sie in das Leben seiner Geselligkeit eingreifen. Diese Kenntniß jedoch, welche wir von ihm verlangen, wird nicht den wissenschaftlichen

Charakter an sich tragen müssen; denn wir sind weit entfernt von dem Stolze der Wissenschaft, welcher nur dem Wissenden die rechte Übung der Kunst zugestehn möchte; sondern außer der Kenntniß der Erscheinungen, welche der Künstler nach der Gattung seiner besondern Kunst nöthig haben dürfte für seine Darstellung, verlangen wir von ihm nur eine Kenntniß der Stimmung, in welcher die Gesellschaft aus ihren verschiedenen Elementen sich zusammensetzt. Denn auf jene Stimmung hat er zu wirken und zwar dadurch, daß er diese Elemente in ihrem Einklang und zur Schönheit verbunden entweder unmittelbar uns vorführt oder doch andeutet. Den Einklang aber, in welchem sie zu einem schönen Ganzen verbunden werden können, muß er selbst in seinem innern Leben sich dargestellt und erstrebt haben, so daß wir uns hierdurch wieder auf die große und allgemeinste Kunst des Lebens überhaupt zurückgeführt sehen, welche Arbeit und Muße zu einem Ganzen verflechten soll, zu einem Ganzen, welches trotz mancher Störungen harmonisch verläuft und der Seele die Übereinstimmung mit sich verleiht, deren Ausdruck das wahre Kunstwerk ist. Denn wo das Leben zerrissen ist, da wird keine Kunst die Beruhigung gewähren können, welche dem Künstler selbst fehlt. So sehen wir uns denn darauf wieder zurückgeführt, daß wir nur aus der Mitte des ganzen Lebens die Kunst und ihre Wirkungen begreifen können. Sie geht hervor aus der Aufgabe, welche wir haben, mit uns selbst einig zu werden in unserem Leben, die einzelnen Bestandtheile desselben so viel als möglich unserer Eigenthümlichkeit aneignend, aber auch dieses unser Leben der Gemeinschaft der Menschen,

welcher wir angehören, anzuschließen und zu offenbaren, so weit es irgend möglich ist. Indem sie diese Aufgabe zu lösen hat, muß sie alles zu durchdringen suchen und nicht allein als eine hie und da hervortretende Richtung unserer Bestrebungen sich zeigen, viel weniger als eine Aufgabe, welche nur für wenige geeignet wäre, sondern alle sollen an ihr in der ästhetischen Bildung ihres Lebens Theil haben und ein jeder soll über sein ganzes Leben die Ruhe und Anmuth der Schönheit zu verbreiten suchen, indem er bemüht ist den Sinn seines Lebens in allen Erscheinungen heraustreten zu lassen, welche von ihm ausgehn. Fassen wir in dieser Bedeutung das ästhetische Streben auf, so werden wir auch das einzelne Kunstwerk nicht als etwas ansehn können, was von dem übrigen Leben des Künstlers sich absonderte, sondern wir können in ihm nur einen der Glanzpunkte unseres Lebens erblicken, in welchen es uns vergönnt ist, auf eine ausgezeichnete Weise den Sinn unserer Bestrebungen auszudrücken, welcher sonst nur zu häufig von äußern Hüllen unseres Lebens verdunkelt wird.

Dritter Abschnitt.

Weitere Ausführungen über die Grundlagen der schönen Kunst.

Erstes Kapitel.

Von der künstlerischen Begeisterung.

Wir gehen noch etwas genauer in die Untersuchung der Grundbegriffe der schönen Kunst ein, welche schon oben

von uns berührt worden sind, um durch Anwendung unserer allgemeinen Grundsätze über das ästhetische Leben ihre Richtigkeit und Fruchtbarkeit zu bewähren. Die schöne Kunst bietet hierzu natürlich die beste Veranlassung dar, weil an ihr die Erscheinungen des ästhetischen Lebens am auffallendsten heraustreten.

Aller künstlerischen Thätigkeit liegt, wie wir gesehn haben, dasselbe Bestreben zum Grunde, welches überhaupt die weltlich gesellige Muße belebt, das Bestreben für die in unserm Leben sich entwickelnde Eigenthümlichkeit den geeigneten Ausdruck zu finden. Dies setzt natürlich als innern Beweggrund das Bewußtsein der Eigenthümlichkeit als solcher voraus, d. h. nicht allein, daß wir unser bewußt sind, sondern auch dabei das Bewußtsein haben in einer andern Weise unser bewußt zu sein als Andere. Damit ist zugleich die Erregung für die gesellige Mittheilung gegeben, wenn vorausgesetzt wird, was für jeden geselligen Menschen vorausgesetzt werden darf, daß er die eigenthümliche Weise seines Innern auch Andern mittheilen möchte. Wenn er davon nichts weiß, daß er etwas Eigenes in sich hegt, so können wir keinen Beweggrund sich mitzutheilen in ihm voraussetzen; sobald er das Gegentheil weiß, muß er zur Äußerung sich erregt finden. Aber etwas anderes ist die gesellige Erregung und die künstlerische. Denn in jener stellt sich der Eine völlig dem Andern gleich, in dieser dagegen maßt sich der Künstler an vor allen Übrigen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und eine längere Zeit zu fesseln.

Wir sind schon früher hierauf aufmerksam gewesen und haben deswegen behauptet, daß für die künstlerische

Thätigkeit ein ungewöhnlicher Grad des Bewußtseins über sich selbst vorausgesetzt werde. Nur ein solcher kann den Einzelnen berechtigen vor den Übrigen sich bemerkbar zu machen. Seiner äußerlichen Anmaßung muß eine innere Berechtigung entsprechen, sonst würde sie als eine Verletzung der geselligen Bescheidenheit erscheinen. Daher verlangen wir, daß der Künstler in seinen Werken Originalität zeige, und verstehen unter dieser eine ausgezeichnete, hervorragende Eigenthümlichkeit, und die Erregung, welche ihm zugeschrieben wird, pflegen wir auch wohl Begeisterung zu nennen, womit ebenfalls eine ungewöhnliche Aufregung des Gemüths bezeichnet werden soll. Wenn wir den höchsten Grad einer solchen erfahren, so werden wir da einen unwiderstehlichen Drang empfinden, was in unserm Innern sich gestaltet hat, in das Äußere heraustreten zu lassen, und dies ist die Stimmung, welche wohl als etwas Wunderbares geschildert worden ist, als ein Ergriffensein von den Musen, von einem göttlichen Wahnsinn, als ein Rausch der Seele, in welchem wir nicht völlig in unserer Gewalt uns zu haben glauben möchten, weil wir darüber wirklich Verhältnisse vergessen können, die sonst unserer Beachtung in hohem Grade werth zu sein scheinen. Es treibt uns alsdann eben unser Inneres, und die Macht unseres Bewußtseins über uns selbst giebt uns die Überzeugung, daß alles, was wir vorbringen mögen, mit uns selbst übereinstimmend auch die Beachtung der Übrigen verdienen werde.

So sehr nun solche Stimmungen von den gewöhnlichen Gemüthslagen, die im geselligen Verkehr sich auszusprechen pflegen, verschieden zu sein scheinen, so würde es doch

nicht schwer halten, das Ähnliche zwischen diesen und jenen nachzuweisen. Auch im gewöhnlichen Gespräche schon drängt sich ein Einfall, ein witziges Wort oder ein Gedanke, aus der Tiefe unserer Seele geschöpft, unwiderstehlich hervor, nicht aus Eitelkeit, meine ich, sondern aus dem Bedürfniß uns auszusprechen, und wenn wir dabei mehr als bei der künstlerischen Begeisterung unserer Umgebungen und der Persönlichkeiten Anderer uns bewußt bleiben, so ist es nur deswegen, weil die gewöhnliche Geselligkeit mehr wechselnd bald dem Einen, bald dem Andern das Wort gönnt und keinem Einzelnen gestattet sich allen Übrigen entgegenzustellen, die Eigenthümlichkeiten dieser gleichsam auslöschend und nur die allgemeine Empfänglichkeit des geselligen Kreises sich noch gegenwärtig erhaltend. Denn weil dies nicht gestattet ist, sondern die Leistungen der Einzelnen für die Geselligkeit wechselnd in einander eingreifen sollen, wird auch ein jeder, welcher an ihr Theil nimmt, in seinen eigenen Beiträgen zu derselben beständig so wie auf sich zurück, so auch wieder aus sich herausgeführt und diese allgemeine Kunst der Geselligkeit gestaltet sich nur als ein Gewebe der verschiedenen Persönlichkeiten, welche sich ihr widmen.

Aber dies muß uns auch darauf aufmerksam machen, daß die künstlerische Erregung noch durch etwas anderes sich unterscheide von der gewöhnlichen geselligen Erregung, als durch die Steigerung des Bewußtseins der Eigenthümlichkeit. In der geselligen Erregung, so wie sie eben von uns beschrieben wurde, kann man zwei Regungen des Gemüths unterscheiden; die eine liegt in dem Bewußtsein der Eigenthümlichkeit als solcher; wenn sich aber daran,

wie wir sagten, das Bestreben diese Eigenthümlichkeit mitzutheilen anschließt, so geschieht dies nicht ohne Berücksichtigung der fremden Eigenthümlichkeiten, welchen diese Mittheilung zu Gute kommen soll. Es spricht sich darin ein persönliches Wohlwollen, ja eine Hingebung an die fremden Eigenthümlichkeiten aus, während von der andern Seite durch das Bewußtsein unserer eigenen Persönlichkeit auch die Achtung vor uns selbst aufrecht erhalten wird. Dies ist das Wechselspiel der Selbstachtung und der Liebe der Andern, welches alle Geselligkeit beleben soll und so wie uns auffordert unser Inneres zu öffnen und zu äußern, so auch wieder den Andern nicht allein gestattet, sondern auch in sie dringt ihr Inneres darzulegen, daß wir daran uns erfreuen. Diese beiden Richtungen unseres Gemüths, durch welche wir zur geselligen Mittheilung erregt werden, wird man nun freilich auch in der künstlerischen Begeisterung wiedererkennen, denn nicht allein das Bewußtsein des Künstlers von der Fülle und Schönheit dessen, was er mitzutheilen hat, beseelt sie, sondern auch der Beifall des Publicums, wie schon früher erwähnt, thut das Seinige dazu sie zu steigern. Es ist hierbei ein Wohlwollen vorauszusetzen des Künstlers gegen die Schaar derer, welche sich um ihn versammeln; er geht in ihre Bedürfnisse ein, sucht sich ihnen faßlich zu machen, sucht sie zu bilden und macht sie gleichsam zu Vertrauten seiner Geheimnisse. Allein wir werden bemerken müssen, daß wenn auch die beiden angegebenen Richtungen in der künstlerischen Erregung sich finden, wie in der geselligen, doch ihr Verhältniß zu einander keinesweges in der einen und in der andern das-

selbe ist. Vielmehr je stärker der Künstler erregt ist durch das Bewußtsein seiner Originalität, um so weiter dehnt sich auch der gesellige Kreis aus, welchem er sich mittheilen möchte, und je mehr dieser an Umfang gewinnt, um so allgemeiner, um so weniger eigenthümlich und innig wird auch das Wohlwollen, welches ihn in sich und in seinem Verhältniß zum Künstler mit diesem zusammenhält. Alle Liebe hat eine persönliche Beziehung und je inniger sie ist, um so entschiedener muß auch die Persönlichkeit des Geliebten in ihr heraustreten. Wenn daher der Künstler einem größern Kreise sich mittheilen soll und in diesem nothwendig die Persönlichkeit der Einzelnen ihm zurücktritt gegen die allgemeine Empfänglichkeit für das Schöne, welche er bei der Menge voraussetzen darf, so müssen wir auch voraussetzen, daß seine Liebe zwar einen größern Umfang gewonnen, aber auch an Innigkeit verloren haben werde, versteht sich, so weit sie in diesem geselligen Vorgange sich zu erkennen giebt. So wie wir in einer jeden Person eine bestimmte Größe des sich bethätigenden Wohlwollens anzunehmen haben, so müssen Extension und Intension desselben in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehn. Auf der Steigerung der erstern aber beruht es, daß der Künstler aus der Masse der übrigen Gesellen sich erhebt und nun nicht allein, wie es in der gewöhnlichen Geselligkeit ist, den Nächsten und Vertrautesten sich mittheilt, sondern alle, welche in irgend einer Art mit ihm auf gleicher Stufe der Bildung stehn, zur Geselligkeit zu erregen die Fähigkeit sich zutraut. Denn dies Zutraun zu sich selbst wird er eben nur dadurch fassen können, daß seine Liebe sich ihm erweitert hat, daß er in das Gemüth

vieler sich zu versetzen versteht und darauf bauen darf die Saiten anschlagen zu können, welche in vielen ihren Widerhall finden werden. Also hierin werden wir den Unterschied zwischen der gewöhnlichen geselligen und der künstlerischen Erregung zu suchen haben, daß dem Künstler auf der einen Seite das Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit sich steigert, auf der andern Seite aber auch das gesellige Wohlwollen an Umfang zunimmt, intensiv aber in einer weniger persönlichen und innigen Weise sich zu erkennen giebt.

Von diesen beiden Punkten müssen wir aber auch anerkennen, daß sie nothwendig zusammengehören. Die Steigerung unseres Bewußtseins über uns selbst, auf welcher die künstlerische Erregung beruht, wird eine Ausbreitung unseres Wohlwollens über einen größern Kreis der Geselligkeit unausbleiblich mit sich führen. Je tiefer der Mensch in sich selbst hinabsteigt, um so fähiger findet er sich auch einem größern Kreise die Räthsel des Daseins zu lösen und eine Ansicht des Lebens und der Welt vor ihm auszubreiten, welche zu dessen Befriedigung von irgend einer Seite beitragen kann. Je mehr er einig wird mit sich selbst und Frieden gewinnt in seinem Innern, einen Frieden, welcher mit dem Bewußtsein des Schönen nothwendig verbunden ist, um so einiger wird er auch mit der äußern Welt und um so befähigter fühlt er sich die Übrigen zu sich heranzuziehen und durch sich zu vereinigen. So müssen wir denn auch voraussetzen, daß die künstlerische Begeisterung, welche aus dem Wohlwollen des Publicums über den Künstler sich ergießt, aus seinem eigenen Innern stamme. Der Beifall der Menge soll nicht

gesucht werden dadurch, daß der Künstler sich herabläßt zu ihr und ihren Neigungen schmeichelt, sondern er soll sich desselben versichert halten dürfen, weil sein eigenes Innere ihm denselben verspricht, indem er sich dazu geweiht fühlt das gemeinsame Band in dem größern Kreise seiner Geselligkeit zu bilden. Ein jeder fremde und falsche Schein, welchen nur die Umgebung auf den Künstler werfen kann, ist den Zwecken der Kunst, welche die Eigenthümlichkeit offenbaren will, geradezu entgegen, und so muß auch die künstlerische Begeisterung, sofern sie durch den Beifall des Publicums erregt wird, diesen nur als den Widerstrahl des Wohlwollens erscheinen lassen, welches vom Künstler über den Kreis seiner Wirksamkeit sich ergießt.

Wir haben hierbei noch einige Nebenbemerkungen zu machen. Wenn die künstlerische Erregung darin von der geselligen sich unterscheidet, daß in ihr ein tieferes Bewußtsein der Eigenthümlichkeit herrscht und eine größere Ausdehnung des Wohlwollens, aber auch eine weniger persönliche Vertraulichkeit, so wirkt alles dies darauf hin, daß der Künstler eine mehr abgesonderte Stellung zu der Geselligkeit einnimmt, als dies bei den übrigen Genossen derselben stattfindet. Er ist nicht einer unter den übrigen, welcher sich durch nichts auszeichnete; nicht sowohl als ein Geselle stellt er sich dar, als vielmehr als ein Meister, welcher die Gesellen beherrscht. Dies ist seine Anmaßung, von welcher wir sprachen, deren Berechtigung in seiner Kunst liegt und von seiner künstlerischen Erregung ausgeht. Nicht in völliger Gleichheit giebt er sich seinen Genossen hin zu wechselseitiger Mittheilung sie auffordernd, vielmehr

das persönliche Vertrauen läßt er zurücktreten und es ist eben deswegen auch seine Mittheilung nicht auf solche Dinge gerichtet, welche ihn in seinem gewöhnlichen Leben am stärksten bewegen. Selbst wenn er von seinen Leiden und Freuden, von persönlicher Neigung und Abneigung handelt, so hat dies keineswegs die Bedeutung einer vertraulichen Eröffnung, sondern die Liebe, welche er schildert, muß er nicht eben fühlen, über den Schmerz, welchen er darstellt, ist er erhaben, seine ganze Gemüthsstimmung hat einen allgemeinern Charakter und geht nur darauf aus solche Gefühle anklingen zu lassen, welche in der großen Masse seines Publicums einen entsprechenden Widerklang finden. Dadurch vereinigt er eben die Geselligkeit um sich herum, und indem er ihr einen Mittelpunkt giebt, wird er erst Gründer derselben, und so wie er sie gründet, beherrscht er sie auch. Man kann dieses Verhältniß des Künstlers zu seinem Publicum mit einer aristokratischen Herrschaft vergleichen, in welcher zwar die Liebe des Herrschers über die ganze Verbindung des Volkes sich erstreckt, aber nothwendig eine weniger vertrauliche Liebe, als die, welche von Gleichen zu Gleichen gehegt wird. Mit dieser geringern, weniger persönlichen Vertraulichkeit hängt es denn auch zusammen, daß der Künstler, wie früher bemerkt, in seiner Darstellung weniger seine Persönlichkeit zum Mittel gebraucht, als dies bei der gewöhnlichen Geselligkeit der Fall ist, daß er andere Personen zwischen sich und das Publicum einschiebt oder auch durch leblose Stoffe sich vertreten läßt; denn er steht eben denen, welchen er den Mittelpunkt ihrer Vereinigung abgiebt, persönlich weniger nahe. Hierin liegt nun offenbar

der Grund, weswegen man die Gleichartigkeit der künstlerischen und der geselligen Wirksamkeit so leicht hat übersehen können, ungefähr so, wie sich auch die Meinung gebildet hat, nur die Herrschaft des Gleichen über Gleiche begründe ein rechtliches Verhältniß, die Aristokratie im Staate aber sei nur eine Folge der Gewalt oder der Überlistung. Man wird jedoch finden können, daß auch schon in der gewöhnlichen Geselligkeit, besonders so wie sie über etwas größere Kreise sich zu verbreiten beginnt, eine dieser künstlerischen ähnliche Aristokratie sich bildet. Da ist schon der Familienvater der Bewahrer der Sage und der Sitte und stellt sich zu den einzelnen Gliedern der Geselligkeit in ein weniger vertrauliches, mehr die allgemeine Bildung der Familie darstellendes Verhältniß. Da wird man finden, daß besonders hervorragende und der geselligen Kunst mächtige Personen zu Bewahrern und Ausbildern der Sitte sich berufen sehn und in solcher Weise eine Art Herrschaft über die Geselligkeit gewinnen. Sie zeichnen sich in ähnlicher Weise wie die Künstler aus, dadurch daß sie in ihrer Eigenthümlichkeit sicher sind und die Mittel in ihrer Gewalt haben, was in ihrem Innern sich ausgebildet hat, zu einer allgemeinen Mittheilung zu bringen. Die gute Sitte aber, welche sie gestalten, hat auch eine ähnliche Folge, wie die schöne Kunst, zwar gewährt sie den Einzelnen Raum für die vertrauliche Mittheilung, aber dies bleibt immer eine für sich bestehende Sache, an welcher nur wenige Theil nehmen können, dagegen arbeitet sie hauptsächlich darauf hin einen allgemeinen Ausdruck des Wohlwollens zu vermitteln, welcher die Geselligkeit vereinigen soll.

Jedoch wenn wir die Weise überlegen, in welcher solche in der Geselligkeit ausgezeichnete Persönlichkeiten ihre Herrschaft führen, so werden wir bemerken können, wie sehr eine jede Anmaßung im geselligen Leben verhaßt ist. Im Staate begreift ein jeder leicht, daß eine bestimmte Unterordnung nothwendig ist, daß man da seinen Neigungen entsagen muß um für das allgemeine Wohl zu arbeiten dem Gesetze unterworfen und denen, welche in seinem Namen gebieten. Auch in der Natur finden wir Unterordnungen und Überordnungen gegründet unter den Menschen, wie zwischen Kindern und Eltern, zwischen Jüngern und Bejahrteren. Von allen diesen Dingen geht auch etwas in das gesellige Leben mit über; aber obgleich wir in ihm diese Einflüsse nicht ganz ausschließen, so dürfen wir doch nur mit Vorsicht sie zulassen, wenn die Geselligkeit nicht durch eine steife Sitte Schaden leiden soll. Die Ansprüche des Ranges und Verdienstes sollen in geselligem Kreise nicht als Rechte gefordert werden, sondern nur so weit gelten, als sie willige Anerkennung finden. Selbst wenn die Jugend in einer gewissen Unterordnung dem Alter sich gesellt, so kann dies leicht zu Störungen der geselligen Heiterkeit führen, wenn nicht persönliche Neigung, durch Familienbande angeboren oder durch Gewöhnung erzeugt, die Ungleichheit der Verhältnisse ausgleicht. Unstreitig aber würde es als eine Verletzung gefühlt werden, wenn irgend jemand im geselligen Leben einen größern persönlichen Werth sich anmaßen wollte gegen die Andern. Deswegen dürfen auch die, welche ein gewisses Vorrecht in der Geselligkeit üben, nur mit sanften Mitteln die Nei-

gungen der Übrigen für sich gewinnend das Ganze um sich vereinen und zusammenhalten und ihre Herrschaft kaum fühlbar machen, wenn sie nicht als eine Fessel empfunden werden soll. Sie leiten nur dadurch, daß sie die Neigungen der Übrigen verstehn, zu befriedigen und für sich zu stimmen wissen, durch eine Sitte, welche nur die Rohheit beengt, dagegen der allgemeinen Bildung der Geselligkeit entspricht und nur aus dem Bewußtsein dieser Bildung hervorgeht. Einen Vorzug an größerer Bildung nehmen sie dagegen für sich nicht in Anspruch; ihre Erscheinung, selbst wenn sie Andere zurecht weisen müssen, ist von jeder Anmaßung und von allem Verletzenden frei. Die gesellige Sitte können sie nur dadurch regeln, daß sie selbst als die vollendetsten Muster der Sitte sich darstellen und dies werden sie nur dadurch können, daß sie über niemanden sich erheben und jeden in seinen geselligen Ansprüchen als ihres Gleichen anerkennen.

Nicht so unscheinbar dagegen treten die Ansprüche des Künstlers heraus. Indem er die Aufmerksamkeit des um ihn versammelten Kreises auf eine längere Zeit und in vorherrschender Weise auf sich zu ziehen strebt, muß er als einen ausgezeichnet Begabten sich darstellen. Widerspricht dies nun nicht den Grundsätzen des geselligen Lebens? Werden wir hierdurch nicht genöthigt werden noch andere Grundsätze für die schöne Kunst zuzugeben, als die welche für die weltliche Geselligkeit überhaupt gelten?

Wir sind schon einmal auf diese Frage eingegangen, müssen aber hier die darüber gepflogenen Untersuchungen noch etwas erweitern. Das Wesentliche unserer Frage ist dies, ob die Stellung, welche der Künstler zu den

Kunstfreunden einnimmt, ihn über diese seinem menschlichen Werthe nach erhebt. Dafür würde nun seine größere Kunstfertigkeit nicht angeführt werden können; denn diese gehört der Vertheilung der Arbeiten an, wie wir gesehn haben, und der Künstler erweist sich in ihrer Ausübung nur als Diener des Publicums. Es würde also nur in seiner künstlerischen Begeisterung liegen können, wenn ihn etwas über den Kreis seiner Gesellen erheben sollte. Daß aber in dieser etwas dergleichen gesucht werden könne, dürfen wir wohl nicht leugnen, da wir selbst aus einer Steigerung des Bewußtseins über die Eigenthümlichkeit des Künstlers sie abgeleitet haben. Denn auch dieser Ausdruck könnte der gemeinen Meinung Vorschub zu leisten scheinen, welche dem Künstler fast überirdischen Glanz leiht. Hat man nicht oft den Dichter wie einen Propheten betrachtet, welcher neue Offenbarungen brächte? Hat man von den größesten unter den Künstlern nicht gesprochen, als wären sie der Bildung ihrer Zeit vorausgeeilt und eröffneten den Blick in eine gebildetere Zukunft, welche von ihnen hervorgebracht werden sollte? Man hat sie die Lehrer der Menschheit genannt; ihnen eine tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge und in das Gemüth der Menschen zugetraut, als andern Menschen. Alles dies stimmt wenig mit der Gleichheit überein, welche wir den Genossen der Geselligkeit bewahren zu müssen glauben.

Wir haben aber auch wohl bei dem Lobe, welches man den Künstlern zollt, uns zu hüten, daß nicht etwa die Lust uns besteche, welche sie uns gewähren, und die Liebe, welche sie uns einzuflößen wissen. Sie verstehn Enthu-

siasmus zu erregen für die Gegenstände, welche sie verherrlichen, und dieser trägt sich gar leicht über auf sie selbst, und indem sie hinter den Werken sich verbergen, welche ihre Kunst, vollendet und von ihnen abgelöst, uns vorführt, möchte es uns begegnen, daß unsere einmal erregte Phantasie auf sie, die Verborgenen, eine größere Herrlichkeit übertrüge, als ihnen eigen ist. Wollen wir sie gerecht würdigen, so müssen wir sie näher betrachten und für die wissenschaftliche Untersuchung, selbst wenn es uns schmerzen sollte, den Stralenglanz zerstreuen, welchen ihre künstlerischen Leistungen um sie zu verbreiten pflegen. Wenn wir sie nun betrachten in ihrem gewöhnlichen Leben, wie sie da unter die Übrigen gesellig sich mischen, so werden wir wenig oder nichts bemerken, was sie besonders auszeichnete; sie stellen sich da allen übrigen gleich. Nur in den Momenten ihrer künstlerischen Erregung können sie darauf Anspruch machen ihrer innern Bildung nach etwas entwickelt zu haben, was die Aufmerksamkeit der Übrigen mehr als gewöhnlich in Anspruch nehmen darf. Es ist also nicht ihre ganze Persönlichkeit, welche ihnen einen Vorzug vor den übrigen Mitgliedern der Geselligkeit sichert, sondern nur einzelne Momente ihres Lebens geben von einem gesteigerten Bewußtsein in ihnen Zeugniß ab. Dies bildet in der That eine auffallende Erscheinung. Sonst in den übrigen Arten geistiger Bildung zeichnet sich niemand aus ohne seinen Vorzug zu allen Zeiten zu behaupten, in welchen er wach und gesund ist. Der Gelehrte und Wissenschaftliche behauptet seine Gelehrsamkeit und Wissenschaft immer gegenwärtig zu haben, der Fromme seine Frömmigkeit. Aber der Dichter ist nur zu gewissen

Zeiten Dichter, nicht allein was die Thätigkeit, sondern auch was die Fähigkeit anbetrifft; nicht allein wenn ein Naturhinderniß eintritt, sondern auch sonst versagt ihm diese; er kann nicht zu allen Zeiten dichten. Und so geht es jedem Künstler, wenn es auf die geistige Auffassung des Kunstwerks ankommt. Sie sagen von sich selbst, man solle sich nicht zu ungünstiger Zeit antreiben. Darum verlangen sie eben eine besondere Erregung oder Begeisterung für ihr Werk, welche zu Zeiten eintritt, zu Zeiten sich versagt. Eben deswegen müssen wir aber auch behaupten, daß alle jene Anpreisungen der Künstler, als wären sie an Einsicht den übrigen Menschen voraus und fähig Lehrer derselben zu werden, einen falschen Schein auf sie werfen. Man verstehe uns nicht falsch. Allerdings werden wir anerkennen müssen, daß dem Künstler Kenntniß des menschlichen Herzens beiwohnen müsse, wenn er dasselbe schildern oder bewegen will, daß er auch andere Kenntnisse besitzen müsse von den Gegenständen, welche ihm darzustellen obliegt oder durch welche er seine Darstellung zu Stande bringt; aber alles dies macht ihn nicht zum Künstler. Denn diese Kenntnisse und Einsichten sind ihm beständig gegenwärtig, auch wenn seine künstlerische Erregung ruht; sie können auch andern beiwohnen, welche nicht Künstler sind. Ja indem wir voraussetzen, daß die, welche durch den Künstler in die Welt seiner Phantasien eingeführt werden sollen, ohne doch von ihm eigentliche Belehrung zu empfangen, fähig sind alles das nachzuempfinden und nachzudenken, was er ihnen vorempfindet und vordenkt, müssen wir auch annehmen, daß sie wirklich dieselben Kenntnisse und Einsichten besitzen, welche der

Künstler in ihnen nur anregt. Der Kunstkenner, welcher des Künstlers Werk begreifen soll, darf in keiner Weise dem Künstler an sonstiger, außer an technischer Bildung nachstehn, denn in allen Punkten, in welchen er nicht fähig sein sollte der Phantasie des Künstlers zu folgen, würde er auch nicht fähig sein das Kunstwerk zu würdigen. Demnach müssen wir nun auch daran festhalten, daß wenn der Künstler darauf ausgeht seinem Publikum ein ihm faßliches Kunstwerk vorzulegen, er auch dadurch des Anspruchs sich begiebt, in irgend einer Art eine höhere Bildung auszudrücken, als die, welche auch seinem Publicum im Allgemeinen zugeschrieben werden kann. Nur diesen Vorzug werden wir ihm einzuräumen haben, daß er von Seiten seiner künstlerischen Fertigkeit geschickter ist die Mittel zu gebrauchen, durch welche die innere Stimmung der Geselligkeit einen allgemeinen Ausdruck gewinnt, von Seiten seiner innern gemüthlichen Bildung aber, daß bei ihm vorherrschend das allgemeine Wohlwollen ausgebildet ist, durch welches er in die Sinnesweise des ganzen geselligen Kreises sich zu versetzen weiß, um gleichsam dessen Stimmführer zu werden und die Neigungen Aller zur Sprache zu bringen. Von dieser seiner allgemeinen Befähigung aber unterscheiden wir seine besondere künstlerische Erregung, in welcher er denn freilich sich bedeutend auszeichnet vor allen übrigen, jedoch nicht dadurch, daß er mehr ist, sondern nur dadurch, daß er jetzt eben mehr hat. In diesem Augenblicke hat er mehr mitzutheilen, als die Übrigen; zu diesen verhält er sich wie ein Reicher, welcher nach seinem Wohlwollen seinen Reichthum allen mittheilen möchte. Darüber fühlt er sich er-

regt zu äußern, was in ihm ist; darum darf er auch für seine Mittheilungen Dankbarkeit erwarten von den Übrigen, aber nicht daß diese nun anerkennen werden, wie er einen größern Werth habe als sie, so wie auch der gastfreundschaftliche Wirth, welcher seinen Besitz dem geselligen Genusse darbietet, darum keine andere Ansprüche als jeder Andere machen darf an die gesellige Ehre. Indem der Künstler seinen Reichthum mittheilt, macht er eben die Andern sich gleich und begehrt daher auch nichts weiter zu bedeuten, als das, was andere seiner Gesellen bedeuten.

Aber um das Wesen der künstlerischen Erregung zu begreifen, muß man sich nun nothwendig die Frage beantworten, worin der geistige Reichthum des Künstlers bestehe, welcher ihn fähig macht und dazu beruft Andern seine Mittheilungen zu machen. In dem gewöhnlichen geselligen Verkehr kann ein solcher Reichthum wohl auf etwas bloß Zufälligem beruhn, darauf etwa, daß jemand etwas in Erfahrung gebracht, was den Andern noch nicht bekannt geworden, daß ihm etwas Besonderes geschehn, daß er etwas Merkwürdiges erlebt hat; aber da, wo Künstler und Kunstfreunde von einander sich abgesondert haben, ist das Verhältniß zwischen Mittheilenden und Empfangenden in der Geselligkeit nicht mehr ein zufälliges, sondern zu einem in der Eigenthümlichkeit der Personen gegründeten geworden. Daher haben wir auch behaupten müssen, daß die künstlerische Erregung gegründet sei in einem gesteigerten Bewußtsein über sich selbst. Wir werden aber hinzusetzen müssen, daß dieses Bewußtsein nicht etwa gedacht werden dürfe als ein über das ganze

Wesen des Künstlers sich verbreitendes oder als ein den innersten Grund seines Sinnes erfassendes, denn auch abgesehen davon, daß dies auf eine Verwechslung des Religiösen mit dem Künstlerischen hinführen müßte, würden wir damit nicht reimen können, daß der Künstler, wie wir gesehn haben, keinen bleibenden Vorrang vor den übrigen Mitgliedern der Geselligkeit in Anspruch nimmt, sondern nur für den Augenblick seiner Begeisterung reicher als die Übrigen sich findet. Es bleibt daher nur übrig die Steigerung seines Bewußtseins als eine vorübergehende, wenn auch periodisch wiederkehrende anzusehn. Oft beglückt sie den Menschen nur einmal in seinem Leben; zuweilen hält die künstlerische Begeisterung auch nur eine Zeit lang bei ihm aus, verlöscht aber in spätern Jahren; nur wenigen ist es vergönnt gewesen sie durch den ganzen Lauf ihres Lebens in beständiger Frische von Zeit zu Zeit wiederkehren zu sehn, und bei diesen möchten wir auch vermuthen, daß sie eine religiöse Färbung angenommen habe, wie denn früher schon die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Religion und Kunst von uns berührt worden sind. Aber im Allgemeinen werden wir durch das so eben Bemerkte darauf zurückgeführt werden, daß die Begeisterung, welche das Schöne uns erregt und durch welche wir zur künstlerischen Darstellung angetrieben werden, auf die Erscheinungen sich bezieht, nicht auf das Wesen der Dinge und unserer Seele. Wir weisen auf früher schon Berührtes zurück, wenn wir die periodisch hervortretende Begeisterung des Künstlers aus einer lange vorbereiteten Sammlung der Erscheinungen seines Gemüths ableiten. Zu Zeiten zieht sich der Künstler in sich

zurück um die Stralen seines Geistes, wie sie an den Erscheinungen sich brechen, in sich zu sammeln; ist diese Sammlung erfüllt, ist sie gleichsam zur Reife gekommen, so treibt sein Reichthum ihn das Gesammelte mitzutheilen; so ist er noch schneller wieder ausgetheilt, als gesammelt. Wenn wir eine Zeit lang die Erscheinungen, wie sie unwillkürlich in unserm Leben sich uns abwickeln, in einer räthselhaften Verwirrung an uns haben vorübergehen lassen, noch ungewiß über ihren Sinn, aber nicht unaufmerksam, ahndend schon, daß etwas Bedeutsames sich uns erschließen wolle, dann ergreift es uns plötzlich, wir sehen nun im Geiste, in unserer Phantasie, da Zusammenhang und Übereinstimmung, wo früher nur ein Wirrwarr der Elemente uns entgegentrat; es ist als würde uns das Räthsel vieler Erscheinungen gelöst; ihre Verworrenheit gestaltet sich zur Harmonie vor unserem innern Auge, zur Harmonie der Schönheit; was wir lange uns selbst unbewußt zu sehen wünschten und uns doch niemals recht in unserer Einbildungskraft zusammenzuhalten vermochten, das steht nun auf einmal lebendig vor unserm Geiste, ein Ideal unserer Träume, welches recht eigentlich dazu gemacht ist unsere Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Dies ist das gesteigerte Bewußtsein über uns selbst, d. h. über die in uns sich entwickelnden Erscheinungen, welches uns erregt künstlerisch darzustellen, was wir als Frucht eines regen, oft eines langen, aber immer eines reichen Lebens in unserm Busen zur Reife gebracht haben.

Es geht aber hieraus auch hervor, daß die künstlerische Erregung nicht in einer Unruhe des Geistes oder in einer gewaltsamen Bewegung desselben besteht, wie

man sie zu denken oft geneigt gewesen ist, sondern vielmehr eine Beruhigung desselben in sich schließt. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen muß in irgend einem Kreise der Verknüpfung ihr Räthselhaftes für uns verloren haben, welches uns beunruhigen kann, es muß ein Ganzes aus ihnen vor unserm geistigen Auge geworden sein, ein Abschluß derselben muß uns vorschweben, wenn wir uns zur künstlerischen Darstellung erregt fühlen sollen. Daher kann nur in einem ruhigen Flusse der Entwicklung die künstlerische Thätigkeit mit Erfolg heraustreten. Wenn auch der Künstler noch so heftige Leidenschaften schildert, ja sogar nachahmt, so steht er doch über ihnen; der ist nicht der wahre Künstler, welcher von seinem Gegenstande sich fortreißen läßt; der wahre Künstler muß das beherrschen, was er darstellt; indem er die Idee seines Kunstwerkes faßt, hat er schon die Versöhnung der Leidenschaften gefeiert und geht die versöhnten Elemente nur noch einmal in seiner Betrachtung und Darstellung durch, in dem scheinbaren Streite derselben die Ausgleichung dieses Streits schon in seinem Bewußtsein tragend. Wie sollte die Anschauung des Schönen, welche doch die alleinige Quelle der künstlerischen Erregung ist, nicht beruhigend, den Geist erleichternd, erfreuend und über den Kampf des arbeitenden Lebens erhebend auf ihn einwirken? Daher ist es denn nur ein Vorurtheil, wenn man die Stimmung des Künstlers als ein stürmisches Wogen seines Gemüths, als eine bakchantische Wuth, als eine Raserei seiner Gefühle, in welcher er von einer höhern Macht ergriffen kaum seiner bewußt wäre, hat ansehen wollen. Hierin erhebt sich der Künstler in seiner Begeisterung

über die Menge der übrigen Menschen, daß er in seiner Seele die Beruhigung der Schönheit trägt, welche er alsdann auch auf Andere übergehen zu lassen sich bemüht. Nicht eine höhere Art der Bildung trägt er in sich, als diese, sondern nur der Übereinstimmung ist er mehr sich bewußt, in welcher die Elemente dieser Bildung unter einander stehen oder erblickt werden können.

Doch wir müssen besorgt sein, daß wir hiermit nur die eine Seite der künstlerischen Begeisterung beschrieben haben. Denn mit Recht könnte man fragen, warum wir denn doch, obgleich die Stimmung des Künstlers eine beruhigte sei, sie eine Erregung, eine Begeisterung zu nennen pflegen, welche Ausdrücke offenbar dahin zu deuten scheinen, daß eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Bewegung in seinem Gemüthe vorherrsche. Eine solche werden wir auch nicht verkennen können, wenn wir nur sein Verhältniß zur Ausführung des Kunstwerkes betrachten. Da werden wir finden, daß er sich bewegt fühle den Reichthum des Bewußtseins, welchen er in sich gesammelt hat, auszugießen und zu verbreiten über die Übrigen und daß die Ausführung dieses seines Vorhabens seinen Geist nun auf das lebhafteste spanne und in Thätigkeit versetze. Er will den Reichthum seines Bewußtseins, welchen er in sich gesammelt hat, ausgießen und über Andere verbreiten; es ist da das allgemeine Wohlwollen gegen den Kreis seiner Geselligkeit, welches ihn ergreift und zur Thätigkeit erregt; das, was nun seine Seele beschäftigt, ist der Übergang, welcher eingeleitet werden soll aus dem Innern in das Äußere, welcher aber selbst nicht ohne neue Bewegungen des Innern

abgeht. In einem ungewöhnlichen Grade findet er sich hierbei erregt, weil in einem ungewöhnlichen Grade ihm das Bewußtsein über den Zusammenhang seiner innern Erscheinungen aufgegangen ist und nun auch in einem ungewöhnlichen Grade das allgemeine Wohlwollen in ihm sich bethätigen soll. Sein Publicum erblickt er vor sich, in leiblicher Gegenwart oder vor den Augen seines Geistes, und so wird er stärker als sonst seines Verhältnisses zu ihm sich bewußt, die Mittel suchend, durch welche er ihm beikommen kann, die Wirkungen gewahrend, welche er in ihm hervorbringt. Da geht er aber auch noch tiefer ein in das Ganze des Bewußtseins, welches sich ihm gebildet hat; indem er im Begriffe ist Andern den Zusammenhang aller Einzelheiten anschaulich darzulegen, wie er ihn empfindet, ergreift ihn noch einmal die Gewalt desselben und eröffnet ihm neue Seiten seines Gegenstandes, wie es bei mehrmaliger Wiederholung derselben geistigen Bewegung zu geschehn pflegt. Indem er eine Wirkung auf Andere hervorzubringen bezweckt, muß er in das Innere der Andern sich versetzen und daher die künstlerische Idee, welche ihn zur Darstellung erregt, gleichsam von seiner Eigenthümlichkeit ablösend das Verhältniß ins Auge fassen, welches dieselbe zu den mannigfaltigsten Stimmungen des Gemüths annehmen wird. Je lebhafter er dies zu vollziehen im Stande ist, um so sicherer wird er seiner Wirkung sein, um so mannigfaltiger aber werden sich ihm auch die verschiedenen Seiten seines Gegenstandes in das Licht stellen. Wenn es nun noch hinzukommen sollte, daß er selbst die Wirkungen beobachten kann, welche seine Darstellung auf die ihn umgebende Menge macht, so wird

auch eine lebendige Wechselwirkung zwischen dieser und ihm sich ergeben und die natürliche Folge davon werden plötzliche Eingebungen seines Geistes sein, die sein eigenes Bewußtsein vom Schönen vermannigfachen oder steigern. Alles dies aber wird dahin wirken ihn auch nach dem Abschlusse seiner künstlerischen Idee und während der Ausführung derselben in einer lebhaften Bewegung seines Geistes zu erhalten. Von dem Künstler also, welcher mit Überlegung an sein Werk geht, werden wir zwar voraussetzen müssen, daß er vor dem Beginn seiner Darstellung das Ganze seines Werkes schon übersieht, aber während der Ausführung wird es doch immer mehr sich ihm entfalten; indem er es zur äußern Erscheinung allmälig und nur theilweise heraustreten läßt, wird er es in seinen Theilen immer fleißiger ausarbeiten und immer von Neuem von ihm angeregt werden, je mehr er den Reichthum der in ihm enthaltenen Beziehungen sich zu vollständigem Bewußtsein bringt.

Zweites Kapitel.

Von der künstlerischen Darstellung.

Wir berühren aber hiermit schon ein anderes Gebiet der künstlerischen Thätigkeit, die künstlerische Darstellung, welcher wir wohl eine abgesonderte Betrachtung widmen müssen, wiewohl aus dem so eben Bemerkten hervorgehen möchte, daß sie von der künstlerischen Erregung nicht so weit absteht, als man gewöhnlich zu glauben scheint.

Die Meinung wenigstens wird sich nicht einschleichen dürfen, als wären beide nur nacheinander, die Erregung zuerst als ein abgeschlossener Act und alsdann die Darstellung zeitlich auf jene folgend, diese nur als eine Folge jener und deswegen jene durchaus unabhängig von dieser. Vielmehr so wie im geselligen Menschen immer eine Wechselwirkung ist zwischen der innern Neigung, in welcher seine Eigenthümlichkeit sich ihm entfaltet, und zwischen der geselligen Äußerung, zu welcher ihn sein Wohlwollen antreibt, so werden wir auch im Künstler eine ähnliche Wechselwirkung zwischen seiner künstlerischen Begeisterung und seiner künstlerischen Darstellung anzuerkennen haben. Wenn man von der wissenschaftlichen Überlegung über die Kunst ausgegangen ist, hat man wohl die Ansicht fassen können, als wenn es gerathen sei vor allen Dingen einen vollständigen Plan seines Werkes bis in das Einzelste hinein ausgearbeitet sich zu entwerfen und erst alsdann an die Ausführung zu gehen; aber die Ausübung der wahren Künstler möchte wohl gemeiniglich eine andere sein. Die Idee, welche sie erregt, ergreift sie zu mächtig, als daß sie zögern sollten sie sogleich nach dem Wohlwollen, welches sie für Andere hegen, diesen in ihrer vollen Frische, in der Wärme ihrer Geburt mitzutheilen. Sie haben sie wohl oftmals lange mit sich herumgetragen, aber so wie sie zu einer gewissen Reife gekommen, suchen sie auch die Gelegenheit sie auszuschütten, obgleich sie nicht in allen Theilen unerschütterlich fest steht; sie verlassen sich auf ihre Fertigkeit, auf den Reichthum ihres Geistes, welche zur rechten Zeit in der weitern Ausführung ihnen zur Seite stehen werden; die frische Wärme der Erfin-

dung würde ihnen bei der Arbeit fehlen, wenn sie nicht während derselben auch noch weiter vorschreiten könnten, sondern allein auf das Mechanische der Ausführung angewiesen wären.

In den entschiedensten Zügen jedoch tritt dieses Wechselverhältniß zwischen Begeisterung und Darstellung uns heraus, wenn wir dabei auf die verschiedenen Arten der Kunst sehen. Denn die Erregung der Phantasie muß nothwendig für den, welcher die eine Kunst treibt, eine andere sein, als für den, welcher die andere. Dem Musiker eröffnet sich in einer andern Weise die Übereinstimmung der Erscheinungen, als dem Maler, dem Maler in in einer andern Weise, als dem Dichter, und so in allen übrigen Arten der Kunst. Für eine jede dieser Künste ergiebt sich die Idee des Schönen in einer andern Gestalt; es würde vergeblich sein ein Bauwerk in eine Musik oder eine Dichtung in ein Gemälde zu übersetzen. Daher wirkt die Darstellung des Schönen in den verschiedenen Künsten nothwendig auf die Ausbildung der Phantasie in verschiedener Weise ein und die Phantasie des Malers muß eine wesentlich andere werden als die Phantasie des Dichters, und so durch die ganze Reihe der Künste hindurch. Es läßt sich daher auch nicht daran zweifeln, daß die Darstellungsweise schon auf die erste Auffassung des Kunstwerks oder auf die erste Erregung einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Zwar werden wir annehmen müssen, daß wenn jemand zwei Künste treibt, die Welt- und Lebens-Ansicht, welche in seinen Werken sich ausdrückt, dieselbe sein werde, aber wenn er sie in der einen Kunst ausdrücken will, so werden andere Bilder seiner Phan-

tasie sich darstellen und ihn begeistern, als wenn in der andern.

Dieser Einfluß der Darstellung auf die Erregung der Phantasie zieht sich aber natürlich auch noch weiter fort durch den ganzen weitern Verlauf hindurch, in welchem die erste Erregung weiter sich ausbildet. Wenn wir vorher die künstlerische Erregung so beschrieben haben, daß aus dem verworrenen Knoten der Erscheinungen plötzlich uns das Bewußtsein auftauche eines Gesetzes, welches sie ordnet, damit den Knoten löst und die verschiedenen Fäden als harmonisch mit einander verknüpft darstellt, so ist es freilich an einer Erscheinung, an welcher diese Lösung der räthselhaften Verwirrung uns aufgeht; aber diese Erscheinung wird auch sogleich in einer allgemeinen Bedeutung aufgefaßt, indem sie eben als der Mittelpunkt gleichsam aller übrigen, als das Ziel, auf welches diese hinarbeiten und in welchem ihr Sinn sich enthüllt, sich zu erkennen giebt. Es stellt daran ein Allgemeines anschaulich sich uns dar. Allein diese allgemeine Bedeutung kann die einzelne Erscheinung nur durch ihre Beziehungen auf die übrigen Erscheinungen behaupten, deren Sinn und Verständniß an ihr heraustreten; daher müssen sie herbeigezogen werden um jene in ihr rechtes Licht darstellen zu können. Anfangs sind aber die übrigen Erscheinungen uns nicht oder wenigstens in geringerer Lebhaftigkeit gegenwärtig und es muß also die Idee, welche dem Kunstwerke zum Grunde liegt, erst allmälig sich bewähren, indem immer mehr Erscheinungen, alte Erinnerungen und neue Erfahrungen, sich ihr zugesellen und sie an diesen ihre lösende Kraft zeigt. So enthüllt sich uns ein Räth-

sel zuerst an einem Merkmale, an einem Worte, welches den zum Grunde liegenden Gedanken für uns eben durchsichtiger darlegt, aber alsdann machen wir gleichsam die Probe unserer Lösung, indem wir sie auf alle die einzelnen Punkte anwenden, welche uns zu Merkmalen gegeben sind. Und in ähnlicher Weise bewährt der Künstler die im Allgemeinen, doch an einer bestimmten Anschauung ihm herausgetretene Idee seines Kunstwerkes, indem er sie zur Anordnung einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen gebraucht und dadurch zu immer größerer Anschaulichkeit sie ausbildet. Es wird kein Künstler sagen können, daß er sogleich beim Beginn seines Werkes eine völlig ausgebildete Anschauung zu demselben hinzubringe, sondern nur in einer unbestimmten Allgemeinheit hat er es anfangs fertig, in den Einzelheiten aber bildet es sich fortwährend ihm aus und eben darauf beruht es, daß er durch den ganzen Verlauf seiner künstlerischen Thätigkeit das Interesse an seinem Werke festhalten kann. Er mag sich einen Plan, eine Skizze seines Werkes vorher entwerfen, aber in der Ausführung wird er unabläßig neue Elemente herbeiziehen, welche den Liebling seiner Phantasie bereichern. Diese Elemente aber findet jeder in seiner Phantasie und der Künstler einer bestimmten Kunst in der Art der Phantasie, welche der Art seiner Kunst entspricht. Hierin zeigt sich nun die Wechselwirkung zwischen Darstellung und Erregung in einem stetigen Verlauf. Die Darstellung geht ihrer Natur nach immer auf das Einzelne; indem sie aber dazu antreibt die Erscheinungen in ihrer Einzelheit, jede für sich abgesondert und in völliger Bestimmtheit heraustreten zu lassen, regt sie die Phantasie an die allgemeine

Idee im Einzelnen sich auszumalen. Die Erfindung dagegen geht von der allgemeinen Idee aus, sie verlangt aber auch, daß sie im Einzelnen mehr und mehr ausgebildet werde, und da darf nun die Darstellung nicht willkürlich die Erscheinungen herbeiziehen, sondern nur solche zur Anschauung bringen, welche für die allgemeine Idee passen und in irgend einer Besonderheit sie auszudrücken geeignet sind. So sind beide, Erregung und Darstellung, in gegenseitiger Abhängigkeit von einander und eben deswegen auch beide in einer freien Entwicklung begriffen.

Aus der Art, wie dieses Verhältniß zwischen der künstlerischen Erregung und Darstellung aufgefaßt sein will, ergiebt sich nun aber auch, wie wir im Allgemeinen die künstlerische Darstellung uns zu denken haben. Sie ist das Gegentheil der künstlerischen Erregung. Was in dieser innerlich ist, das kehrt in jener sich nach außen hinaus; wenn diese vom Allgemeinsten anfängt und mit dem Besondersten endet, so muß jene mit dem Besondersten beginnen und zuletzt erst aus allen Besonderheiten die Allgemeinheit des Ganzen hervorgehn lassen. Erst mit dem letzten Schlußstein gleichsam ist das Ganze vorhanden. Wenn wir bedenken, daß durch dieses Gegentheil in der künstlerischen Darstellung doch wieder dasselbe hervorgebracht werden soll, was in der künstlerischen Erregung ist — denn was in der Phantasie des Künstlers sich gebildet hat, soll dadurch in die Phantasie des Kunstfreundes übergehn; — so kann dies wohl Verwunderung erregen, eine Verwunderung von der Art, welche man nicht mit Unrecht die Mutter der Philosophie genannt hat.

Es sind hier zwei Schwierigkeiten zu unterscheiden,

welche ihre Erklärung verlangen. Zuerst ist die Frage: wie geht das Innere in das Äußere über um alsdann wieder in das Innere Anderer einzugehn? Dies ist eine Frage, welche uns bei allen Arten der geistigen Gemeinschaft unter den Menschen begegnet; aber wir haben bei Betrachtung der künstlerischen Darstellung noch eine besondere Schwierigkeit zu beachten, welche in der zweiten Frage sich ausdrückt: wie läßt die Eigenthümlichkeit eines Menschen in das Innere Anderer sich übertragen, welche eine ganz andere Eigenthümlichkeit haben und daher jene Eigenthümlichkeit sich nicht zueignen können?

Wenn wir die erste Frage als eine solche bezeichneten, welche bei Betrachtung einer jeden Art der Gemeinschaft unter den Menschen uns wiederkehre, so werden wir eingestehn müssen, daß sie weit über den beschränkten Kreis unserer gegenwärtigen Untersuchung hinaus geht. Es ist daher hier nur zu zeigen, daß eben die künstlerische Darstellung in Beziehung auf die Äußerung des Innern nichts anderes voraussetze, als was auch bei andern nicht künstlerischen Äußerungen unumgängliche Bedingung ist. Der Mensch äußert sich durch seine ganze Leiblichkeit, so weit dieselbe nur irgend von den Regungen seiner Seele abhängig ist, und seit der frühesten Kindheit üben wir uns darin diese Äußerungen verstehen zu lernen. In derselben Weise äußert sich auch der Künstler, welcher seine eigene Person zur Darstellung der in ihm angeregten Phantasie gebraucht. Wenn er aber auch ein ihm fremdes Material seinem Willen gehorsam und zur Darstellung dessen, was in ihm lebt, geschickt macht, so geht dies nicht über die Grenzen der gewöhnlichen Äußerungen hinaus, in welchen

Menschen unter einander sich zu verständigen suchen; denn wir sind in allen Weisen unseres Lebens gewohnt in den Werken des menschlichen Fleißes die Spuren seines Geistes wiederzuerkennen. Wenn nun auch jemand vielleicht mit Recht bemerken sollte, daß die künstlerische Darstellung vor andern Äußerungen des menschlichen Geistes eine größere Sorgsamkeit in der Ausbildung des Einzelnen und in der Zusammensetzung des Ganzen auszuzeichnen und daher dieselbe auch eine größere Fertigkeit in der Behandlung der Darstellungsmittel zu erfordern pflege; so würde dies doch nur einen Gradunterschied bezeichnen und keine wesentliche Verschiedenheit begründen. Der Übergang aus der künstlerischen Erregung in die Darstellung ist uns in der That durchaus natürlich und zeichnet sich nur dadurch aus, daß wir bei dem ausgezeichneten Künstler ein größeres Talent in der Äußerung seines Innern durch fleißige Übung unterstützt voraussetzen müssen. Sonst findet sich bei ihm dasselbe vor, was bei jeder Äußerung, eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, innerlich abgebildet, drückt sich in einer andern Mannigfaltigkeit von äußern Erscheinungen aus, dazu gelangt sie aber nur durch Mittel, welche nicht selten dem beabsichtigten Erfolge widerstreben und deswegen bald hier, bald dort einer bessernden Bearbeitung unterworfen werden müssen.

Wenn aber die künstlerische Darstellung eine Äußerung der Eigenthümlichkeit verlangt, so sind dabei die Schwierigkeiten größer, als bei der Äußerung des Allgemeinen; denn dieses können wir in jedem in gleicher Weise voraussetzen, wenn auch nicht entwickelt, doch der Anlage nach vorhanden, jene dagegen läßt sich in Verschiedenen

nur in verschiedener Weise annehmen. Die größere Schwierigkeit zeigt sich auch offenbar, wenn wir die gewöhnliche Weise der Mittheilung, welche nur oder wenigstens vorherrschend das Allgemeine betrifft, mit der Darstellung des Schönen vergleichen. In dem gewöhnlichen Leben dient uns unsere von Natur gegebene, durch Übung uns angeeignete leibliche Persönlichkeit zu einem selten fehlschlagenden Mittel der Verständigung; mit Leichtigkeit wird davon abgesehn, wenn sich etwas einmischen sollte, was dem Zwecke nicht dient, es wirkt nicht störend; wir lassen es als eine Naturbedingung, in welcher dennoch unsere Absicht zu Tage tritt, bei Seite liegen; es genügt, daß der Zweck nur überhaupt erreicht werde, in welchem ohne Weiteres der Gedanke des sich Mittheilenden heraustritt, sollte auch die Einmischung eines unbewältigten Stoffes dabei sich bemerklich machen. Dagegen soll das Schöne offenbar werden, so darf kein unbewältigter Stoff zurückbleiben; eine jede rohe Masse ist etwas störendes; alles soll als gebildete Form die gebildete Persönlichkeit des Künstlers verrathen. Man blicke nur auf die wissenschaftlichen Mittheilungen, welche nicht zugleich einen künstlerischen Charakter in Anspruch nehmen. Es kümmert uns dabei wenig, wenn etwa eine persönliche Beschränkung Unbedeutendes, die Mittheilung nicht Förderndes einmischen sollte. Von Stimme und Ton und Geberde sehen wir ab und halten uns allein an die allgemeine Bedeutung der Worte; wenn nur diese dem Gedanken entsprechen, so ist die Absicht des Vortrags erreicht. Über solche Störungen können wir beim künstlerischen Vortrage nicht wegsehn. Deswegen verlangt jede künstlerische Leistung, daß mit größe-

rer Sorgfalt als sonst die Mittel gewählt werden; um nur Störendes zu entfernen, müssen wir es vorziehen manches Mittel fahren zu lassen, welches wohl etwas leisten könnte, aber doch nicht alles leistet oder mehr leistet, als paßt. Lieber wollen wir in die einfachsten Erscheinungen unsern Sinn legen, als daß bei größerem Reichthum des Dargebotenen unser Sinn durch Fremdartiges verdeckt werde.

Wenn nun dies eine der Schwierigkeiten heraushebt, welche in der Äußerung der Eigenthümlichkeit liegen, so doch keineswegs die Hauptschwierigkeit. Diese werden wir vielmehr in dem Wesen der Eigenthümlichkeit suchen müssen, welche ja eben dem entgegengesetzt werden muß, was in allgemeingültiger Weise in allen Wesen derselben Art sich entwickeln kann. Sie ist das Wesen eines Dinges, welches in keinem Andern in derselben Weise zu finden ist. Wie kann sie also auf eine verständliche Weise sich äußern? wie kann sie übergehn auf einen Andern? Nicht allein die ungebildete Masse scheint entfernt werden zu müssen aus der Darstellung, wenn sie die Eigenthümlichkeit ausdrücken soll, sondern auch alles, was das Allgemeinmenschliche oder Allgemeinvernünftige in ihr ausdrückt. Wie ist aber alsdann, wenn dies entfernt worden, noch eine Mittheilung möglich? Eben dadurch, daß etwas als ein solches gesetzt wird, welches auf Andere von mir aus übergehen kann, wird es auch als etwas Allgemeines gesetzt. Wir werden also auch anerkennen müssen, daß die Eigenthümlichkeit die Allgemeinheit nicht ausschließen kann, wie wir denn auch früher schon dies ausdrücklich bevorwortet haben. Es wird daher auch die

Darstellung der eigenthümlichen und originalen Erregung des Künstlers keinesweges solche Zeichen ausschließen, welche etwas Allgemeines ausdrücken.

Dies bestätigt in unzweideutiger Weise die Betrachtung der schönen Kunst sowohl überhaupt, als auch in ihren besondern Zweigen. Denn alle Kunst, welche das Schöne darstellt, muß auch Erscheinungen zur Anschauung bringen, weil das Schöne nur in der eigenthümlichen Verknüpfung von Erscheinungen besteht. Jede Erscheinung aber ist an und für sich genommen ein Gegenstand der Erkenntniß und hat daher eine allgemeingültige Bedeutung; erst in den willkürlichen Verknüpfungen der Phantasie wird sie der Ausdruck der Eigenthümlichkeit. Solche Erscheinungen schweben nun der Phantasie des Künstlers vor der künstlerischen Erregung in einer ungeordneten Mannigfaltigkeit vor und seine Erfindung besteht eben nur darin, daß er sie zu einer bestimmten Gestalt versammelt. An die Erscheinungen aber schließen sich auch Gedanken an, wie wir denn gewohnt sind eine jede Erscheinung sogleich darauf anzusehn, was für ein Gegenstand des Denkens in ihr uns zur Erscheinung komme, und wir werden es um so weniger zurückweisen können, daß die schönen Künste zu ihrer Darstellung auch des Gedankens sich bedienen, je entschiedener wir davon ausgegangen sind, daß in den Werken der schönen Kunst eine eigenthümliche Lebens- und Weltansicht sich offenbaren solle. Hiermit also ist auch wieder etwas Allgemeingültiges für die Darstellung der Kunst gegeben und wir sehen dasselbe unzweideutig wenn auch nicht in allen, so doch in einigen schönen Künsten heraustreten, wie namentlich die Dichtkunst ohne Zweifel

durch Worte die Gedanken des Dichters, die bildende Kunst durch bezeichnende Bilder die Gedanken des bildenden Künstlers uns darstellt. So finden wir also, daß die schöne Kunst durch dieselben Mittel ihre Wirkungen hervorbringt und die Eigenthümlichkeit des Künstlers zur Darstellung fördert, durch welche auch das allgemeine Bewußtsein von dem Einen auf den Andern übertragen wird.

Aber hierdurch wird uns freilich nicht enthüllt, wie durch diese Mittel auch das eigenthümliche Bewußtsein übertragen werden kann, um so weniger, je gewisser es ist, daß durch die Einmischung solcher Mittel, welche der Mittheilung des allgemeingültigen Bewußtseins, d. h. des wissenschaftlichen Denkens dienen, der Darstellung des Schönen eine neue Schwierigkeit bereitet wird. Denn nicht allein muß die schöne Kunst eine jede durch die menschliche Kraft nicht überwältigte Masse aus ihrem Kreise verbannen, sondern sie hat auch alles zu fliehen, was zwar den bildenden Geist des Menschen verräth, aber doch andere Zwecke und Absichten als die künstlerischen. Nicht allein die rohe Erscheinung ist ihr zuwider, sondern auch die gebildete Erscheinung, welche nach den Gesetzen des Verstandes sei es in wissenschaftlicher, sei es in praktischer Richtung ihre Gestalt erhalten hat. Das Schöne ist etwas anderes als das Wahre und das Nützliche. So wenig die Gedanken des Verstandes von der Darstellung des Schönen ausgeschlossen sind, so wenig darf doch die Auseinandersetzung derselben als Zweck der schönen Kunst angesehn werden, denn sonst würde die schöne Kunst nichts sorgfältiger zu betreiben haben, als die Begriffe des Ver-

standes in der Ordnung, in dem Zusammenhange unter einander heraustreten zu lassen, welcher ihrer Natur gemäß ist, d. h. sie würde einen allgemeingültigen, nach einem nothwendigen Gesetze bestimmten, einen systematischen Zusammenhang erstreben. Davon aber finden wir vielmehr das Gegentheil; denn die didaktische Haltung und das Bestreben die Gegenstände, so wie sie sind, zur Erkenntniß zu bringen ist der schönen Kunst durchaus zuwider. Die Phantasie sucht einen ganz anderen Zusammenhang und eine ganz andere Verknüpfung des Mannigfaltigen, als der Verstand. Vergleichen wir nur die Phantasie des Dichters mit der Weise des wissenschaftlichen Denkens, beide werden wir nur darin von einander verschieden finden, daß jeder von ihnen die Elemente der Darstellung in einer andern Ordnung zusammenfügt. Die Wissenschaft setzt Vorstellungen und Begriffe zusammen, aber nach einer allgemeingültigen Ordnung und Methode; ebenso setzt die Phantasie des Dichters Vorstellungen und Begriffe zusammen, aber nach der eigenthümlichen Ordnung, welche der Gang seiner Neigungen vorzeichnet; sein Wohlgefallen an dem, was wir das Schöne nennen, weil es gefällt, ist das alleinige Gesetz der Zusammenstellung. Hierin liegt eben der Unterschied zwischen Phantasie und Verstand, daß dieser nach allgemein gültigen Gesetzen, jene nach Gesetzen der Willkür, d. h. der eigenthümlichen Neigung trennt und verbindet. Es ergeben sich aber auch daraus die Unpaßlichkeiten, welche es mit sich führt, wenn Zeichen zur künstlerischen Darstellung gebraucht werden, die ihrer Natur nach Gedanken des Verstandes anregen und zu bezeichnen bestimmt sind. Dies Mittel ist

nicht das fügsamste, es zieht leicht manches Störende herbei, indem es in ganz andere Ordnungen sich zu fügen gewohnt ist, als die sind, welche die Phantasie liebt. Die Gedanken haben eine allgemeingültige Verknüpfung unter einander, welche wir ihnen nicht nehmen können, wenn wir sie gebrauchen; lassen wir diese Verknüpfung aber zu in der künstlerischen Darstellung, so ist es unvermeidlich, daß in der Verbindung ihrer Elemente Massen sich herausstellen, welche von der eigenthümlichen Phantasie des Künstlers nichts verrathen, sondern nur zeigen, wie er im Verlauf seiner künstlerischen Erregung auch von der Nothwendigkeit des allgemeinen Gesetzes eine Reihe von Entwicklungen hindurch fortgezogen worden ist, weil die Mittel der Darstellung auf die Erfindung in ungünstiger Art zurückgewirkt haben. Er kann zwar allerlei Kunstmittel anwenden, dies weniger bemerklich zu machen, wovon die sogenannten dichterischen Freiheiten im Gebrauch der Rede das bekannteste Beispiel abgeben, wovon auch die früher schon erwähnten Freiheiten der bildenden Kunst in der Abbildung natürlicher Gegenstände zeugen; aber solche Künste werden auch nur beweisen, daß die Mittel der Darstellung, welche an den Gedanken sich anschließen, ein nicht durchaus passendes Material gebrauchen, und kaum läßt sich erwarten, daß sie überall dazu ausreichen werden ein jedes kleinstes Element der Darstellung zu dem Gleichmaße zu führen, welches das Gesetz der Schönheit verlangt. Sollte nicht hieraus besonders häufig das hervorgehen, was man mit dem Ausdrucke zu bezeichnen pflegt, es habe eine kleinere Schönheit der größern geopfert werden müssen?

Es ist nicht unsere Absicht hier in einer genauern Untersuchung die Mittel zu erschöpfen, welche für die Darstellung der schönen Kunst dienen. Dies muß einer wissenschaftlichen Eintheilung der schönen Künste vorbehalten werden. Aber unsere Untersuchung hat uns doch hier auf eine Unterscheidung geführt, welche für die Bestimmung der Natur jener Mittel von sehr fruchtbaren Folgen ist. Wenn es nemlich so ist, wie vorher bemerkt wurde, daß alle die Mittel, welche die allgemeingültige Verknüpfung der Gedanken berühren, eben deswegen als ungünstige Mittel für die künstlerische Darstellung sich erweisen können, so werden wir uns darüber nicht wundern dürfen, daß die schöne Kunst auch dieser Mittel sich zu entschlagen sucht. Wenn nun aber dies geschieht, wenn die Begriffe der Wissenschaft und der begriffsmäßige Gang in der Entwicklung der Gedanken aus der künstlerischen Darstellung ganz wegfallen, so bleibt für sie nichts anderes übrig, als die Erscheinung, welche an sich ohne Bedeutung, aber durch die Ordnung ihrer kunstmäßig gesonderten und verbundenen Glieder den Gang der eigenthümlich sich entwickelnden Phantasie darzustellen geeignet ist. Die Phantasie, sehen wir, verfolgt einen andern Gang, als der Verstand; sie strebt in diesem Gange darnach in eigenthümlichen Verknüpfungen ein bestimmtes Gesetz darzustellen, alles nach Ebenmaß und Uebereinstimmung anordnend. In den Künsten, welche die Sprache zum Mittel der Darstellung gebrauchen, spricht sich dies als Rhythmus und Versmaß und Wohllaut aus, in den bildenden Künsten als Symmetrie der Theile und Harmonie der Farben. Aber so wie dabei der Gedanke sich einmischt, können wir alles

dies nicht in der Strenge durchführen, in welcher die Phantasie des Künstlers es möchte; davon liefern die Werke der Dichtkunst, der Malerei und Bildhauerei die schlagendsten Beweise. Wollte man in ihnen ein strenges Gleichmaß durch alle Theile durchführen, so würde sich zeigen, daß der gedachte Stoff dem widerstrebe; die Kunstwerke würden an einer unerträglichen Steife leiden, welche den Widerspruch zwischen dem Kunstmittel und der Behandlung desselben zeigte. Deswegen kann der Künstler dazu getrieben werden lieber den das Ebenmaß störenden Gedanken ganz fallen zu lassen und nur die Verhältnisse der Erscheinung zur Darstellung zu benutzen; denn die Erscheinungen an sich ohne ihre Beziehung auf die in Gedanken aufgefaßten Gegenstände sind geduldiger und lassen sich eine jede Art der Zusammenstellung gefallen. So ergeben sich Arten der Kunst, welche wir die abstracten nennen möchten, weil sie eben vom Gedanken abstrahiren. Wenn der Dichtkunst der Rhythmus und eine einfache musicalische Bewegung inwohnt, so können wir diese, Wort und Gedanken ausfallen lassend, auch zu einer abgesonderten Kunst ausbilden, wodurch die vom Zwange des Wortes und des Gedankens entbundenen Glieder eine freiere und feinere Bewegung gewinnen und bis in ihre kleinsten Fasern hinein der eigenthümlichen Beweglichkeit der Phantasie sich bequemen lernen. Dies ist die Natur der Musik, in welcher Melodie und Harmonie der Töne an den Rhythmus sich anschließen. Ebenso tritt auch die Symmetrie räumlicher Verhältnisse, indem sie sich ablöst von der Darstellung solcher Gegenstände, welche Begriffe in uns anregen, und damit auch von den Bedingungen,

die eine solche begriffsmäßige Darstellung ihr nothwendig auflegen muß, in der Architektur zu einer selbständigen Gestalt heraus. Es ist dies eine Vereinfachung der Darstellungsmittel, welche nur deswegen geschieht, damit die Phantasie um so reiner und ungestörter derselben sich bemächtigen könne.

Wir werden bemerken können, daß durch diese Vereinfachung der Darstellungsmittel dieselben doch auch zugleich vermannigfacht werden. Am entschiedensten stellt sich dies an der Musik heraus, indem sie zum Rhythmus die Melodie und Harmonie gesellt; aber auch die Baukunst gewinnt offenbar durch ihre Absonderung von der Darstellung bestimmter und begreiflicher Gegenstände eine größere Freiheit in der Ausbreitung ihrer Werke und in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen. Dasselbe wird sich auch ergeben, wenn wir noch die Tanzkunst in diese Vergleichung ziehen und sie mit der gleichsam natürlichen Kunst in den Bewegungen unseres Körpers zusammenstellen, mit welcher wir den Ausdruck unserer Gedanken zu begleiten pflegen. Diese Bemerkung, daß aus der Vereinfachung der Kunstmittel auch zugleich eine Vermannigfachung derselben sich ergibt, wird uns nicht überraschen können, wenn wir auf den Grund zurückblicken, aus welchem wir die abstracten Künste abgeleitet haben. Wir fanden ihn in der Schwierigkeit das Eigenthümliche zur Darstellung zu bringen. Je schwieriger aber ein Unternehmen ist, um so natürlicher ist es auch, daß zur Ausführung desselben nach der einen Seite zu eine Vereinfachung, nach der andern Seite zu eine Vermannigfachung der Mittel als rathsam sich erweist. Aus demselben Grunde wird es nun auch sich

ableiten lassen, daß zu den Zwecken der schönen Kunst auch die Künste, welche wir von einander unterschieden haben, wieder zusammentreten und eine Art der Darstellung bilden, welche wir mit dem Namen der zusammengesetzten Kunst passend bezeichnen können. So vereinigt sich die Musik mit der Dichtkunst und mit der Tanzkunst auf eine ungezwungene Weise, so schließen sich Werke der Malerei und der Bildhauerei wie von selbst an Werke der Baukunst an, und bald herrscht in diesen Vereinigungen der Charakter der einen, bald der Charakter der andern Kunst vor. Auch können diese Verbindungen der Kunst noch weiter gehn, wovon die Schauspielkunst das auffallendste Beispiel abgiebt, welche alle oder fast alle Hauptarten der Kunst zu ihren Zwecken zu vereinigen strebt. Daß nun aus einem solchen gemeinschaftlichen Gebrauche aller Kunstmittel nicht immer die vollkommenste Übereinstimmung hervorgeht, läßt sich wohl freilich nicht leugnen; aber dennoch bleiben die Versuche der zusammengesetzten Kunst alle vereinzelten Zweige der Darstellung zusammenzufassen ein sicherer Beweis, daß sie alle aus demselben Principe hervorgehn, aus einem Principe, welches um zu einer einigermaßen genügenden Darstellung zu gelangen die verschiedenartigsten Mittel in Thätigkeit setzen kann und wegen der Schwierigkeit sich darzustellen auch genöthigt ist diese Mittel so viel als möglich zusummenzunehmen.

Vergleichen wir die beiden Hauptarten der Kunst mit einander, die Kunst, welche an die Darstellung des Gedankens sich anschließt, und die abstracte Kunst, so werden wir freilich gestehen müssen, daß die letztere geeigneter dazu ist die eigenthümlichen Verknüpfungen der Phan-

tasie rein für sich heraustreten zu lassen und alles bis auf das Einzelste herunter allein nach den Gesetzen der Schönheit zu gestalten, während die erstere sich genöthigt sieht manches in sich aufzunehmen, was den allgemeinen Gesetzen des Verstandes folgt, was auch wohl aus Überlieferung stammt und den originellen Geist des Künstlers nicht oder nicht vollkommen verrathen kann. Doch können wir deswegen jenen Künsten nicht unbedingt den Vorzug vor diesen einräumen. Denn die Eigenthümlichkeit tritt doch nicht gesondert von dem Allgemeingültigen in unserm Bewußtsein heraus, sondern ist in einem beständigen Bestreben dieses sich anzueignen und in sich zu verschmelzen, so daß wenn es darauf ankommt in der schönen Kunst die volle Eigenthümlichkeit, so weit sie in die Erscheinungen sich eingeprägt hat, zur Anschauung zu bringen, die Künste, welche den Gedanken zu ihrem Mittel gebrauchen, bei weitem den Vorzug verdienen. Die abstracten Künste stellen das Schöne zwar reiner dar, die Künste des Gedankens dagegen haben den Vorzug der größern Fülle. Es ist ein Vorurtheil oder eine ungenügende Ausdrucksweise, wenn manche sich so geäußert haben, als ob der Begriff und das Denken von der schönen Kunst durchaus ausgeschlossen wären. Ein Blick auf die Werke der Dichtkunst und nicht weniger der Malerei und Bildhauerei genügt uns davon zu überführen, daß dieselben Zeichen, welche uns sonst den wissenschaftlichen Gedanken erregen, von diesen Künsten gebraucht werden um das Schöne zur Anschauung zu bringen, und wenn sie gebraucht werden, so können sie natürlich auch nur das wirken sollen, wozu sie ihrer Natur nach allein ge-

eignet sind, theils Vorstellungen, theils Begriffe mitzutheilen.

Was wir nun hier über die Weise der künstlerischen Darstellung bemerkt haben, ist gewöhnlich, aber sehr wenig genügend, in der Formel ausgedrückt worden, das Wesen des Schönen liege allein in der Form. Ungenügend, das kann sich niemand verhehlen, ist diese Bestimmung; sie soll nur ausdrücken, daß der Inhalt des wissenschaftlichen Gedankens das Schöne nicht mache und nur im Gegensatz gegen diesen Inhalt faßt sie das Schöne; aber jeder weiß doch, daß der Gedanke nicht allein im Inhalt besteht, sondern auch seine Form hat, und daß es also nicht genügen könne, wenn man das Wesen des Schönen als in der Form liegend angiebt, ohne weiter zu bestimmen, worin diese Form von andern Formen sich unterscheide. Überdies weiß aber auch ein jeder, daß alle Formen auch nur an einem Inhalte vorkommen können, und es wird also zur Bezeichnung des Schönen auch nicht unterlassen werden dürfen den Inhalt aufzuweisen, an welchem seine Form sich ausprägt. In allen diesen Beziehungen also haben wir jene ungenügende Formel zu ergänzen. Vergleichen wir nun zunächst den Inhalt der schönen Künste mit dem Inhalte des wissenschaftlichen Denkens, so finden wir, daß er mit diesem zuweilen übereinkommt, zuweilen von anderer Art ist, übereinkommt in allen den Künsten, welche des Gedankens zum Mittel der Darstellung sich bedienen, von anderer Art aber ist in den abstracten Künsten. Man hat jedoch hierbei auch wohl zu unterscheiden den Stoff, welcher nur der technischen Ausführung als Mittel dient, und den Stoff, welcher die künstlerische Erregung in der Er-

scheinung ausdrückt, oder den Stoff der technischen und den Stoff der schönen Kunst. Jener ist allerdings eine Nebensache, welche durch die künstlerische Behandlung so bewältigt werden soll, daß man seiner gar nicht mehr gedenkt. Mit Verstand muß natürlich auch er gewählt werden, aber nur mit dem technisch berechnenden Verstande, welcher das passende Mittel für den Zweck zu finden und zu gebrauchen versteht. Sonst mag es dem Bildhauer gleichgültig sein, ob er in Erz oder in Gips arbeitet, dem Baumeister, ob er aus Marmor oder aus Holz baut, wenn nur diese Stoffe brauchbar sind zur Darstellung der künstlerischen Phantasie. Wie sehr, ja wie völlig sie zurücktreten sollen hinter dem, was auf uns übergehen soll von der Phantasie des Künstlers, das sehen wir besonders an der Forderung, welche an den bildenden Künstler gestellt wird, daß er uns eine Täuschung bereite, als wenn wir in wirklicher Natur den Gegenstand der Darstellung vor uns erblickten. Wenn auch diese Forderung die Zwecke der Kunst nicht richtig ausdrückt, so zeigt sie doch unstreitig, daß der Stoff, welcher technisch behandelt wird, über die Form, in welche er gebracht wird, vergessen werden soll. Es ist dies gleichsam ein Zauber der Kunst, welcher das schlechte, wie das kostbare Material unter den Händen uns entrückt und dagegen mitten unter die Gegenstände uns versetzt, als wenn sie uns gegenwärtig wären. So ist es bei allen Künsten, welche Vorstellungen und Gedanken begreiflicher Gegenstände uns vorführen. Wir sehen nicht mehr das Gold oder das Erz, sondern den Menschen oder den Gott; wir hören nicht mehr die articulirten Laute der Stimme, sondern was sie bezeich-

nen, tritt in lebendiger Gestalt vor unsere Seele. So ist es aber auch bei den Künsten, welche nicht mit Begriffen zu thun haben. Es ist nicht das Material der Erscheinung, was uns in den Werken der Baukunst und der Musik ergreift und entzückt; nur der, welcher technisch zu begreifen sucht, wie diese Werke zu Stande gebracht worden, denkt dabei an Stein und Mörtel, an Holz und Eisen oder an das Instrument, welches durch Hand oder Athem bewegt wird; dem Schönen gehören diese Dinge nicht an; sondern es ist nur erlaubt sie für das Schöne zu benutzen als Diener, deren Natur nirgends im Werke zum Vorschein kommt; sie zu verbergen ist eine Geschicklichkeit des Künstlers, aber auch nur eine Sache nicht allein der schönen, sondern auch der technischen Kunst; denn wir verlangen auch wieder nicht mit Unrecht, daß diese Kunst das Material zu überwältigen im Kunstwerke selbst sich nicht merken lasse, während die schöne Kunst in ihm heraustreten soll. In Beziehung auf diese Art des Stoffes also kann mit Wahrheit gesagt werden, daß er gänzlich in der Kunst zurücktreten muß, seine Form allein soll im Schönen sich bemerklich machen. Der wahre Stoff oder Inhalt der schönen Kunst jedoch besteht bei den Künsten, welche den Gedanken in ihre Darstellung verflechten, in den Erscheinungen, welche Begriffe erregen und ausdrücken, sei es in Lauten oder in Umrissen und Farben, bei den abstracten Künsten in den einzelnen Elementen der Erscheinung, welche in ihrer Zusammensetzung ein schönes Verhältniß bilden, sei es daß diese Elemente als Töne oder als räumliche Massen auftreten. Auch dieser Stoff ist nicht etwas Schönes an sich ohne die Form, und nur

in uneigentlichem Sinne nennen wir eine Linie, einen Ton, eine Farbe oder einen Gedanken schön; abgesondert für sich können alle diese Dinge nur wahr und angenehm heißen, wobei denn allerdings zuzugeben ist, daß sie je angenehmer oder wahrer sie sind, um so leichter auch in die Zusammensetzung des Schönen eingehn und einen gefügigen Stoff für die künstlerische Behandlung darbieten. Daß jedoch hierin der wahre Stoff der schönen Kunst, der Inhalt ihrer Form liege, geht unstreitig daraus hervor, daß wir jene vorher bezeichneten Dinge nicht zurücktreten lassen dürfen in der Auffassung des Schönen, daß sie nicht vor der Zusammensetzung verschwinden sollen, vielmehr ein jedes Element der angegebenen Art sein scharfes Gepräge zu bewahren hat. Der Gedanke soll im Worte, in der Zeichnung und Färbung klar und bestimmt heraustreten; der Ton, die räumliche Masse sollen sich in ihren Einzelheiten mit Sicherheit erkennen lassen; dies verlangt der Begriff des Schönen, welches eben nur in der Mannigfaltigkeit zur Erscheinung kommen kann aus ihr ein Ganzes bildend. Aber dieses Ganze, das hat nun allerdings sein Wesen in der Form; es ist die Einheit, welche alle Einzelheiten des Stoffes beherrscht, einer jeden von ihnen ihre Stelle anweist und aus allen eine einige Gestalt bildet. Da sollen Form und Stoff so sich durchdringen, daß aus ihnen eine vollkommene Einheit hervorgehe. Die künstlerische Erregung, von welcher die Darstellung des Schönen ausgeht, soll alle einzelne Elemente, welche in dieser heraustreten, mit Nothwendigkeit fordern und diese Elemente sollen auch wieder so zu einander sich verhalten, daß eins nach dem andern strebt,

seine Ergänzung durch das andere verlangt und sie also alle untereinander das Ganze anstreben. Dies ist die Aufgabe, welche der Künstler zu lösen sucht. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Schönheit in einer Form bestehe, welche mit ihrem Inhalte zu einer vollkommenen Einheit verwachsen sei.

Aber das Eigenthümliche der schönen Kunst ist doch hierdurch noch keinesweges ausgedrückt; denn wie schon früher angedeutet, auch andere menschliche Dinge streben Form und Inhalt mit einander zu vollkommner Übereinstimmung zu führen. Ein jedes Werk der Vernunft beabsichtigt, daß alle Theile zum Ganzen und das Ganze zu allen Theilen stimmen. Die schöne Kunst hat hierin vor den übrigen Erzeugnissen unsres freien Lebens nichts voraus, nicht einmal daß sie dieser Forderung vollkommner entspräche, als andere Zweige unsres Lebens; auch bei ihren Werken wird selten oder nie die Aufgabe vollkommen gelöst. Es geschieht ihnen, wie den Werken der Wissenschaft; denn auch diese streben nach einem Systeme, d. h. nach einer vollendeten Form, welche den Inhalt der Gedanken vollständig bemeistern soll; aber das Streben will nicht durchaus gelingen, sondern bald zeigt der Inhalt etwas Überschüssiges, was keine rechte Form hat, bald sehen wir die Form über den Inhalt hinausstreben und jene vermag diesen nicht in der Fülle herbeizuschaffen, welche uns befriedigen könnte. Demnach haben wir den Charakter der schönen Kunst nur in der besondern Weise zu suchen, in welcher sie Inhalt und Form mit einander verbindet. Diese aber zu bezeichnen wird nach unsern frühern Untersuchungen nicht schwer sein. Von den Er-

regungen der Phantasie ausgehend hat sie denselben Inhalt darzustellen, welcher auch den Inhalt unseres allgemeingültigen Bewußtseins bildet, welcher unser wissenschaftliches und unser praktisches Nachdenken erfüllt; denn in unserer Phantasie findet sich kein Element, welches nicht zuvor in irgend einer sinnlichen Erscheinung aufgefaßt worden wäre; sie kann die Elemente, welche sie erfüllen, nicht erfinden, sondern nur ihre Zusammensetzung. Ebenso wie der Verstand des Menschen ist sie nur damit beschäftigt die gegebenen Erscheinungen zu zerlegen und wiederum das zu verbinden, was ihr so als Element der Erscheinung zum Bewußtsein gekommen ist. Aber zergliedernd und verbindend verfährt die Phantasie ganz anders als der Verstand, dieser nach allgemeingültigen Gesetzen, jene allein dem Gesetze der Eigenthümlichkeit folgend, der Neigung, den Charakterzügen des einzelnen Menschen gehorsam und deswegen auch in allen Entwickelungen darauf angelegt das Originelle hervorzubringen. So wie nun die Phantasie vorgeht, so wird die künstlerische Darstellung nachgehen müssen und daraus geht denn die Form der schönen Kunst hervor, welche in ganz ähnlicher Weise wie die Form des wissenschaftlichen Denkens mit Elementen der Erscheinung sich anfüllt, aber diese Elemente nur zu eigenthümlichen, originellen Zusammenstellungen verarbeitet, weil eben ihr Zweck kein anderer ist, als die eigenthümliche Natur des Künstlers zur Anschauung zu bringen. Diese Natur kann sich aber nicht anders äußern, als an einem Stoffe, in einer Erscheinung; sie wird die Erscheinung zu ihrem Zwecke ergreifen, welche ihr den passendsten und fügsamsten Stoff darbietet.

Nach allen diesen Vorerinnerungen werden wir nun unsere Ergebnisse über die künstlerische Darstellung abschließen können. Sie bedient sich im Wesentlichen keiner andern Mittel, als welche auch von der Mittheilung des Allgemeinen gebraucht werden, nur daß sie wegen größerer Schwierigkeit ihres Unternehmens mit einer größeren und ungewöhnlichen Freiheit sie bald vereinfachend, bald vermannigfachend in Wirksamkeit setzt. Dies würde uns nun davon überführen müssen, wenn es nicht schon von anderer Seite her uns gewiß wäre, daß die eigenthümlichen Wendungen unseres Bewußtseins doch mit den allgemeingültigen Entwicklungen desselben, in der genauesten, in einer unabtrennbaren Verbindung stehen. Die Phantasie zeigt uns diese Verbindung, indem sie ja alle dieselben Bestandtheile in sich vereinigt, welche von der Wissenschaft und vom praktischen Leben umfaßt werden, und diese Bestandtheile nur in andere Verknüpfungen bringt. Diesen Beweis von der Phantasie hergenommen werden wir auch nicht zu eng finden, da wir schon erörtert haben, daß die Phantasie unser ganzes Leben durchdringt und in allen Entwicklungen desselben ihre Rolle spielt, ihm seine eigenthümliche Farbe gebend und auf das genaueste unserem Geschmacke entsprechend. Durch ihre Vermittlung bildet sich jede Lust und jede Unlust aus, welche unserem Gemüthe angehört, denn was unserem Geschmacke entspricht, das gewährt uns Lust, was ihm widersteht, erzeugt Unlust. Das Leben aller unserer Gefühle also, sofern sie nicht allein dem Sinnlichen angehören, hängt mit unserer Phantasie zusammen. Wie dem nun übrigens auch sei, auf jeden Fall werden wir unserer vorliegenden

Aufgabe genug gethan haben, wenn wir darthun, wie die Phantasie des Künstlers durch die künstlerische Darstellung auf Andere übergehen kann, denn in seiner Phantasie liegt seine künstlerische Erregung. Sobald man diesen Punkt richtig in das Auge gefaßt hat, werden die Schwierigkeiten verschwinden, welche wir in der Darstellung des Eigenthümlichen ihrem Begriffe nach fanden. Denn alle Mittheilung des Eigenthümlichen wird sich nun darauf zurückführen lassen, daß die Verknüpfungen mitgetheilt werden, in welchen die Elemente des Bewußtseins bei einem jeden in verschiedener Weise sich ergeben. Diese eigenthümlich gewendeten Verknüpfungen werden nun freilich durch die künstlerische Darstellung von dem Einen auf den Andern übergehn müssen, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, und daß dies bewerkstelligt werde, mag denn allerdings nicht leicht geschehen, da ein jeder eine eigene Richtung und Neigung seiner Phantasie hat, er aber allerdings davon abgehalten werden muß dieser Richtung und Neigung eine Zeit lang zu folgen, um den Künstler in der Darlegung seiner Phantasien ungestört zu begleiten. Der Künstler muß die Phantasie seiner Genossen zu fesseln wissen; dazu bedarf er der vorher aufgezählten Kunstmittel, durch welche er hinreißend in die Bahnen seiner Phantasie wirkt, indem ihm jedoch auch, wie wir gesehn haben, die Neigung seiner Genossen entgegenkommt, welche eben eine gesellige ist und deswegen den Neigungen Anderer gern sich anschließt. Aber wenn nun auch die Schwierigkeiten nicht geleugnet werden sollen, welche in dem künstlerischen Unternehmen liegen, so werden wir doch nicht mehr eine Unmöglichkeit, wie es früher schei-

nen konnte, in demselben angestrebt finden. Unmöglich würde es freilich sein meine Eigenthümlichkeit auf einen Andern zu übertragen; aber dies will auch der Künstler nicht; seine Kunst soll der Natur keinen Zwang anthun; er will nur seine Eigenthümlichkeit, wie sie in seiner Phantasie sich ausdrückt, Andern zur Anschauung bringen, und dies geschieht dadurch, daß er eine Reihe von Elementen des Bewußtseins in derselben Verknüpfung auf Andere überträgt, in welcher sie ihm zuletzt sich festgestellt hat. Dadurch wird sich diesen Andern eine ähnliche Befriedigung, ein ähnliches Gefühl des Wohlgefallens ergeben, wie jener es empfunden hat, bei dem Abschlusse seiner Reihe oder des von ihm erfundenen Schönen, wenn auch beider Gefühl nicht ganz das gleiche sein wird. Denn jene Reihe der Elemente tritt doch bei einem jeden in einer andern Weise in Verhältniß zu den übrigen Lebensentwicklungen, welche eine bestimmte Lebens- und Weltansicht gebildet haben, und es wird nicht ausbleiben können, daß von diesen aus ein Schimmer des Beifalls oder des Mißfallens auf die gedachte Reihe fällt. Alle Verknüpfungen der Phantasie können zwar in ihrer geschlossenen Reihe von dem Einen auf den Andern übertragen werden, aber in einem jeden schließen sie sich wieder an eine andere, größere Reihe von Verknüpfungen an, in welchen ebenfalls die Phantasie wirksam ist. Wir werden hierdurch wieder an das große, aber nicht geschlossene Kunstwerk unseres Lebens erinnert, von welchem wir früher gesprochen haben. In dieses verwebt nun der Künstler gleichsam sein Kunstwerk wie eine reizende Einschaltung, welche mit unserem ganzen Leben zu

verflechten wir die Aufgabe haben, und wir eignen uns diese Einschaltung an, weil wir mit unserer eigenen Phantasie alle Elemente derselben durchgehen und in ihrem Zusammenhang als ein Ganzes überschauen, darin zwar die Eigenthümlichkeit des Künstlers wiedererkennen, aber auch das Bewußtsein dieser Eigenthümlichkeit mit unserem eigenen Leben verschmelzen. So wird es keine Schwierigkeit haben zu begreifen, wie der Ausdruck der Eigenthümlichkeit eines Andern ein Theil unserer eigenen Eigenthümlichkeit werden kann, wenn sie nicht etwa darin gesucht werden sollte, bei diesem Vorgange noch zu unterscheiden, was uns durch die Mittheilung des Künstlers geworden sei und was durch unsere eigene Phantasie. Auch diese Schwierigkeit aber erledigt sich, wenn wir den verschiedenen Gang betrachten, in welchem die Phantasie des Künstlers von der einen und die Phantasie des Kunstfreundes von der andern Seite sich entwickelt; denn jene, haben wir gesehn, geht vom Allgemeinen zum Besondern, diese vom Besondern zum Allgemeinen fort, so daß beide zuletzt dasselbe ergeben, aber dennoch in der künstlerischen Begeisterung immer das Bewußtsein des ursprünglich herrschenden Zwecks, nemlich der Schönheit in der ganzen Zusammensetzung, das Leitende in der Bewegung bleibt, während dagegen in der Betrachtung des Kunstfreundes die Phantasie durch das Einzelne hindurchgeführt wird mit dem Bewußtsein ihrer Abhängigkeit, weil sie den Zweck, welcher alle diese offenbar zusammenstimmenden Einzelheiten verbindet, die Idee des Ganzen, noch nicht kennt. So ist der Künstler immer seiner Originalität, der Kunstfreund, obgleich selbstthätig, wie jener, dennoch immer seiner Abhängigkeit vom

Künstler sich bewußt. Wir haben es schon früher gesagt; es ist dasselbe Verhältniß zwischen ihnen, wie zwischen dem Lehrer und dem Lernenden. Jener aber muß in seinem Lehren von dem Gedanken der ganzen Wissenschaft ausgehen, das Einzelne aus ihm entwickelnd; dieser dagegen muß das Einzelne zuerst lernen, bis er allmälig einen Gedanken zu den andern fügend zur Einsicht in die ganze Wissenschaft gelangt. Dennoch besitzen zuletzt beide dieselbe Wissenschaft, der Lehrer nur mit dem Bewußtsein, daß er den Schüler angeleitet hat sie zu finden, der Schüler mit dem Bewußtsein, daß er geleitet worden.

Drittes Kapitel.

Gegebene Stoffe und Formen in der Kunst.

Wir müssen nun an diese Untersuchungen über das Verhältniß der künstlerischen Erregung und der künstlerischen Darstellung noch die Betrachtung gewisser Erscheinungen anschließen, welche den Übergang aus der einen in die andere vermitteln helfen. Sie sind zwar schon früher bei Betrachtung der Kunstlehre von uns erwähnt worden, aber nach dem dort vorherrschenden Zwecke nur im Allgemeinen, und indem wir ihre Untersuchung hier erweitern, werden wir auch Veranlassung haben ihren tiefern Grund zu erforschen.

Wenn wir davon ausgehn, daß die schöne Kunst bezweckt die eigenthümlichen Erregungen des Künstlers darzustellen, so muß es uns auffallen, daß der Künstler

dennoch nur sehr selten seine Eigenthümlichkeit unmittelbar und ohne einen fremden, um uns so auszudrücken, ohne einen verhüllenden Zusatz zur Darstellung bringt. Diese Erscheinung läßt sich nicht leugnen; am unzweideutigsten jedoch tritt sie an den Künsten heraus, welche Gedanken als Mittel der Darstellung gebrauchen, weniger an den abstracten Künsten. Wir wollen sie daher auch zuerst an der Betrachtung jener darlegen und erst später nachweisen, daß etwas Ähnliches auch bei diesen stattfindet.

Was die Malerei, die Bildhauerei und die ihnen verwandten Künste betrifft, so ist es offenbar, daß in ihnen der Künstler fast immer hinter einem ihm fremden Gegenstande sich gleichsam verbirgt, hinter dem, was man in der Kunstsprache Süjet genannt hat. Der seltene Fall, daß er sich selbst abbildet, ist kaum zu berücksichtigen, besonders da er nur einer Zwitterart der schönen Kunst angehört, einer Kunst, welche der Erinnerung dient und auf der Grenzscheide zwischen der künstlerischen und wissenschaftlichen Abbildung liegt. Ohne solche Nebenrücksichten dagegen, frei im Gebiete der Kunst schaltend zeigt er uns Götter oder Menschen oder Thiere oder sonst andere Gegenstände, die er nachahmend abbildet, aber nicht sich selbst. Warum geschieht dies, müssen wir uns fragen, warum legt der Künstler nicht offen seine Welt- und Lebensansicht dar, sondern bildet uns irgend einen Gegenstand ab, aus dessen Auffassung wir nun auch wohl etwas über die Gefühlsweise des Künstlers abnehmen können, aber doch nur mittelbar? Vielleicht verstattet es die Natur dieser Künste nicht anders, weil sie sich immer an die Darstellung gewisser in die äußere Erscheinung heraustretender Gegen-

stände halten müssen; aber dennoch sollte man meinen, könnten sie vielleicht in Symbolen oder Allegorien wirksamer das Geforderte leisten, und daß sie solche Mittel eher scheuen, als suchen, läßt gewiß nicht aus der besonderen Natur dieser Künste sich erklären. Und im Allgemeinen, wenn auch diese Künste ihrer Natur nach auf die Darstellung bestimmter äußerer Gegenstände sich richten müssen, so würden wir daraus nur schließen dürfen, daß sie eben für die Zwecke der schönen Kunst nur ein sehr unpassendes Mittel darböten, wenn wir diese Verfahrungsweise nicht noch aus einem andern Grunde, der im Wesen der schönen Kunst überhaupt liegt, uns erklären könnten. Daß nun dies anzunehmen sei, dafür spricht nicht allein die hohe Schönheit, welche man diesen Künsten zu aller Zeit zuerkannt hat, sondern auch eine Vergleichung derselben mit der Dichtkunst führt auf dasselbe Ergebniß. Denn diese in ihren größesten und bedeutendsten Werken geht ja einen ganz ähnlichen Gang. Der Dichter legt selten seine Lebens- und Weltansicht unmittelbar uns vor, sondern gemeiniglich schildert er uns Begebenheiten, in deren Auffassung und Darstellung seine Eigenthümlichkeit nur mittelbar sich abspiegelt; er läßt andere Personen für sich reden, ihre Charakterzüge sich entfalten, führt ihre Schicksale uns vor und je weniger dabei sein Urtheil unmittelbar heraustritt, um so mehr loben wir ihn. So in der epischen und in der dramatischen Dichtkunst und selbst in der lyrischen, welche zwar die Gemüthsstimmung des Dichters geradezu darlegen kann, von welcher wir aber doch wissen, daß auch sie häufiger nur eingebildete Freuden oder Schmerzen, eine nicht ge-

fühlte Liebe oder andere nicht vorhandene Stimmungen schildert, als das Gegentheil der Fall ist. Wie es vor Jahrtausenden war, so ist es geblieben bis jetzt; vieles lügen die Dichter. Anstatt sich uns offen zu erklären, verbergen sie uns ihr Inneres. Wenn sie in ihrem eigenen Namen sprechen, so möchte man sie wohl der Unwahrheit, ja der Heuchelei der Gefühle beschuldigen. Und dennoch, wenn sie uns belügen, wir tadeln sie darüber nicht; vielmehr je täuschender sie uns zum Mitgefühl aufregen für Gefühle, die sie selbst nicht hegen, um so lobenswerther scheint uns ihre Dichtung. Ihre Täuschungen finden wir in der Ordnung. Wir werden daraus wohl im Allgemeinen schließen müssen, daß es ihre Aufgabe nicht ist die Wahrheit ihrer Gemüthszustände unmittelbar uns zu verrathen.

Es wird nicht unnütz sein das so eben Bemerkte noch durch einige andere Bemerkungen zu vervollständigen. Am entscheidendsten spricht die Neigung des Künstlers hinter einen fremden Gegenstand sich zu verbergen da sich aus, wo Geschichte oder Sage oder ein mährchenhafter oder in religiöser Überlieferung gebildeter Gedankenkreis den Stoff für die künstlerische Behandlung dargeboten haben. Es ist hierbei eine stillschweigende Übereinkunft zwischen den Künstlern und ihrem Publicum nicht zu verkennen, welche denselben Gegenstand immer wieder und in einer ähnlichen Weise in Erinnerung bringt. Und wie sehr es auch scheinen könnte, daß durch solche Stoffe die Freiheit des Künstlers beschränkt und seine Eigenthümlichkeit verhüllt werde, so läßt es sich dennoch nicht verkennen, daß in Darstellungen dieser Art die vortrefflichsten und höch-

sten Gattungen sowohl der Dichtkunst als der bildenden Kunst fast regelmäßig sich bewegen. Weniger dagegen tritt der wie durch Übereinkunft überlieferte Stoff in den kleinern Gattungen der Kunst heraus, welche zuweilen, besonders in der Dichtkunst, die Empfindung des Künstlers unmittelbar auszusprechen scheinen, zuweilen doch wenigstens von Andern wenig bemerkte Gegenstände an das Licht ziehen, aus deren Wahl die eigenthümlichen Neigungen, das Wohlgefallen und der Geschmack des Künstlers in nächster Beziehung sich ersehen lassen. Doch ist es nicht zu verwundern, daß in kleinern Werken auch nur in kleinerem Maßstabe die Übereinkunft sich zeigt, eine Ausnahme von der bemerkten Regel würde sich nur ergeben, wenn bei solchen Werken gar keine von anders woher gegebene Mittel die Eigenthümlichkeit des Künstlers verdeckten. Daß dies aber nicht der Fall sei, darüber mögen hier noch einige Bemerkungen folgen.

Wir wenden uns zuerst zu den Werken der Dichkunst, weil diese am besten das erläutern, was wir hier auszuführen haben. Es sind hauptsächlich die Werke der lyrischen Dichtkunst mit ihren verschiedenen Abarten, in welchen am unmittelbarsten und unverhülltesten die Gefühle und die eigenthümliche Denkweise des Dichters heraustreten können. Aber nicht immer geschieht dies und es möchte bezweifelt werden dürfen, ob es jemals unbedingt geschehe. Selbst in lyrischen Ergüssen, haben wir gesehn, ist es dem Dichter erlaubt eine andere Gemüthsstimmung zu äußern als die, welche er so eben hegt, und überhaupt eine andere Person zu spielen. Dürfen wir ihn nun deswegen nicht der Heuchelei oder der Verstellung beschuldi-

gen, so muß es in seiner Stellung zur Geselligkeit liegen, daß ihm dies vergönnt ist; es muß dieser seiner Stellung nach, wegen dieses seines dichterischen Thuns ihm erlaubt sein, nur mittelbar, nur in einer Hülle seinen Sinn heraustreten zu lassen. Zergliedern wir nun das Mittel, durch welches er zugleich sich verhüllt und sich äußert, so werden wir finden, daß es in den Bedingungen und der Sinnesart des geselligen Kreises, für welchen sein Werk bestimmt ist, seinen Grund hat, in Bedingungen und einer Sinnesart, welche durch Überlieferung sich ausgebildet haben und in genauester Verbindung mit einer herkömmlichen Sitte und Äußerungsweise stehn. Daher klingen auch in der lyrischen Dichtung dieselben Stoffe, welche im Ganzen und Großen epischen und dramatischen Werken zum Grunde liegen, fast überall, nur in kleinerem Maßstabe wieder an, die Geschichte und Sage, das Mährchen und die religiöse Überlieferung des Volkes, die Lieblingsweisen, welche schon unzähligemal behandelt worden sind. Dies ist ein unerschöpflicher Stoff für den Dichter, ein nicht roher von der Natur gegebener Stoff, sondern schon durch viele Hände ist er gegangen und der Dichter übernimmt noch einmal an ihn zu erinnern, weil er darin einen Ausdruck für die Gemeinschaft mit Andern findet, in welcher er lebt und sein Inneres mit den Genossen seiner Geselligkeit sich vermitteln soll. Werden wir einen solchen Stoff nicht auch anzuerkennen haben in den üblichen Bildern und Sprüchen, welche in volksthümlicher Weise sich ausbilden? Und wenn nun jemand bedenkt, daß eine jede Sprache voll ist von solchen Ausdrücken, die außer ihrer eigent-

lichen eine bildliche Bedeutung durch den Gebrauch angenommen haben, und daß eine jede Sprache auch in den verwandtschaftlichen Verbindungen ihrer Wörter, in welchen sie Vorstellungen und Begriffe einander bald näher, bald ferner rückt, einen eigenthümlichen Gang geht, welcher von stillschweigender Übereinkunft nicht unabhängig ist, so wird er nicht leugnen wollen, daß eine jede Weise der Dichtung in einem Geiste durchgeführt werden muß, welcher dem Dichter zwar nicht fremd ist, aber doch gegeben durch den Charakter seines Volkes. Man hat, um noch einmal es zu sagen, von dem versuchenden Liebhaber der Dichtkunst gesagt, daß für ihn die gebildete Sprache seines Volkes dichte und denke; aber auch der wahre Dichter möge sich nicht zu stolz dünken die Gewalt anzuerkennen, welche die in seiner Sprache niedergelegte Bildung des Volkes über ihn ausübt. Er mag sich wohl als einen Mund seines Volkes betrachten und nur dies in Anspruch nehmen auf eine selbständige und daher eigenthümliche Weise die Denk- und Ausdrucksweise seines Volkes zu vertreten. Dies ist der Dichtkunst zuzugestehn, daß sie, indem sie der Sprache sich bedient, damit auch an das Volksthümliche sich anschließt, welches zwar auch bei den andern schönen Künsten, doch nicht in demselben Grade der Fall ist. Weit gefehlt, daß wir ihr dies als einen Nachtheil anrechnen sollten, erkennen wir darin vielmehr einen Vorzug, welchen sie vor den andern hat, indem sie durch ihre Darstellungsmittel an einen bestimmten und angestammten Kreis der Geselligkeit sich gewiesen sieht und nur schwerer in den Fehler verfallen kann Werke hervorzubringen, die gar keinem bestimmten Boden der

geselligen Gemeinschaft angehören und ohne Heimath wie in der Luft schweben. Wer diesen Fehler sich vergegenwärtigen will, der denke nur an die Werke einer unseligen Nachahmungssucht in den Künsten, die uns bald zu Griechen, bald zu Chinesen hat machen wollen. In der Dichtkunst hat diese Nachahmungssucht doch bestimmte Grenzen, wenn man nicht etwa gar in fremden Sprachen ein Dichter zu sein versucht. Auch die bessern Dichter, erinnert man sich ja wohl, haben in solchen Versuchen nur Mittelmäßiges hervorgebracht.

Vergleichen wir nun die kleinern Gattungen der bildenden Kunst mit den kleinern Gattungen der Dichtkunst, so werden wir auch in jenen wie in diesen eine Neigung finden etwas durch Übereinkunft Gegebenes in der Darstellung hervortreten zu lassen. Nur äußert sich das freilich hier anders, als dort. Denn wir haben schon bemerken müssen, daß die Dichtkunst es vor allen übrigen Künsten voraus hat die Gemüthsstimmung des Künstlers unmittelbar ausdrücken zu können; die bildende Kunst muß immer andere Gegenstände als den Künstler selbst der Anschauung vorführen. Aber in den kleinern Gattungen der bildenden Kunst, wird denn doch wohl zugegeben werden müssen, versenkt sich das Gemüth des Künstlers weniger tief in die Größe seines Gegenstandes, als in den größern Gattungen; nicht so gänzlich, wie hier, findet es sich dort ergriffen und hingerissen, sondern freier, launiger und kecker die Gegenstände behandelnd guckt es fast überall hinter denselben hervor. Dadurch werden diese Gegenstände selbst zu Symbolen der Denkweise des Künstlers mehr oder weniger. Man erinnere sich hierbei an das,

was früher über die Darstellung der thierischen und der landschaftlichen Natur gesagt wurde. Denn mit solchen Gegenständen beschäftigen sich vorherrschend die kleinern Arten der bildenden Kunst, während dagegen die größern Geschichte und Sage darstellend vorzugsweise hervorragende Menschen und Götter zu ihren Gegenständen nehmen. Sollten aber auch jene mit Darstellungen des menschlichen Lebens sich zu thun machen, so werden auch hierbei die einzelnen, für Geschichte und Sage unbedeutenden Menschen, welche an sich darzustellen zu wenig der Mühe lohnen würde, zu symbolischen Ausdrücken allgemeiner Begriffe, in welchen der Geschmack und die Geistesrichtung des Künstlers sich zu erkennen giebt. Wenn nun also die kleinern Werke der bildenden Kunst eine entschiedene Neigung zum Symbolischen haben, so springt es damit auch sogleich in die Augen, wie sie hierdurch an das Übliche und die Übereinkunft in dem Kreise ihrer Geselligkeit sich zu halten genöthigt sind. Denn das Symbolische wirkt um so schlagender und um so unzweideutiger, je allgemeiner es eine anerkannte Bedeutung gewonnen hat. Daher können wir auch bemerken, daß die kleinern Werke der bildenden Kunst noch mehr als die größern eine volksthümliche Färbung anzunehmen gewohnt sind.

Auf ein ähnliches Ergebniß führen aber auch die Werke auf Bestellung, deren künstlerische Natur wir schon einmal zu rechtfertigen gesucht haben. Zuweilen kann freilich das Arbeiten des Künstlers auf Bestellung etwas Entwürdigendes haben, wenn der Künstler in die Natur der Aufgabe, des Gegenstandes oder der Fassung desselben, welche verlangt wird, nicht eingehen, damit seinen Geschmack nicht

verständigen kann. Dann sinkt er in ihrer Ausführung zum gemeinen, wenn auch geschickten Handwerker herunter. Das Schimpfliche hierbei liegt darin, daß jemand, der Höheres zu leisten im Stande ist, seine Fähigkeiten zum Mittel herabwürdigt. Aber der Mißbrauch schließt den Gebrauch nicht aus. Wir wollen hierbei nur an solche Denkmale erinnern, welche im Sinne eines ganzen Volkes oder gar der ganzen Menschheit errichtet werden. Wer möchte solche Werke, die auf Bestellung eines öffentlichen Wesens ausgeführt werden, den Händen der schönen Kunst entziehen? Vergleichen wir nun diese Erscheinung mit der zuvor erwähnten, so wird uns die Ähnlichkeit zwischen beiden nicht entgehen können. Hier sehen wir, daß der Künstler eine bestimmte Aufgabe sich zur Bearbeitung geben lassen kann, daß er seine Eigenthümlichkeit gleichsam nur hinzubringt zu dem Auftrage, welchen er empfängt, und um den Forderungen Anderer zu genügen nicht zu viel von seinem Eigenen hineinlegen darf. Dort mag er sich die Aufgabe zwar selbst wählen, aber es ist doch auch nur eine Aufgabe, an deren Lösung in ganz ähnlicher Weise nur mittelbar seine eigenthümliche Erregung sich zeigen kann. Etwas freier tritt sie in diesem Falle wohl heraus, denn sie verkündet sich in der Wahl des Gegenstandes, wie in der Auffassung und Behandlung; aber es ist dennoch in beiden Fällen eine gewisse Gebundenheit durch den Gegenstand, mag er gegeben oder gewählt sein.

Weswegen wir nun die zuletzt erwähnte Erscheinung herbeigezogen haben, das ist, um bemerklich zu machen, wie in allen schönen Künsten derselbe Zug herrscht, nemlich die Eigenthümlichkeit des Künstlers gleichsam auf eine

verdeckte Weise oder nur mittelbar heraustreten zu lassen. Wenn wir diesen Zug vorher nachwiesen an der Darstellung bestimmter Gegenstände, die der Eigenthümlichkeit des Künstlers fremd sind, so konnte dies doch nur für solche Künste gelten, welche begreifliche Gegenstände behandeln, nicht aber für die abstracten Künste. Dagegen das Arbeiten auf Bestellung findet auch bei diesen statt. Der Baukünstler arbeitet in der Regel nach einer von Andern empfangenen Aufgabe, welche ihm mehr oder weniger Freiheit läßt. Auch der Musiker läßt es sich gefallen solche Aufgaben auszuführen, besonders wenn er an den Dichter sich anschließt oder gar an den Tanzmeister, oder wenn er sonst eine andere Stelle in bestimmten geselligen Formen zu erfüllen übernimmt. Darin findet er keinesweges etwas seiner Kunst Fremdartiges, sie Beschränkendes; sondern wir wissen, wie gern die Musik es sich gefallen läßt, an die Dichtkunst sich anzuschließen und ihren abstracten Formen durch den Gedanken, welchen sie begleitet und ausschmückt, eine vollere Bedeutung zu geben.

Um nun der Bemerkung, an welche wir anschließen möchten, die nöthige Allgemeinheit zu geben, können wir in Rücksicht auf diese Werke der künstlerischen Darstellung zwei entgegengesetzte Enden und eine Mitte unterscheiden. Nach dem einen Ende zu fallen die Kunstwerke, in welchen die Eigenthümlichkeit des Künstlers am wenigsten frei sich bewegt und am wenigsten ungemischt mit fremdartigen Bedingungen hervortritt, und offenbar liegen nach dieser Seite zu die Arbeiten auf Bestellung, in welchen es fast scheint, als könnte die künstlerische Erregung eines Andern an die Stelle der eigenen Erregung des Künstlers treten.

Auf der andern Seite liegen am äußersten Ende die Ergüsse der Kunst, in welchen der Künstler unmittelbar seine Empfindungen und was sonst seinen Busen bewegt, darzulegen scheint, wohin wir die lyrische Dichtkunst zum Theil und solche Werke der Musik und der Baukunst rechnen können, in welchen der Künstler von fremden Absichten und Aufgaben unabhängig sich bewegt. In der Mitte aber zwischen beiden Enden finden wir alsdann die Arten der Kunst, in welchen der Künstler zwar frei seinen Gegenstand oder seine Aufgabe sich wählt, aber doch nur an diesem Gegenstande und an dieser Aufgabe seine Eigenthümlichkeit darstellt, an einem Gegenstande, der ihm doch immer sei es von der Natur, sei es von der Gesellschaft der Menschen gegeben ist, an einer Aufgabe, die ihm doch in irgend einer Weise das Verhältniß zu seinem Publicum dargeboten hat und deren Forderungen ihn beschränken müssen. Doch die entgegengesetzten Endpunkte, welche wir aufgestellt haben, sind eben nur in der Vorstellung vorhanden und bezeichnen Richtungen, welche doch nie das äußerste Ende erreichen, so lange die schöne Kunst ihren Charakter bewahrt. Daß eine Arbeit auf Bestellung zur bloßen Übung der technischen Fertigkeit herabsinkt und damit den Charakter der schönen Kunst verliert, wenn sie dem Künstler nicht verstattet seine Eigenthümlichkeit hineinzulegen, haben wir schon früher erwähnt. Eben so wenig werden wir aber auch annehmen können, daß ein Künstler sich einfallen ließe in seinem Kunstwerke nichts weiter auszudrücken als seine wahre und nackte Gemüthsstimmung. Sollte daraus etwas Schönes hervorgehn, so wäre es doch nur eine schöne Natur, es würde der schönen Kunst

nicht angehören, nicht einmal der unbewußten Kunst, von welcher wir früher gesprochen haben. Bei dem Entschlusse künstlerisch sich mitzutheilen ist nothwendig auch der Wille nicht allein in den rohen Tönen und Geberden der Natur sich auszudrücken, so wie uns eben zu Muthe ist, sondern der verfeinerten Formen hierzu sich zu bedienen, welche seit langer Zeit sich ausgebildet haben und ein Werk stillschweigender Übereinkunft sind. Diese Formen haben eine geschichtliche Bedeutung, aus dem Geschmacke der Geselligkeit sind sie hervorgegangen, durch lange Übung sind sie geheiligt worden, der Künstler kann daran ändern und sie verbessern, aber er darf nicht aus Laune sie vernachlässigen; sie haben das Ansehn von Gesetzen. Wenn nun der Künstler ihrer sich bedient oder wenigstens sie in seiner Kunstübung berücksichtigt, so gießt er eben nur in anderswoher gegebene Bedingungen seinen eigenthümlichen Geist und wir finden auch hier nur die Mitte, welche wir als das einzig Mögliche für die künstlerische Darstellung bezeichnen wollten, die Mischung zwischen der Eigenthümlichkeit des Künstlers und einem Fremdartigen, hinter welchem gleichsam im Versteck jene sich zu äußern liebt.

Es kann nicht befremden, daß wir das durch Überlieferung und Übereinkunft Gegebene in den Künsten, welche Gedanken in ihre Darstellung verflechten, viel deutlicher nachweisen können, als in den abstracten Künsten. Dies folgt daraus natürlich, daß in jenen Künsten der Stoff viel mächtiger heraustritt, als in diesen. In den abstracten Künsten ist der künstlerische Stoff nichts weiter als die allgemeine Form der Erscheinung, welche in Raum und Zeit in durchaus gleicher Weise von Allen angeschaut

wird; es ist dies ein mathematisch bestimmbarer Stoff, welcher wie alles Mathematische in dem Bewußtsein Aller auf völlig übereinstimmende Weise aufgefaßt wird und über welchen daher gar keine besondere Übereinstimmung stattfinden kann und keine besondere Überlieferung nöthig ist. Ganz etwas anderes ist es mit den Gedanken, welche in die Natur der Gegenstände eingehen, und mit ihren Zeichen. Da bedarf es einer Überlieferung, weil die Gegenstände Verschiedenen auf eine verschiedene Weise sich offenbaren; da bedarf es einer Übereinkunft um die Überlieferung an sichere und allgemein anerkannte Zeichen zu knüpfen. Wir wissen, daß diese unter verschiedenen Verhältnissen, theils der Natur, theils der Geselligkeit eine verschiedene Gestalt annehmen, und wenn nun die schöne Kunst solcher Zeichen sich bedient, wird sie auch abhängig von der Bezeichnungsweise nicht allein, sondern auch von dem Gedankenvorrathe und der Gedankenverbindung, welche in der Geselligkeit sich verbreitet finden. So wird also in den abstracten Künsten nur in der Form eine Übereinkunft heraustreten können, in den Künsten aber, welche mit der Darstellung von Gedanken zu thun haben, wird dieselbe in Formen und Stoffen sich bemerkbar machen.

Dies sind nun Erscheinungen, welche die philosophische Kunstlehre zu erklären hat. Sie sind von auffallender Art; denn sobald man nur einigermaßen die Geschäfte der künstlerischen Thätigkeit begriffsmäßig sich zerlegt hat, wird man nicht umhin können Anforderungen an dieselbe zu stellen, welche jenen Erscheinungen zu widersprechen scheinen. Außer allem Zweifel steht es, daß die schöne Kunst mehr als jeder andere Zweig menschlicher Thätigkeit verlangt, daß

der ihr Geweihte als eigenthümlich gebildet, als originelles Geistes sich erweise. Und ist es etwa die Theorie allein, welche bei diesen Erscheinungen stutzig wird? Keinesweges. Auch von der Seite der künstlerischen Ausübung haben sich oftmals Grundsätze geltend gemacht, welche das in jenen Erscheinungen sich verkündende Gesetz zu verschmähen aufforderten. Warum sollen wir bestimmten Formen der Übereinkunft im künstlerischen Schaffen uns unterwerfen? Warum einen bestimmten Stoff zum Gegenstande unserer künstlerischen Darstellung wählen, welcher uns gegeben wird, sei es von einem Einzelnen, sei es von einer noch so großen Gemeinschaft? Unsere Phantasie wird dadurch nur gefesselt; die Gluth der Begeisterung gedämpft. Wer wagt es dem Genius des Künstlers Gesetze zu schreiben? Er kennt kein anderes Gesetz, als das Gesetz des Schönen, welches sein Geschmack ihm giebt. Die Phantasie will frei sein, um schöpferisch hervorbringen zu können. Wie abweichend auch ihre Erfindungen sein mögen von den gewöhnlichen Bahnen der übrigen Menschen, von dem althergebrachten Gebrauch, so bedient sie doch dabei sich nur des Rechts ihrer schöpferischen Kraft und um so sicherer tritt alsdann in ihren Hervorbringungen der originelle Geist des Künstlers heraus. Müssen wir diesen Grundsätzen nicht beistimmen, wenn wir das Wesen der Kunst darin suchen, daß sie die Eigenthümlichkeit des Künstlers zur Anschauung bringen soll? Auch wir haben ja die künstlerische Erregung nur darin gegründet gefunden, daß uns in einem besondern Punkte unsers Lebens eine Offenbarung geworden über die Eigenthümlichkeit unseres Lebens und nun auch Andern sich verkünden will. Was

hat eine solche Offenbarung mit gegebenen Stoffen, mit Bestellungen, mit Formen der Übereinkunft zu thun, daß wir sie solchen Dingen unterwerfen sollten?

Wir hoffen die Einseitigkeiten der ausgesprochenen Grundsätze werden sich einem jeden leicht ergänzen, welcher die Bedeutung der Kunst nach unsern frühern Untersuchungen sich überlegt hat. Wir haben dieselbe eben in allen ihren Theilen in Beziehung auf die Geselligkeit zu fassen und auch schon nachgewiesen, wie die künstlerische Erregung zu dieser sich verhält. Sie geht nicht allein aus dem Bewußtsein der Eigenthümlichkeit hervor, sondern auch aus dem ausgebreiteten Wohlwollen, welches über den weiten Kreis aufmerkender Freunde des Schönen sich mittheilen möchte. Sie sucht daher auch gern und willig das auf, was in diesem Kreise als ein gemeinsamer Ausdruck der Eigenthümlichkeit Aller sich gebildet hat. Die stillschweigende Übereinkunft, in welcher bestimmte Formen und Stoffe für das Schöne gesucht und geliebt werden, legt ihr keine nur unwillig getragene und beschränkende Gesetze auf, eben so wenig wie die vertrauliche Mittheilung inniger Freundschaft durch die Gesetze der herkömmlichen Sitte in der engern Geselligkeit sich beengt findet. Vielmehr an eben solchen gegebenen Stoffen und Formen entzündet sich nicht selten die künstlerische Begeisterung, weil überhaupt die Eigenthümlichkeit aller Einzelnen eine allgemeine Grundlage hat, eine gemeinschaftliche Bildung im Kreise der Volksthümlichkeit oder der kirchlichen Gemeinschaft, in welcher ein jeder emporgewachsen und genährt worden ist und alsdann seine bestimmte Stellung gewonnen hat. Das Gefühl dieser allgemeinen Grundlage kann von dem Bewußt-

sein des Einzelnen von seiner Eigenthümlichkeit nicht getrennt werden und er würde sich bodenlos vereinzelt fühlen, wenn er nicht in jenem Gefühle seine Verbindung mit den größern und kleinern Kreisen der Geselligkeit fände. Indem er durch seine Geburt und Erziehung, durch die ersten Anfänge und durch den ganzen Verlauf seines Bewußtseins einer Bildung angehört, die er nicht gemacht, aber allmälig sich angeeignet hat, muß er über seine eigene Weise des Lebens zum Bewußtsein kommend auch zugleich zum Bewußtsein kommen über die Gemeinschaft, in welcher er mit den Theilnehmern an dieser Bildung steht, und da diese Bildung selbst nur als Ergebniß eines geschichtlichen Verlaufs sich gestaltet hat, so wird er auch seine Theilnahme nicht ablehnen können für alle die bestimmten Formen und Stoffe, welche durch die geschichtliche Überlieferung auf ihn und seine Genossen herabgekommen sind und nun als eine durch das Alter geheiligte Übereinkunft auch die Gegenwart noch beherrschen. An ihnen hat sich sein Geschmack gebildet, seine Phantasie ist von frühester Jugend gewöhnt worden, von ihnen sich zu nähren; sie sind in der That unabtrennbare Bestandtheile seiner Eigenthümlichkeit. Daher kann es auch nur in Zeiten geschehn, welche einen heftigen und leidenschaftlichen Umschwung in der Entwicklung erfahren haben, daß der Künstler diesem Gange der allgemeinen Bildung folgend von der künstlerischen Übereinkunft, die aus frühern Zeiten stammt, sich beengt fühlt und völlig neue Bahnen in der Erregung seiner Phantasie und in ihrer Darstellung einzuschlagen versucht. Es wird dies ein Erfolg sein, welcher nicht ausbleiben kann, wenn eine lange Zeit die Weisen der Übereinkunft nicht gehörig oder

auch nur in krankhafter Einseitigkeit fortgebildet worden sind, weil es an gesunder schöpferischer Kraft gebrach, während die Bildung innerlich neue Bahnen suchte, und nun zwischen der alten, steif gewordenen Sitte und dem neuen Geiste, der schöpferisch hervorbrechen möchte, ein greller Mißklang sich offenbart. Da mag es denn freilich entschuldigt werden, wenn man etwas zu hitzig das Alte bekämpft, nur nach Freiheit für den ursprünglichen Geist des Künstlers ringend; es mag entschuldigt werden, wiewohl es dem Künstler selbst zum Vortheil gereichen würde, wenn er die gewohnten Weisen der Übereinkunft mit Schonung umzubilden suchte; aber die Lage einer solchen Zeit, welche mit dem Alten zerfallen ist und nun in die unbestimmte Weite einer durch Sitte und Gesetz noch ungeregelten Freiheit hinausstürmt, mag vieles entschuldigen; diese Lage ist nicht zu beneiden; sie ist leichter die Mutter großer Leidenschaften, als des künstlerischen Behagens. In der ruhig fortschreitenden Bildung dagegen, welche wir, wie in andern menschlichen Dingen, so auch in der Kunst als das Wünschenswerthe ansehn müssen, wird ein jeder Einzelne das Erbtheil der Vergangenheit gern auch für sich in Anspruch nehmen und in ihm ein gemeinsames Band zwischen sich und den Übrigen anerkennen. Wer nun in einem solchen der allgemeinen Geselligkeit sich vereinigt fühlt, der wird es schwerlich zu hart finden, wenn diese sein künstlerisches Talent auffordert ein Gefühl auszusprechen, welches etwa durch ein ganzes Volk oder durch eine ganze Kirche hindurchgeht, zur Feier und Verherrlichung einer That oder einer Begebenheit oder eines Namens. Er wird auch nicht etwa nur aus Gefälligkeit gegen die Neigungen der Übrigen hierzu sich bequemen,

sondern zu diesen Neigungen wird auch er sich bekennen, und indem er im Sinne jener sein Werk unternimmt, wird er nur seinen eigenen Gefühlen nachgeben. Nun ist aber auch kein wesentlicher Unterschied zwischen dem, was der ganze gesellige Kreis fordert, und zwischen dem, was eine einzelne Person aus demselben. Denn auch diese kann in dem Sinn des ganzen Kreises ihre Anforderung an den Künstler machen, und in diesem Falle wird auch ein Kunstwerk auf Bestellung eines Einzelnen zu Stande kommen können, ohne daß der Künstler bei Ausführung desselben irgend in der Äußerung seiner Eigenthümlichkeit beschränkt werden müßte. Dies aber müssen wir allerdings als die Bedingung ansehn, unter welcher allein ein Künstler ohne sich herabzuwürdigen auf Bestellung arbeiten kann, daß diese der allgemeinen Bildung entspreche, an welcher der Besteller wie der Ausführende gemeinsamen Antheil haben. Es folgt daraus nicht, daß sie nicht dennoch auch eine besondere Bedeutung für den Besteller habe.

Es wird jedoch nöthig sein, uns noch genauer über das Allgemeine zu erklären, was nach allen diesen Untersuchungen in der schönen Kunst sich geltend macht. Es dürfte zwar überflüssig scheinen, nach allem Vorhergegangenen noch dagegen uns zu verwahren, daß die allgemeine Bildung, welche wir im Kreise der Geselligkeit voraussetzen, mit der wissenschaftlichen Bildung und dem allgemeingültigen Bewußtsein, der Erkenntniß, verwechselt werde; aber worin, möchte jemand fragen, besteht sie denn sonst? Diese Frage zu beantworten haben wir uns schon den Weg gebahnt durch unsere frühere Untersuchung über die allgemeine Kunst. Wir haben dabei bemerken müssen, daß die

Fähigkeit das Schöne zu fühlen und zu erzeugen nur dadurch sich ausbildet, daß wir in uns selbst eine Übereinstimmung mit uns selbst, d. h. unseres Lebens gewonnen haben, oder um es mit einem Worte auszudrücken, daß nur eine schöne Seele das Schöne fühlen und erzeugen könne. Nun ist aber auch festgestellt worden, daß die einzelne Seele in ihrer Ausbildung von allgemeinen Verhältnissen abhängig ist, besonders von den Kreisen der Gesellschaft, in welcher sie sich ausbildet, und daß in dieser dann auch eine ähnliche Übereinstimmung des geselligen Lebens sich ausbilden müsse, eine Schönheit der Geselligkeit, damit sie Empfänglichkeit für das Schöne und Fähigkeit es in sich auszubilden gewinne, wird hiervon die natürliche Folge sein. Demnach werden wir nun anzuerkennen haben, daß in der Geselligkeit überhaupt und im Besondern in den einzelnen Kreisen der Geselligkeit ein eigenthümliches Bewußtsein, ein Gefühl ihres Zusammengehörens sich entwickelt, welches die Weise bezeichnet, in welcher die einzelnen Glieder der Geselligkeit mit einander zu einem Ganzen verbunden sind, und an diesem eigenthümlichen Bewußtsein wird ein jeder Einzelne wieder nach seiner Eigenthümlichkeit Theil nehmen, d. h. es wird sich einem jeden in besonderer Weise gestalten, aber dennoch in Allen vorhanden sein als ein allgemeiner Boden der eigenthümlichen Bildung. Man könnte das ganze gesellige Leben als ein Kunstwerk beschreiben; denn wenigstens in einem Bestreben ist es immer, mehr oder weniger, zu einer schönen Einheit sich zu gestalten; als ein Kunstwerk aber, welches zusammengesetzt ist aus dem Zusammenleben einzelner Personen, in welchem also auch die einzelnen Theile

ein Bewußtsein von sich haben und mithin auch davon, wie sie ein Ganzes künstlerisch bilden helfen. Da werden wir nun nicht davon abkommen, ihnen auch ein Bewußtsein von dem Zusammengehören der Theile oder von der Einheit des Kunstwerkes zuzuschreiben, welches sie selbst mit zusammensetzen, und dieses Bewußtsein wird ihnen allen gemein sein ohne doch darum den Charakter des ästhetischen Bewußtseins zu verlieren; denn es bleibt ein Gefühl von der Verknüpfung der Erscheinungen zu einem Ganzen und ist weit davon entfernt ein allgemein gültiges Bewußtsein, eine Erkenntniß zu sein, welche wissenschaftlich sich gestalten ließe. Die Wissenschaft macht die Forderung, daß sie in Allen auf gleiche Weise sich darstelle, in dem allgemeinen Bewußtsein dagegen, welches in der Geselligkeit sich ausbildet, muß nothwendig ein jeder von seinem bestimmten Standpunkte aus das Ganze und seine Einheit auf eigenthümliche Weise auffassen und der persönlichen Beziehungen sich bewußt sein, welche er zu ihm hat. Wissenschaftliche Elemente mögen allerdings in der allgemeinen Lebens- und Weltansicht eines Kreises der Geselligkeit sich finden, aber nicht in der Form der Wissenschaft.

Aus diesen Grundsätzen werden nun die Folgerungen in Beziehung auf unsere vorliegende Untersuchung im Allgemeinen auf eine sehr einfache Art sich ergeben. Ein jeder, der in das Getriebe des geselligen Lebens eingreift, wird dies thun müssen, indem ihm beständig vor der Seele schwebt, wie er dabei nur als Glied einer ganzen großen Einheit wirksam ist, einer Einheit jedoch, welche einer jeden Eigenthümlichkeit ihr Recht widerfahren läßt und ihr verstattet, ihrer Neigung gemäß sich zu entwickeln, weil eben

das gesellige Leben nur dahin strebt einen schönen Einklang in der freien Entfaltung aller Persönlichkeiten hervorzubringen. Da werden sich denn natürlich Formen und Stoffe für das gesellige Leben ausbilden, welche nicht als Hervorbringungen eines Einzelnen, sondern nur der ganzen Geselligkeit angesehn werden können, welchen aber auch ein jeder ungezwungen sich anschließen kann, weil seine Eigenthümlichkeit darin wurzelt und er selbst an der Gestaltung und Fortbildung derselben seinen Antheil hat. Und der Künstler besonders, weil er eben einen ausgezeichneten Rang im geselligen Leben in Anspruch nimmt, so lange er als Künstler wirkt, muß in seinen künstlerischen Leistungen beständig im Auge haben, wie er dem Ganzen sich anfügen und im Sinne desselben Formen und Stoffe bearbeiten kann. Je weiter er den Kreis seiner geselligen Wirksamkeit ausdehnt, um so freier wird er zwar von den einzelnen Personen, um so abhängiger aber auch von der allgemeinen Übereinkunft der größern Geselligkeit. Will er auf diese wirken, so wird er ihrem Geschmacke sich anschließen müssen, um auch nur ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, und ebenso wird er weiter diesem Geschmacke sich zu bequemen haben, um ihre Aufmerksamkeit festzuhalten. Wir wollen zwar dem Künstler den edeln Stolz nicht rauben, daß er auch im Stande sei den Geschmack seines Volkes oder seines Kreises zu beherrschen oder zu leiten, ja Stoffe und Formen der Übereinkunft zu schaffen; aber er möge dies doch nicht immer für nöthig halten, und wenn es nöthig sein sollte, so möge er es auch nicht für einen Triumph seiner Kunst ansehn, sondern für eine traurige Nothwendigkeit, in welcher er sich findet, neue Bahnen zu brechen, weil ihm niemand

vorgearbeitet hat, ja weil die Bahnen, welche er geebnet findet, eben nur zum Verderben der Kunst und des Geschmacks geführt haben. Vielleicht hat man in keiner Zeit mehr als in der unsrigen dem schöpferischen Genie des Künstlers gehuldigt, mehr dasselbe freigesprochen von allen Stoffen und Formen der Übereinkunft; aber dies ist auch nur geschehn, weil wir durch eine Zeit des verbildeten Geschmacks hindurchgegangen sind, wo denn viel Neues gewagt, vieles versucht werden mußte, um nur wieder zu einer reinern Anschauung des Schönen zu gelangen. Wir können nun zurücksehn auf eine ganze Reihe dieser Versuche. Man wird das Ergebniß nicht gar zu glänzend finden, wie sehr auch der Geschmack des Neuen zu bestechen pflegt. Wie vieles ist schon wieder veraltet und vergessen! Wie viele verunglückte Versuche haben wir aufzuzählen gegen einen gelungenen! Und doch haben viele ungemeine Geister mit edlem und beharrlichem Eifer eine lange Zeit für die Kunst gearbeitet. Es war nicht ihre Schuld, wenn sie oftmals fehlten; es war die Schuld einer Geselligkeit, welche in ihren Fugen erschüttert, in ihrem Innern zerrissen nur umhertastend die Fäden eines neuen Zusammenhangs finden konnte.

Doch was wir bisher zur Erklärung der angeführten Erscheinungen beigebracht haben, wird allerdings noch nicht völlig genügen. Es läuft nur darauf hinaus, daß wir in allen Mitteln, durch welche wir aus dem Innern in das Äußere gelangen, etwas allgemein Gegebenes uns gefallen lassen müssen und daß überhaupt alle Eigenthümlichkeit in einem allgemeinen Sinne, geschichtlich durch Überlieferung und Übereinkunft getragen und gefördert sich entwickelt.

Aber hieraus läßt sich nur erklären, daß der Künstler in der Darstellung seiner eigenthümlichen Erregung das Allgemeine, wie es gegeben ist in Stoffen und Formen, nicht entbehren kann; die Erscheinungen jedoch, von welchen wir ausgegangen sind, zwingen uns noch mehr zuzugestehn, nemlich, daß er auch mit Freuden die dargebotenen Mittel ergreift, um seine eigene Persönlichkeit in einem gewissen Grade in den Hintergrund treten zu lassen. Denn unstreitig kann jemand leichter und auf einem weniger verwickelten Wege seine Welt- und Lebensansicht äußern, als dies vom Künstler zu geschehen pflegt; unstreitig kann es nicht für die unmittelbarste und freieste Darlegung seiner Stimmungen oder der Erregungen seines Gemüths angesehen werden, wenn der Künstler von allem andern eher, als von sich selbst spricht, seine Wünsche, seine Ideen, die Bilder, in welchen er die Schönheit im Allgemeinen erblickt, zurücktreten läßt, um dagegen Stoffe und Formen walten zu lassen, welche ihm irgend wie gegeben worden sind. Besonders muß uns davon, daß hierbei noch ein anderes Gesetz herrscht, dies überzeugen, daß gerade die Gattungen der Kunst, welche am meisten die Persönlichkeit des Künstlers hervortreten lassen, doch den kleinsten Umfang haben und an Bedeutung mit den Formen der Kunst sich nicht messen können, welche einen Stoff der Geschichte oder der Sage zu behandeln bestimmt sind.

Welches Gesetz aber hierin walte, das kann uns nach unsern frühern Untersuchungen auch nicht entgehen. Die Bestimmung der schönen Kunst ist es eben nicht, der vertrautesten Mittheilung der Gefühle zu dienen. Um uns der Worte eines Dichters zu bedienen, es ist in der schö-

nen Kunst eine Würde und eine Höhe, welche die Vertraulichkeit entfernt. Nur der ist zum Künstler gemacht, welcher an eine größere Geselligkeit sich wenden, der Dolmetscher ihrer Gefühle werden, in ihrem Namen das Ideale heraustreten lassen kann. Daher darf er auch natürlich nur das anregen, was allgemeinere Bedeutung hat und ein allgemeines Interesse auf sich zieht. Selbst wenn seine Persönlichkeit durch ihre sonstige Bedeutsamkeit eine allgemeine Aufmerksamkeit gewonnen haben sollte, so würden wir es doch unschicklich, ja lächerlich finden, wenn sie uns mit aller Breite jede Geringfügigkeit vorlegen wollte, welche sie wohl der Theilnahme ihrer Vertrautesten empfehlen darf. Nur das gehört dem größern Kreise der Geselligkeit an, was von der ausgezeichneten Persönlichkeit aus diesen in seinen wesentlichen Bestrebungen hat anregen können. Es ist unmöglich, daß diesem Kreise, an welchen der Künstler sich wendet, die einzelne Persönlichkeit an sich einen Antheil auf die Dauer einflöße; daher wenn sie sich äußern will in künstlerischer Weise muß sie sich anschließen an die allgemeinen Getriebe des geselligen Lebens, an die Formen des Zusammenseins, an die Geschichte und die Sage, welche der ganzen Gemeinschaft die Grundlage ihrer Bildung abgeben. Diesen Dingen mag der Künstler alsdann ein neues Interesse abgewinnen, indem er zeigt, wie dieselben in seiner Eigenthümlichkeit sich abspiegeln und eine neue Seite in der kräftig entwickelten Ursprünglichkeit seiner Natur offenbaren. Dies ist das einzige Mittel, durch welches er sich künstlerisch mittheilen kann; er ergreift es um so lieber, je stärker er sich dessen bewußt ist, daß er seine eigene Bildung nur aus den allgemeinen Grundlagen sei-

ner Geselligkeit geschöpft hat und mit dieser so innig verwachsen ist, daß er nur in Wechselwirkung mit ihr sich und Andere fördern kann.

Viertes Kapitel.
Verhältniß der gegebenen Stoffe und Formen zur künstlerischen Erregung und Darstellung.

Die gegebenen Stoffe und Formen der Kunst greifen zu tief in die Gestaltung aller Kunstwerke ein, als daß wir uns entschließen könnten sie sogleich zu verlassen. Es ist wohl der Mühe werth noch weiter in ihre Natur einzudringen und ihr Verhältniß zur künstlerischen Erregung auf der einen Seite und auf der andern Seite zur künstlerischen Darstellung genauer zu erforschen.

Wir können uns nicht verleugnen, daß alles Gegebene doch in gewisser Weise die Freiheit des Künstlers beschränkt. In der Mittheilung an größere Kreise der Geselligkeit kann man nicht mit derselben Ungebundenheit sich äußern, als unter den vertrautesten Genossen. Wenn nun dennoch auf die Äußerung der persönlichen Neigungen das gesellige Behagen und mithin auch die künstlerische Erregung sich gründet, so darf die Beschränkung des Künstlers durch Überlieferung und Übereinkunft nicht zu weit um sich greifen, vielmehr muß seine Freiheit in der Äußerung seiner persönlichen Bestrebungen von der andern Seite sich wieder Luft machen können.

Diese Freiheit tritt nun auch entschieden genug heraus

an allen den Punkten, in welchen die Übereinkunft den Künstler fesselt. Zuerst ist hierbei zu merken, daß sowohl übliche Formen, wie gegebene Stoffe in jeder Geselligkeit, welche nur zu einiger Entfaltung gekommen ist, in einer großen Mannigfaltigkeit vorliegen und daß es daher dem Künstler freisteht, aus dieser sich zu wählen, was seiner Neigung, seinem Geschmacke, der Richtung seiner Begeisterung und seinem Talente für die Darstellung, kurz seiner ganzen Eigenthümlichkeit entspricht. Diese Wahl der Form und des Stoffes muß für eins der wichtigsten Geschäfte des Künstlers gehalten werden. Sie würde nicht eintreten, wenn der Künstler eben nur seiner Eigenthümlichkeit in den Ausströmungen seines künstlerischen Geistes ohne Rückhalt zu folgen hätte. Sie setzt eine kältere Überlegung voraus, als die reine Begeisterung für das Schöne zu gestatten scheint. Sie würde aber auch nicht eintreten, wenn der Künstler in seinem Wirken nicht zu sehen hätte auf das, was ihn eigenthümlich bewegt; denn alsdann würde ein jeder Stoff und eine jede Form ihm gerecht sein und er dürfte sie nur blindlings ziehen, wie aus dem Topfe das Loos.

Zwar ist auch in einer solchen Wahl keine gänzliche Ungebundenheit, sondern die Gesetze der Kunst verlangen dabei ihre Beachtung, indem die Wahl des Stoffes auch die Wahl der Form bedingt und umgekehrt; aber diese Gesetze der Kunst sind dem Künstler keine wahre Schranken, da sie seinem Geschmacke eingebildet sind und nichts anderes fordern, als daß überhaupt die verschiedenen Bestandtheile des Kunstwerks mit einander in Übereinstimmung stehen. Daher werden wir schon in der Wahl unter den üblichen

Formen und Stoffen den eigenthümlichen Geist des Künstlers in freier Bewegung erblicken.

Doch ist dies der geringste Theil seiner Freiheit. Bei weitem stärker tritt dieselbe hervor in der Behandlung der Formen und Stoffe, welche die gesellige Übereinkunft darbietet. Diese sind nemlich nicht so spröde, daß sie nicht Veränderungen zuließen, nicht so bestimmt, daß nicht die Phantasie noch einen weiten Spielraum hätte, in den allgemeinen Zügen oder Vorschriften, welche sie angeben, sich zu ergehen und durch eigenthümliche Erfindung den Charakter des Künstlers auszudrücken. Es ist in ihnen überhaupt — und von dieser Seite muß sie der Künstler auffassen — nur ein Ausdruck der allgemeinen Bildungsstufe, auf welcher die Geselligkeit steht, in besondern Erzeugnissen derselben gegeben; aber die allgemeine Bildungsstufe läßt die verschiedensten Persönlichkeiten in sich zu, so daß eine Ausfüllung ihrer allgemeinen Norm von einem jeden im Besondern gefordert wird; sie läßt auch überdies eine Fortbildung und Steigerung des von ihr erreichten Standpunktes zu, so daß auch eine Fortbildung der üblichen Formen und Stoffe durch den Künstler vollbracht werden kann. Dies letztere ist in der That das Höchste, was in der Macht des Künstlers steht, daß die Weise, in welcher er überlieferte Stoffe und Formen weiter ausbildet, selbst wieder zu einer Regel für die Zukunft wird und in das allgemeine Bewußtsein übergeht, welches der gesellige Kreis seiner Wirksamkeit vom Schönen hat. Es hat aber diese Fortbildung der künstlerischen Formen und Stoffe eine doppelte Seite, indem sie theils darin besteht, daß der Ausdruck der allgemeinen Bildungsstufe in einer besondern Form

oder einem besondern Stoffe zu reicherer und bestimmterer Entwicklung gebracht wird, theils darin, daß ein solcher Stoff oder eine solche Form in eine harmonischere und ästhetisch befriedigendere Verbindung mit der ganzen Bildungsstufe tritt, als deren Stellvertreter jene angesehn werden müssen. Aber selbst in diesem höchsten Triumph, welchen der Künstler feiern kann, darf er sich dennoch nichts weiter anmaßen, als ein Organ der sich fortbildenden Geselligkeit zu sein; ihr muß er ablauschen, wohin sie strebt und welche Elemente in ihrem noch nicht genugsam ausgebildeten Geschmacke einer weitern Förderung fähig sind und die bessernde Hand des Künstlers gleichsam erwarten. Nur wenn er so im Sinne der ganzen Geselligkeit arbeitet, darf er auch erwarten, daß seine Wirksamkeit Anerkennung finden wird. Einer Originalität dagegen, welche in der Absonderung von dem allgemeinen Entwicklungsgange sich gefällt, können wir nur als einer krankhaften Erscheinung unsere Aufmerksamkeit schenken.

Um die Natur dieser Erscheinungen noch mehr im Einzelnen zu erforschen, wenden wir uns besonders wieder an die Künste, welche den Gedanken zur Darstellung benutzen. In der Dichtkunst ist es offenbar, welchen großen Vortheil es dem epischen und dramatischen Dichter gewährt, wenn er bei den Freunden der Kunst, für welche er arbeitet, einen bestimmten Kreis von Uberlieferungen voraussetzen darf, aus welchem heraus er den Gegenstand seiner Bearbeitung nur zu wählen braucht. Auch den bildenden Künsten in der historischen Gattung wird dasselbe fast noch förderlicher, ja nothwendig sein, wenn anders die Gattung ihren Namen mit einigem Rechte führt. Zwar ist es den Dich-

tern, welche nach der Natur ihrer Kunst einen größern Umfang von Gedanken umspannen können und daher bei dem Kreise der Theilnehmenden weniger vorauszusetzen nöthig haben, zuweilen passend erschienen, rein erfundene Gegenstände episch oder dramatisch zu bearbeiten; aber dies ist theils nur unter Verhältnissen geschehen, in welchen die Bildungsweise der Geselligkeit keinen festen und charakteristisch bestimmten Haltpunkt für die Dichtung darzubieten schien, theils dürfen wir es den verfehlten Versuchen zuzählen, theils endlich bleibt auch bei solchen freien Schöpfungen der Phantasie doch noch eine geschichtliche oder der Sage angehörige Grundlage übrig, welche als bekannt vorausgesetzt wird. So wenn uns der Romanschreiber in die neuesten Zeiten oder in irgend eine andere bestimmte Zeit einführt; so auch wenn der Mährchenerzähler die bekannten Figuren der Erdgeister oder Nixen oder andere Geschöpfe des Volksglaubens und einer seit lange überlieferten Dichtung uns vorführt. Ähnliche Gestalten der Geschichte oder der Einbildungskraft, welche uns schon von anderswoher bekannt sein müssen, muß der bildende Künstler zum Gegenstande seiner Darstellung machen. Wenn man nun bedenkt, daß die Wahl der Stoffe um so freier sich ergehen kann, je größer die Mannigfaltigkeit derselben vorliegt, so sollte man meinen, der Künstler werde um so leichteres Spiel haben, je größer der Umfang der Überlieferungen ist, in welchen die gesellige Bildung sich bewegt. Allein so finden wir es nicht, wenigstens nicht unbedingt. Der Mannigfaltigkeit der Stoffe muß, wie es scheint, auch eine innige Verknüpfung derselben oder, um uns so auszudrücken, ein Verwachsensein derselben in das Gemüth der

Geselligkeit zur Seite gehen, wenn ihr Gebrauch den künstlerischen Zwecken entsprechen soll. Wir brauchen nur auf unsere Zustände zu sehen um dies wahr zu finden. Unter welchem Reichthum der Stoffe hat nicht der Künstler unserer Tage die Wahl! Das Alterthum bietet sie dar, das Mittelalter und die neuere Zeit bis auf die heutige Stunde; Westen und Osten liegen uns zur Wahl offen; wir sind gelehrt genug um unsere Einbildungskraft in die fernsten Zeiten und Räume versetzen zu können, und der Künstler möge nur die vielseitige Bildung unserer geselligen Kreise prüfen, sie wird nicht leicht ihm versagen irgend einer gewagten Verbindung der Phantasie zu folgen. Aber diese Gelehrsamkeit scheint unsere Künstler nur zu drücken. Sie bietet Stoffe genug dar; aber welches bunte Gemisch derselben? Sie eröffnet uns die Schätze aller Mythologien; aber wir können an die Figuren derselben nicht glauben. Wenn wir daraus unsere dichterischen Blumen entnehmen, so ist es nur eine rednerische Figur, welche wir gebrauchen. Wir besitzen noch eine eigene Mythologie oder Sage unseres Volkes; aber bis auf wenige Bruchstücke ist sie dem Volke selbst fremd geworden, fast noch fremder als die Sage alter Völker, die unsere Gelehrsamkeit aus schwer zugänglichen Quellen geschöpft und verbreitet hat. Wie soll eine Sage in lebendiger Überlieferung und Fortbildung sich erhalten, welcher die Muster der Geselligkeit ihre Theilnahme entzogen haben? Selbst die Überlieferungen unserer Religion werden nur mit gemischten Empfindungen aufgenommen. So ist es nun gekommen, daß wir vielerlei haben, aber nicht viel, eine große Mannigfaltigkeit von Stoffen, die aber wenig untereinander zusammenhängen,

uns bald hierhin bald dahin ziehen, die ihrem Ursprunge nach fremd nur nach langer Mühe und auch jetzt noch kaum unserer Denkweise haben angeeignet werden können und nun in einem fremden Boden kein frohes Wachsthum gewinnen wollen. Die Dichtkunst im Besondern schließt sich durch den Gebrauch der Sprache an das Volksthümliche an, und wenn ihre Werke auch nicht ausschließlich für die Geselligkeit, die im Kreise eines Volkes sich ausgebildet hat, bestimmt sein mögen, so sind sie doch wenigstens zunächst der volksthümlichen Geselligkeit gewidmet. Daher verlangt sie auch für ihre höchsten Aufgaben Stoffe, welche volksthümliche Bedeutung haben und nichts wird ihr solche ersetzen können. Sie haben den Vorzug, nicht allein daß sie sogleich die Theilnahme aller Sprachgenossen auf sich ziehen, sondern auch daß der Gegenstand, welcher zur Darstellung kommt, einen wohlbekannten Hintergrund findet, daß die Gesinnungen und Gedanken, welche ausgesprochen werden müssen, dem Dichter seit seiner Jugend vertraut und mit dem Mittel der Darstellung, der Sprache, auf das innigste verwachsen sind. Dem Künstler muß es überhaupt darum zu thun sein, für eine Geselligkeit zu arbeiten, welche einen bestimmten Charakter hat, und eine solche wird er zunächst immer in dem Kreise seines Volkes finden. Ähnliche Vorzüge haben zwar auch die Stoffe, welche dem religiösen Glauben angehören, und gewiß giebt es auch eine nicht gemeine Art der Kunst, welche für die religiöse Geselligkeit sich ausbildet. Auch sie hat einen bestimmten Charakter, ihre Stoffe erregen allgemeinen Antheil, sie finden einen wohl bekannten Hintergrund, und es müßte mit dem Künstler schlecht bestellt sein, wenn seine Eigenthümlichkeit

nicht gern solchen Stoffen sich zuwendete. Aber dennoch, wenn die Religion eine Scheu tragen muß, in die Breite der Erscheinungen sich zu verlieren, so liegt auch hierin ein Hinderniß für die künstlerische Behandlung ihrer Stoffe. Es wird überdies ein jeder religiöse Stoff der Erfindung des Künstlers engere Schranken setzen, weil das Heilige nur eine weniger freie Behandlung verstattet. Besonders finden wir die religiösen Stoffe für die dichterische Behandlung weniger geeignet, als für andere Künste, sobald der religiöse Glaube über die Schranken der Volksthümlichkeit hinaus einmal sich erweitert hat; denn alsdann kann auch die Sprache nicht so innig an sie sich anschmiegen. Es kommt überdies hinzu, daß die Religion, sobald sie über das Volksthümliche sich erhebt, einen mehr didaktischen Charakter annimmt und diesen der Sprache mittheilend die dichterische Ausbildung dieser nicht so leicht begünstigen kann. Alle diese Punkte treffen die übrigen Künste nicht und daraus müßte es erklärt werden, warum die neuere Dichtkunst in der epischen und dramatischen Gattung weniger sich dazu geeignet gezeigt hat religiöse Stoffe zu behandeln, als die Malerei, wenn dafür nicht auch andere Gründe angeführt werden könnten, die mehr in die besondere Geschichte unserer neuern Kunst und unserer kirchlichen Geselligkeit eingehn, als daß sie hier eine passende Stelle finden könnten.

Die Freiheit des Künstlers zeigt sich nun aber auch in der Bearbeitung des überlieferten Stoffes. Hierin hauptsächlich besteht das, was man künstlerische Erfindung nennt. Der überlieferte Stoff muß demnach eine Vorstellungsmasse bieten, welche bildsam genug ist um dem Künstler zu ge-

statten, in der Erfindung die eigenthümlichen Richtungen seiner Phantasie geltend zu machen, und darnach ist auch die Wahl des Stoffes zu treffen. Wir können in dieser Rücksicht zwei Arten des Stoffes unterscheiden, den aus der Sage und den aus der Geschichte entnommenen; doch wird man freilich wohl auf den ersten Blick bemerken, daß diese Unterscheidung keine scharfe Grenzen giebt. Beide bieten der Bearbeitung des Künstlers Freiheiten dar, aber in verschiedener Weise, ein jeder im Allgemeinen und ein jeder auch für die verschiedenen Künste. Für die Dichtkunst haben die geschichtlichen Stoffe nicht selten eine große Unbequemlichkeit, theils weil sie gewöhnlich eine fortlaufende Reihe von Begebenheiten bilden, welche kein abgeschlossenes Ganzes darbieten, wie es der Dichter bewältigen kann in den üblichen Formen der Kunst, theils weil der Dichter dennoch sich hüten muß zu viel hinzuzuerfinden oder an der bekannten Geschichte zu ändern. Dies würde zu Seitenblicken auf die Geschichte Veranlassung geben, welche zerstreuen, wenn sie auch sonst keinen Nachtheil mit sich führen sollten. Daher wird der Dichter Stoffe aus einer gar zu bekannten Geschichte nicht sehr bequem finden, und es ist nicht allein die Besorgniß, daß parteiische Leidenschaften erregt werden könnten — eine Störung natürlich der reinen Lust am Schönen — was den Dichter warnen muß mit Stoffen der neuesten Geschichte anzubinden. Aber glücklicher Weise für den Dichter, je mehr das Geschehene in die Vergangenheit zurücktritt, um so mehr verlieren sich auch die Einzelheiten desselben aus dem Gedächtnisse der Menschen und die Phantasie gewinnt nun einen Spielraum um die Lücken der Überlieferung oder der allgemeinen Er-

innerung zu ergänzen. Wenn man alsdann aus der fernen zurückgetretenen Geschichte seinen Stoff für die Dichtung wählt, so hat man dabei nur zu berücksichtigen, daß er noch Antheil genug in der Gegenwart finde um nicht allein die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sondern auch eine Bekanntschaft mit den allgemeinen Verhältnissen des damaligen Lebens mit sich zu führen, weil eine solche erst einzuleiten für den Dichter eine Aufgabe störender Art sein würde. Man sieht aber hieraus, daß die geschichtlichen Stoffe sich der Sage schon nähern müssen, um für die Dichtung bequemer zu werden. Die bildende Kunst hat es weniger als die Dichtkunst zu befürchten, in ihrer Erfindung durch zu genaue Kenntniß der Geschichte übermäßig beschränkt zu werden; weil die Geschichte ihrem Wesen nach die Entwicklungen der Seele wenigstens hauptsächlich zu ihrem Gegenstande hat, nicht den Körper, welchen die bildende Kunst darstellt; es müßte denn sein, daß jemand von ihr porträtartige Darstellungen verlangte, welches denn freilich eine Forderung sein würde, die gar zu ängstlich an dem gegebenen Stoffe festhielte. Nur in Nebendingen kann allerdings auch sie durch zu genaue Kenntniß des Geschichtlichen sich beengt finden, wie dies nicht selten bei der Wahl der Gewandung sich bemerklich macht. Aber wenn die Geschichte das Körperliche, welches die bildende Kunst darstellt, wenig oder gar nicht berührt, so werden wir auch gestehn müssen, daß die geschichtlichen Stoffe der bildenden Kunst fast nur einen Haltpunkt darbieten, durch dessen Vermittlung das Verständniß der dargestellten Handlung oder Lage erleichtert wird. Auch die Stoffe der Sage beschränken zuweilen die Erfindung des Künstlers mehr, als erwünscht

ist. Besonders ist dies bei der Sage der Fall, welche eine heilige Bedeutung hat und auf Überlieferungen der Religion sich bezieht. Denn bei solchen Stoffen die freie Erfindung walten zu lassen bringt die Gefahr, gegen die allgemein verbreitete Denkweise anzustoßen und das religiöse Gefühl zu beleidigen, welches seinen unwandelbaren Schatz dem Wandel der Phantasie nicht ausgesetzt sehen will. Auch in diesem Punkte zeigt sich, wie das religiöse und das ästhetische Gefühl nach entgegengesetzten Seiten auseinandergehen. Die künstlerische Erfindung kann aber auch in Behandlung einer Sage dadurch beschränkt werden, daß diese schon eine feststehende Form in einem Meisterwerke gewonnen hat, welches mit dem Bewußtsein eines geselligen Kreises so verwachsen ist, daß niemand denselben Stoff behandeln kann ohne an dasselbe zu erinnern. Denn außerdem daß der Künstler wohl abgeschreckt werden kann mit einem anerkannten Meister sich zu messen, außerdem daß bei einem solchen Wagniß die Verführung nahe liegt das Schöne durch das Allzuschöne zu überbieten, ist es auch für jedes künstlerische Unternehmen nachtheilig, in sich selbst gleichsam aus sich herauszuweisen und die Aufmerksamkeit zu theilen. Bei allen diesen Schwierigkeiten jedoch, welche die Sage der künstlerischen Erfindung bieten kann, werden wir anerkennen müssen, daß sie bei weitem die passendsten, bequemsten und anmuthigsten Stoffe dem Künstler gewährt. Fast in allen den vorher bemerkten Punkten haben die Stoffe der Sage einen bedeutenden Vorzug vor den geschichtlichen. In der Regel bietet die Sage schon einen abgerundeten Kreis für die dichterische Behandlung dar. Ihre Stoffe sind auch nicht so spröde, wie die geschichtlichen, vielmehr

gestatten sie meistens der Erfindung einen weiten Spielraum, weil sie ihren Gegenstand als ein Werk der Dichtung oft in einer sehr verschiedenen Weise darstellen und nach der Hauptwahl des Gegenstandes sogar noch die Wahl übrig lassen unter den verschiedenen Gestalten, in welchen ihn die Sage ausgeprägt hat. Sie versetzen uns überdies in ein Gebiet, welches keinen gar zu bestimmten Hintergrund hat, weil die Sage durch die verschiedensten Zeiten hindurchgegangen von der Farbe einer jeden dieser Zeiten angenommen hat, und indem sie das Wunderbare liebt, der Erfindung gestattet, die abenteuerlichsten Verknüpfungen einzuführen. Daher ist auch die Sage in überwiegendem Maße der Lieblingsgegenstand der Kunst gewesen, besonders die bei einem Volke ursprünglich einheimische oder einheimisch gewordene Sage — denn auch diese Kraft besitzt die Sage, ursprünglich fremde Stoffe umbildend einem Volke aneignen zu können — und nur in solchen Zeiten, welche geblendet sind von einem Glanze, der in den großen Bewegungen der Geschichte sich abspiegelt, weniger empfänglich aber für das stille Leben und Weben der Volkssage, hat man es vorgezogen entweder der Geschichte ihre Stoffe für die Kunst zu entnehmen oder auch nur auf dem allgemeinen Grunde geschichtlich bekannter Zustände reine Erfindungen aufzutragen.

Doch die hier aufgeführten Gründe erklären zum Theil, warum die Stoffe der Sage die schöne Kunst mehr anmuthen, als alle andern Stoffe, aber sie erklären es doch nicht ganz. Sie verstatten allerdings der künstlerischen Erfindung größere Freiheit, als die geschichtlichen Stoffe, aber mit den auf geschichtlicher Grundlage rein erfundenen Stoffen

werden sie hierin doch nicht sich messen können. Wenn nun dennoch diese jenen nachstehn müssen, so scheint dies darauf zu deuten, daß die schöne Kunst eben so sehr eine zu große Freiheit, wie eine zu große Gebundenheit der Phantasie fliehe. Man erinnere sich nur daran, wie sie auch gern sich gefallen läßt, an die üblichen Formen der künstlerischen Darstellung sich anzuschließen und Regeln und Mustern, wie sie allmälig sich ausgebildet haben, immer wieder von neuem nachzugehen. Wir glauben aber hiermit einen noch wichtigern Grund für die angeführte Erscheinung verflechten zu können. Er liegt in der Gleichartigkeit der Sage und der schönen Kunst. Sind nicht beide Töchter der Phantasie? Ist nicht die Sage auch ein Werk der Dichtkunst, wenn auch nicht eines einzelnen Mannes, so doch eines ganzen Volkes oder sonst einer geistigen Gemeinschaft, wenn auch nicht mit einer ihrer selbst bewußten Kunst hervorgebracht, doch gedichtet in einem fast absichtslosen Triebe? Da bildet sich in einem allmäligen, still emporkeimenden Werden, dessen Gründe in die unerforschliche Tiefe der menschlichen Gesittung hinabreichen, ein Werk weiter und weiter fort, von Keinem gewollt, von Keinem begriffen, aber Vielen erwünscht und von Tausenden als ein Bestandtheil ihres Selbst gefühlt, als ein Glied ihres innern Lebens zu fröhlicher Regung ausgearbeitet; jedem, der daran erinnert wird, klingt es wie Erinnerungen der fernen Jugend, der fernen Heimath. Kann der Dichter, der bildende Künstler einen schönern, seiner Kunst gleichartigern Vorwurf finden? Er braucht ihm nicht erst Schönheit anzudichten, an sich selber ist er schön. Wüßte nur jemand in der schlichtesten, fast in kunstloser Rede

ihn wiederzugeben, seine unter den Händen entschlüpfende, wandelbare Gestalt in einen sichern Ausdruck niederlegend, das was der Phantasie seines Volkes in der Sage vorschwebt, in einem festen Werke gleichsam fesselnd, er würde aller Herzen entzücken, er würde das Schönste erreicht haben. Wie ist die Sage geworden? Eine Begebenheit, ein Widerklang der geselligen Verhältnisse oder auch der Umgebungen der Natur im Gemüthe der Menschen hat sie erweckt. Schon der Erste, welcher sie überliefert, spricht nicht allein seine Erfahrung aus, sondern legt in sie den Ausdruck der Weise, in welcher sie seine Phantasie erregt hat. Manches ist nicht gehörig bemerkt, manches ist in der Überlieferung vergessen worden; indem der Träger der Sage die Lücken bemerkt, sucht er sie auszufüllen, Andere helfen ihm nach und immer wieder ist es die Phantasie, welche an diesem Gemeingute der geselligen Bildung weiterdichtet. Mehrere Sagen treten zusammen, je weiter der Kreis der Geselligkeit sich öffnet und wieder zusammenschließt, um so mehrere; man vermuthet einen Zusammenhang, und einen innern Zusammenhang haben sie in dem Charakter der geselligen Bildung, und von neuem ist die Phantasie geschäftig, diesen Zusammenhang in anschaulichen Bildern darzustellen. Anfangs glaubt man fest an die Sage und wagt nicht willkürlich an ihr zu ändern; denn noch sind Sage und Geschichte nicht auseinandergetreten; aber die Zeit wird kommen, wo Wahrheit und Dichtung sich scheiden, beide in ihrem eigenen Rechte, und dann wird auch bemerkt werden müssen, daß die Phantasie an der Bildung der Sage den größesten Antheil hatte, und was die Frühern ohne Absicht thaten, das wird nun auch den

Spätern mit Absicht weiter zu verfolgen erlaubt sein; so werden sie wollend und mit Bewußtsein die Sage weiter ausschmücken und erweitern, und wenn sie es nur vermögen im Sinne und zum Beifall des geselligen Kreises, welchem die Sage ihrer Entstehung und Fortbildung nach angehört, so werden sie damit etwas Bleibendes gewirkt haben, das in der Überlieferung der geselligen Bildung sich fortpflanzt, wenn auch nicht immer in einer unveränderlichen Form. Hat nun an dieser Gestaltung der Sage die Kunst der Rede, die Dichtkunst im weitesten Sinne des Wortes, den größesten Antheil, so treten auch bald andere Künste hinzu. Die zeichnenden Künste geben dem Helden der Sage eine bestimmte Gestalt und Farbe, welche in Worten beschrieben nur unsicher der Phantasie vorschweben; was sie durch ihre Mittel geradezu nicht ausdrücken können, dafür finden sie symbolische Andeutungen und was sie in solcher Weise erfunden haben, das pflanzt sich alsdann, wenn es im Geschmack des geselligen Kreises ist, als Norm für künftige Zeiten fort, zunächst für Künstler derselben Kunst, aber auch übergehend in die Sage, welche sich immer weiter zu gestalten strebt. Die Beispiele sind bekannt, wie Zierathen und Symbole der bildenden Kunst Antheil an der Ausbildung der Sage gewonnen haben. So haben wir denn diese überhaupt als ein Erzeugniß der künstlerischen Thätigkeit anzusehn, so wie dieselbe in bewußter oder unbewußter Weise sich entwickelt, aber immer im Sinn eines geselligen Kreises, welcher der Träger der Sage ist und nur das festhält und weiter ausbildet, was seinem Geschmacke zusagt. Der Künstler, welcher seinen Vortheil versteht, wird ohne Zweifel bemerken müssen, wie viel er

dadurch gewinnt, daß er diesem Geschmacke sich anschließt und die Stoffe ergreift, welche lebendige Zeugen desselben sind. Möchte er nur immer in dem glücklichen Falle sein, daß für seine künstlerische Thätigkeit diese beiden Punkte zusammentreffen, daß solche künstlerisch von der Sage vorgebildete Stoffe im Kreise seiner Geselligkeit sich vorfinden und daß in diesem noch immer ein lebendiges Streben herrscht sie weiter zu entwickeln.

Wir werden nun wohl nicht daran zweifeln können die Formel für richtig zu halten, daß die gegebenen Stoffe für die Kunst um so passender sind, je mehr sie das Mittel halten zwischen einer zu großen Freiheit und einer zu großen Gebundenheit der Phantasie. Wir können auch in dieser Rücksicht wieder zwei äußerste Grenzen unterscheiden und zwischen beiden ein mittleres Maß der Freiheit und der Gebundenheit. Das äußerste Ende der Freiheit findet bei den rein erfundenen Stoffen statt, von welchen wir jedoch gezeigt haben, daß auch ihnen eine gegebene Grundlage der Geschichte oder der Sage nicht fehlen darf. Das äußerste Ende der Gebundenheit ist in den geschichtlichen Stoffen, welche jedoch der Kunst von Seiten ihres Inhalts gänzlich fremd bleiben würden, wenn sie nichts Unbestimmtes in sich enthielten und dadurch den Erfindungen der Phantasie Raum gestatteten. Das mittlere Maß zwischen beiden hält die Sage, ein Kind der Erfahrung und der Erfindung. Daß nach dieser Mitte die künstlerische Behandlung aller Stoffe hinstrebt, stellt sich daran heraus, daß die äußersten Grenzen nicht rein sich ergeben wollen, sondern, wie angedeutet worden, der reinen Erfindung ein Element der Geschichte oder der Sage sich beimischt, der reinen Ge-

schichte aber ein Element der Erfindung. Daher verwandeln sich auch wohl reine Erfindungen in Sagen, die alsdann wieder ein Stoff der Geschichte werden und ein bedeutendes Gewicht haben für die Beurtheilung der Völker und der Zeiten. Und nicht minder schließen sich an die Geschichte in beständiger Forterzeugung Sagen an, so daß wir den Geschichtsforscher nicht ohne Grund klagen hören, wie schwer es halte Sage und Geschichte von einander zu sondern. Die künstlerische Thätigkeit spielt eben in alle Zweige unseres Lebens hinüber, so wie die Geselligkeit alles ergreift, was der vernünftigen Entwicklung einen Antheil abgewinnen und irgend eine Neigung der Menschen befriedigen kann.

Sehen wir nun zurück auf die Eintheilung der künstlerischen Thätigkeiten, von welcher diese Untersuchung ausgegangen ist, in künstlerische Erregung nemlich und künstlerische Darstellung, so dürfte man fragen, welcher von beiden das zuzuschreiben sei, was als Wahl des gegebenen Stoffes und der gegebenen Form beschrieben worden ist. Es ließen sich wohl Gründe finden für beide Annahmen, sowohl daß sie der künstlerischen Darstellung, als daß sie der künstlerischen Erregung angehöre. Denn zuerst für das Erste scheint es zu sprechen, daß wenn die künstlerische Darstellung bezweckt das eigenthümliche Bewußtsein des Künstlers Andern zugänglich zu machen und deswegen in ihr ein natürliches Bestreben ist dem Kreise der Geselligkeit sich anzupassen, dies offenbar auch in der Wahl der Stoffe und Formen für die Kunst stattfindet. Der Künstler muß in der Wahl seiner Formen nach dem Geschmacke der Kunstfreunde sich richten; er darf zwar neuern, aber

auf seine Gefahr, mit Mäßigung; er muß die Stoffe und Formen sich wählen, welche dem Kreise seiner Geselligkeit leicht verständlich sind und gefällig erscheinen; die Natur, welche uns umgiebt, die Lebensweise und die Einrichtungen, die Geschichte und die Sage des Stammes, des Volkes, der Bildungsstufe, der Religion, alles dies, was die Vermittelung zwischen uns und Andern abgiebt, muß dabei berücksichtigt werden. Hierauf weist uns nicht weniger hin, daß für verschiedene Künste verschiedene Stoffe und Formen sich eignen; denn da die Verschiedenheit der Künste auf den Mitteln beruht, welche sie zur Darstellung gebrauchen, so können wir auch die Verschiedenheit ihrer Wahl nur daraus ableiten, daß ihre Darstellung des Schönen verschieden ist. Im Allgemeinen werden wir nicht leugnen können, daß die Überlieferung und alles Gegebene uns zu einem Mittel dient, an welchem die Eigenthümlichkeit des Künstlers sich darstellt, und deswegen auch zur künstlerischen Darstellung gezogen werden muß. Aber auch von der andern Seite greifen Formen und Stoffe der Übereinkunft auf das Entschiedenste in die künstlerische Erregung ein, indem sie die Phantasie nicht allein hie und da andere Wege führen, sie gleichsam von der schon eingeschlagenen Bahn ablocken, oder auch ihr eine besondere Gestaltung geben — alles Dinge, welche wir früher auch den Mitteln der Darstellung zugestanden haben — sondern in der That von vornherein die Phantasie entzünden, ja von ihrer ersten Bildung an der Boden sind, auf welchem sie aufwächst und von welchem sie ihre Nahrung zieht. Die Begeisterung des Künstlers wird sich unstreitig in seiner Erfindung beurkunden und, wie wir schon früher bemerkt haben, die

Erfindung schließt sich an die gegebenen Stoffe oder auch an die gegebenen Formen an, so daß also auch von diesen die künstlerische Erregung auszugehen pflegt. Es möchte sich wohl auf keine Weise eine Begeisterung des Künstlers denken lassen, ohne daß er ergriffen worden wäre von dem Bewußtsein irgend eines Schönen, das auch irgend wie gegeben worden wäre und hierauf erst seinen Geist zu eigenthümlicher Erfindung angetrieben hätte. Im Allgemeinen haben wir auch schon früher anerkennen müssen, daß die künstlerische Erregung nicht allein auf dem Bewußtsein der Eigenthümlichkeit beruhe, sondern eben so sehr voraussetze, daß der Künstler sich im Stande fühle das Gemeinsame auszudrücken, was im Kreise seiner Geselligkeit die Gemüther beherrscht.

Wenn wir nun hierdurch nach entgegengesetzten Seiten uns gezogen fühlen, so werden wir daraus nur zu schließen haben, daß der Gegenstand unserer Untersuchung die entgegengesetzten Thätigkeiten, welche die schöne Kunst umfaßt, in sich vereinigen oder künstlerische Erregung und künstlerische Darstellung in sich vermitteln solle. Auf eine solche Vermittelung müssen wir allerdings bedacht sein, da wir gesehn haben, daß die Äußerung des eigenthümlichen Bewußtseins, welches in der schönen Kunst zur Sprache kommt, viel größere Schwierigkeiten hat, als die Äußerung des allgemeinen Bewußtseins. Sie kann nur dadurch gelingen, daß auch im Gebiete der Kunst etwas Allgemeines sich ausbildet, doch nach unsern frühern Erörterungen in einer andern Weise als in der Wissenschaft. Es muß sich da in allen geselligen Kreisen, größern wie kleinern, ein durchgreifendes Bestreben bilden nicht der Einzelnen, son=

dern der ganzen Geselligkeit, das Schöne als ein Gemeinsames zu entwickeln; dies geschieht in der Ausbildung von Formen und Stoffen der Kunst, an welcher ein jeder nach seinem Maße Theil hat, weil er von ihnen und sie von ihm gepflegt wurden. Ein jeder hat sie als Grundlage anzusehn zugleich seiner Empfänglichkeit für das Schöne und seiner Fähigkeit das Schöne darzustellen. Sie sind das einzige Mittel, durch welches es gelingen kann die Eigenthümlichkeit des Einzelnen mit dem Geschmacke der größern, geschichtlich gebildeten Geselligkeit in Übereinstimmung zu bringen und dadurch auch der schönen Kunst, welche doch ihrer Natur nach den eigensinnigen Bestrebungen der Phantasie am meisten sich ergeben möchte, einen allgemeinen, in die Bewegungen einer großen Genossenschaft eingreifenden, geschichtlichen Charakter aufzudrücken. Wir werden nicht anstehn dürfen anzuerkennen, daß der einzelne Künstler, indem er nur seinem eigenen Genius zu folgen glaubt, dennoch auch als ein dienendes Glied an die Entwicklung des Ganzen sich anschließt und an einem Kunstwerke mitarbeitet, welches von einer viel allgemeinern Bedeutung ist, als das, was von einem Einzelnen geleistet werden kann. Diesem Werke widmet er seine Kräfte, indem er das, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden immer von neuem sich verjüngend als eine stehende und dennoch allmälig sich entwickelnde Norm des Schönen sich ergeben hat, in sich aufnimmt und durch seine eigene Erfindung sich aneignet, durch seine eigene Darstellungsgabe in einem bestimmten einzelnen Kunstwerke wenigstens theilweise zur Anschauung bringt. So haben wir auch in dem, was eigenwilliger als alles andere den allgemeinen Gesetzen sich zu entziehen

scheint, in der Phantasie und ihren Erzeugnissen die Entfaltung eines allgemeinen Gesetzes anzuerkennen, welches jedoch nicht, wie ein Naturgesetz, darin sich zu erkennen giebt, daß es immer wieder dasselbe hervorbringt, sondern in der größesten Mannigfaltigkeit der Gestalten einen und denselben Zweck mehr und mehr verwirklichend sich zu offenbaren sucht. Dieses Gesetz, welches in der Menschheit verschiedene Kreise des geselligen Lebens hervorbringt und sie dennoch als ein Ganzes erzeugt und bildet, hat es in seiner Gewalt auch die einzelnen Persönlichkeiten zu der Zeit hervortreten zu lassen, in welcher sie einen ihren Kräften passenden Wirkungskreis finden, indem es sowohl sie selbst mit seinen Gaben ausstattet, als auch die Verhältnisse ordnet, unter welchen diese Gaben gedeihlich sich entwickeln und bei einer begünstigenden Empfänglichkeit des ganzen Kreises sich geltend machen können. Will man in diesem Sinne sagen, daß Künstler geboren werden, so wollen wir nichts dagegen haben. Wir werden ja wohl nicht davor zurückschrecken ein solches Gesetz anzunehmen, welches die Geschichte der Menschheit regelt und ihre Entwicklung zu einem zusammenhängenden Verlaufe sich gestalten läßt, und alsdann auch die Entwicklung der schönen Kunst als einen würdigen Gegenstand anzusehn, dem diese gesetzgebende Macht ihre Sorge zuwenden dürfte.

Daß in diesem Lichte besonders das Element der schönen Kunst zu betrachten sei, welches in stillschweigender Übereinkunft sich fortpflanzt den Sinn einer ganzen Geselligkeit ausdrückend, darüber legt die ganze Geschichte der schönen Kunst ein unverkennbares Zeugniß ab. Niemals ist die Entwicklung der Kunst das Werk Einzelner gewesen,

sondern in ihr spricht sich immer die Sinnesart der Völker aus, welche sie betreiben, und der großen Bewegungen, welche die Lebens- und Denkweise der Völker und der ganzen Menschheit umgestalten. Wo eine Eigenthümlichkeit für die gesellige Mittheilung sich ausbildet, da bedarf sie auch eines Mittels, welches sie mit dem Kreise ihrer Geselligkeit verbindet und welches natürlich nach der Weise dieser Geselligkeit sich ausarbeiten muß. Am auffallendsten ist dies bei der Sprache, welche für die verschiedenen Stufen des gesellschaftlichen Lebens auch in einem verschiedenen Charakter sich entwickelt, bald als Sprache eines Stammes, bald als Sprache eines Volkes oder sogar nach einer noch größern Ausbreitung strebend, auf allen diesen Stufen aber die Eigenthümlichkeit der ganzen ihr angehörigen Gemeinschaft ausdrückt. Daher nimmt denn auch die Kunst, welche der Sprache sich bedient, immer entweder die Farbe eines Stammes oder eines Volkes an, je nachdem die ausgebildete Geselligkeit über einen kleinern oder größern Kreis sich verbreitet hat, und selbst wenn ihre Fortbildung auf einen seltsam und fast unnatürlich abgesonderten Kreis der Geselligkeit, auf die Gelehrten oder feiner Gebildeten allein sich beschränkt haben sollte, werden wir noch finden, daß sie die Eigenthümlichkeit auch dieses Kreises darzustellen sucht. Diesem Gesetze der Sprachbildung muß die Dichtkunst sich anschließen. Aber auch alle übrige Künste gehorchen einem ähnlichen Gesetze. In ihren ersten Anfängen werden sie abhängig sein von den Sitten und dem Charakter des Stammes, welcher sie betreibt; in ihrer weitern Ausbildung werden sie, so lange in der Geselligkeit das volksthümliche Leben vorherrscht,

auch den volksthümlichen Charakter an sich tragen; wenn aber auch die gesellige Bildung einen weitern Gesichtskreis gewonnen haben sollte, so daß man das Schöne, welches von andern Völkern hervorgebracht worden, sich anzueignen und in den geselligen Austausch zu bringen weiß, so wird es dennoch nur eine Ausartung oder Schwäche der Kunst bezeichnen, wenn man den Charakter anderer Völker abzubilden strebt in seinen künstlerischen Erzeugnissen, wenn man von ihnen Stoffe und Formen borgt ohne ihnen zugleich einen neuen Geist einzuhauchen, welcher sie in die volksthümliche Anschauungsweise übersetzt. Diese Abhängigkeit der schönen Künste von den engern und weitern Kreisen der Geselligkeit zeigt sich am auffallendsten in den Zweigen der Kunst, welche an das religiöse Bewußtsein sich anschließen. Denn selbst wenn die Religion eine Entwicklung gewonnen hat, in welcher ihre Kraft zur Vereinigung aller Menschen in einem Glauben herausgetreten ist, so sehen wir dennoch, daß die Weisen der künstlerischen Auffassung und Darstellung, welche sich ihr anschließen, immer noch einen volksthümlichen Charakter an sich tragen. In die Entwicklung der weltlichen Geselligkeit greifen natürlich die weltlichen Unterschiede tiefer ein, als in die religiöse Geselligkeit.

So weist uns alles bei Betrachtung der schönen Kunst auf einen geselligen Verein hin, für welchen sie nicht allein ihre Werke bereitet, sondern aus welchem sie auch ihre Nahrung zieht und aufwächst, auf einen Verein freilich, welcher nicht in zufälliger Willkür der Einzelnen steht, sondern in natürlicher Gliederung aus dem Ganzen der Menschheit heraus sich entfaltet, welcher nicht für heute und mor-

gen geschaffen wird, sondern in langer Reihe der Zeiten durch werdende und vergehende Geschlechter, selbst durch den Wandel der Stämme und Völker hindurch sich fortpflanzt. Dieser Verein ist aber ein geselliger, in welchem alle einzelne Theilnehmer als freie Genossen verbunden sind, zwar durch ihre natürlichen Anlagen und die Verhältnisse ihrer Bildung zusammengeführt und so einem allgemeinen Gesetze sich unterordnend, aber dennoch ohne Zwang zusammengetreten und zusammengehalten, weil eben aus ihren Anlagen und ihrer Bildung auch ihre Neigungen erwachsen sind und sie daher auch nur diesen zu folgen brauchen um sich vereinigt zu fühlen. Daher ist denn dieser gesellige Verein auch geeignet, zu gleicher Zeit der Eigenthümlichkeit eines jeden einen freien Ausdruck zu gestatten und auch die Einzelnen ohne sichtbares Oberhaupt so unter einander zu verschränken, daß ein jeder im Gefühle seiner selbst das Gefühl der übrigen hegen kann und alle in den gemeinsamen Erzeugnissen ihrer ästhetischen Thätigkeit ein Mittel besitzen sich gegenseitig das Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit auszutauschen.

Wir haben zwei Arten dieser gemeinsamen Erzeugnisse unterschieden, gegebene Formen und gegebene Stoffe der Kunst. Dieselbe Unterscheidung können wir auch in der Betrachtung der geselligen Vereine durchführen. Da beherrscht die Formen der Geselligkeit die gemeinsame Sitte, welche für jede Äußerung der Eigenthümlichkeit ein bestimmtes Gesetz der Übereinkunft vorschreibt; keiner darf es ungestraft überschreiten; aber doch beschränkt es den wahrhaft gebildeten Theilnehmer der Geselligkeit in keiner Weise, weil in ihm selbst sein geselliger Geschmack sich entwickelt,

weil kein Einzelner dies Gesetz nach seiner Willkür gemacht hat, sondern es nur aus der Übereinstimmung aller besonnenen Mitglieder des geselligen Kreises geworden ist. In diesen Formen äußert nun freilich ein jeder den besondern Inhalt seines Bewußtseins; aber auch dieser Inhalt hat eine allgemeine Grundlage und setzt eine allgemeine Bildung voraus, welche keinem fehlen darf ohne ihn unfähig zu machen an der geselligen Äußerung vollen Antheil zu nehmen, und auch von dieser allgemeinen Bildung gilt dasselbe, was von jenen Formen; niemand hat sie gemacht; alle haben an ihrer Entstehung, Überlieferung und Fortbildung mehr oder weniger Antheil. Nichts weiter als ein mehr ausgebildetes, entschiedener abgesondertes und sorgfältiger gepflegtes Glied derselben Richtung des Geistes haben wir in den üblichen Formen und in den hergebrachten Stoffen der schönen Kunst zu erblicken. Diese Formen der Musik, des Tanzes, des Schauspiels, der architektonischen Zierathen, der Dichtkunst, der Malerei und Bildhauerei, sie können nur als ein allgemeines Product geselliger Verhältnisse angesehn werden, als ein Erzeugniß eines Geschmacks, der unter verschiedenen Verhältnissen der Natur und der unter ihren Einflüssen sich bildenden Geselligkeit in verschiedener Weise sich gestaltet. Und in anderer Art lassen auch die überlieferten Stoffe der Kunst sich nicht begreifen. Es sei erlaubt, hierbei noch einmal auf die Weise zurückzukommen, wie die Sage von der Kunst bearbeitet wird. Wenn sie dem Künstler gegeben ist als ein schon vorbereiteter Stoff, als ein Kunstwerk des geselligen Kreises, in welchem sie ausgebildet worden, und wenn dieser darauf ausgeht sie nun weiter auszubilden und die unbe-

stimmten, noch nicht genugsam ausgeführten Stellen in ihr zu größerer Anschaulichkeit zu gestalten, wie mögen wir ihn dann anders betrachten, als nur als einen Fortbildner in dem Sinne seiner Geselligkeit? Er ist wie ein Künstler, welcher das angefangene Werk eines andern Künstlers zu vollenden sucht. Nicht etwas gänzlich Neues will er machen, sondern er denkt sich hinein in die Phantasie seines Vorgängers, versetzt sich in dessen Anschauung des Schönen und betrachtet sich selbst nur als eine weitere Entwicklung der Keime, welche in seinem Vorgänger schon emporzutreiben in Begriff waren. So sind diese Stoffe der Kunst als die allgemeine Bildung des geselligen Kreises zu betrachten, welche der Künstler selbst weiter zu bilden bemüht ist.

In diesen gegebenen Stoffen und Formen der Kunst, aus welchen der Künstler seinen Gegenstand und die allgemeine Einkleidung seines Gegenstandes sich wählt, haben wir nun die Vermittlung zu erkennen zwischen der eigenthümlichen Erregung des Künstlers und seiner Darstellung. Eine solche Vermittlung mußten wir suchen wegen der Schwierigkeiten, welche es hat das Innerste seines Gemüths in die Erscheinung auf eine Andern zugängliche Weise heraustreten zu lassen. Der Künstler vermag dies nur dadurch, daß seine Eigenthümlichkeit in der Geselligkeit selbst gebildet, daß sie emporgewachsen ist in den Anschauungen des Schönen, welche das Leben des geselligen Kreises darbot, und daß er nun in Fortbildung der Keime, welche dieses Leben zur Entwicklung des Schönen in sich trägt, sich zu bewähren die stärkste und willkommenste Anreizung findet. Da bieten in den Formen und Stoffen der Übereinkunft die Mittel sich dar, durch welche er andern ähn-

lich Gebildeten sein Gemüth eröffnen kann, ohne doch in die kleinsten Einzelheiten seines eigenen Lebens einzugehn, welche eben nur für die Vertrautesten verständlich und von Interesse sind. Seine Eigenthümlichkeit ist im Charakter der Geselligkeit geworden und spricht sich daher auch in diesem Charakter aus. Er hat sich zu betrachten als ein Glied einer geistigen Gemeinschaft, welches rückwärts und vorwärts seine Anknüpfungspunkte sucht, fortbildend, was schon gegeben ist, und auch wieder dazu bestimmt, in die Bildung seiner Mitwelt und Nachwelt selbstthätig einzugreifen. Nur in dieser Weise ist eine gesunde Entwicklung der Kunst zu gewinnen; eine jede andere Richtung der Kunst trägt etwas krankhaftes in sich.

Freilich kann man nun noch fragen, wie weit wohl auch diese Vermittelung zwischen künstlerischer Begeisterung und künstlerischer Darstellung führen werde. Denn alle menschliche Mittel sind ja unvollkommen. Wir wissen, daß auch die vollkommenste Darstellung, volksthümliche Formen und Stoffe benutzend um die Begeisterung des Künstlers auszudrücken, dennoch nicht immer und bei Allen vermocht hat eine ähnliche Begeisterung hervorzurufen; oftmals sind die Absichten wahrer Künstler nur halb verstanden, oft ganz falsch gedeutet worden. Die geistige Gemeinschaft, welche in einem geselligen Kreise sich ausbildet, ist dennoch nicht so genau, daß sie einen gleichartigen Geschmack in allen ihren Theilnehmern herstellen könnte. Daher ist auch nicht zu erwarten, daß irgend ein Mittel ausreichen werde eine gleichartige Auffassung eines Kunstwerks bei allen Freunden der Kunst hervorzubringen und diese gleichsam zum Verständniß zu zwingen. Man muß auch

in diesen Dingen, wie in so vielen andern, damit sich begnügen, wenn man zu einer Annäherung an die gestellte Aufgabe gelangt ist. Das Schöne kann der Eine nicht vollkommen so fühlen wie der Andere, so lange der Eine nicht die Eigenthümlichkeit des Andern ganz in sich aufgenommen hat. Man muß sich daher damit begnügen, wenn ein Kunstwerk es erreicht hat, daß es das Mitgefühl Anderer in dem weitesten Kreise der geselligen Gemeinschaft erregt und dadurch beständig von Neuem sie auffordert den Phantasienkreis des Künstlers in sich aufzunehmen und mit ihren eigenen Phantasien zu verschmelzen, ohne daß es doch aufhörte als ein abgesondertes Ganzes sich darzustellen. Weil dies niemals vollkommen gelingt, eben deswegen reizt das wahre Kunstwerk unaufhörlich zu wiederholter Betrachtung. Es ist wie ein tiefes Räthsel, welches je mehr es sich enthüllt, um so mehr eine Tiefe ahnden läßt, welche doch noch zu erforschen übrig bleibt. Es ist das Räthsel eines menschlichen Gemüths, wie es der Fülle der Erscheinungen sich eingebildet hat. Es ist wie ein Spiegel der Welt, vor welchen du tausendmal tritst, um tausendmal ein neues Gesicht zu schauen. Eine rein wissenschaftliche Darstellung kann man erschöpfen, das Gemüth eines Menschen nicht, so lange nicht alles klar ist, das Gemüth selbst, wie die Welt, welche darin sich spiegelt. Eben weil das Kunstwerk diese Tiefe und Fülle des Gemüths offen darzulegen sich zur Aufgabe setzt, kannst du in ihm eine Quelle stets neuer Anregung deines Geistes finden.

Von diesen Gesichtspunkten aus, glauben wir, müsse der Geschmack am Schönen, welchen die Menschen hegen, und das Schöne, welches sie hervorbringen, betrachtet wer-

den. Wer anderswo seinen Standpunkt sucht, als ausgehend von dem Bestreben in der weltlichen Geselligkeit seiner eigenen und jeder fremden Eigenthümlichkeit sich bewußt zu werden, der dürfte wohl nicht auf die rechten Antriebe gestoßen sein, aus welchen die Erscheinungen des ästhetischen Lebens sich erklären lassen. Nachdem man hinweggekommen ist über die gar zu sinnliche Ansicht vom Schönen und von der schönen Kunst, welche in Gefahr war jenes mit dem Angenehmen, diese mit den Schmeichelkünsten des Genusses zu verwechseln oder doch diese verschiedenen Dinge nicht genug auseinanderzuwirren wußte, sind die Untersuchungen über das Schöne gewöhnlich an zwei Klippen gescheitert, indem man den Unterschied desselben bald vom Wissenschaftlichen, bald vom Religiösen nicht sicher nachweisen konnte. Über diese Schwierigkeiten wird man wegkommen, wenn man gelernt hat bei allen ästhetischen Untersuchungen zum Gegenstande seiner Forschung zu machen, wie das Schöne in der Bildung der Eigenthümlichkeit für die weltliche Geselligkeit sich entwickelt.

G ö t t i n g e n,

Druck und Papier der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ritter, Heinrich,

Kleine philosophische Schriften

Bd.: 2

Kiel 1840

Ph.u. 425 kd-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046757-8